

Steve Bannon in Zürich, Pierin Vincenz am Pranger, Frauen in der Kunst

Nummer 10 – 8. März 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

4 194407 006504 10



La meccanica delle emozioni



«ERGREIFE DIE EINE MILLISEKUNDE
UND LASS SIE EWIG WIRKEN.»

SEBASTIAN VETTEL



ALFA ROMEO **STELVIO**

ER IST SCHNELL: 283 KM/H. ER HAT KRAFT: 510 PS. ER BESCHLEUNIGT VON 0 AUF 100 IN 3,8 SEKUNDEN.
ER IST SO SCHNELL, DASS EINE MILLISEKUNDE EINE EWIGKEIT DAUERN KANN.

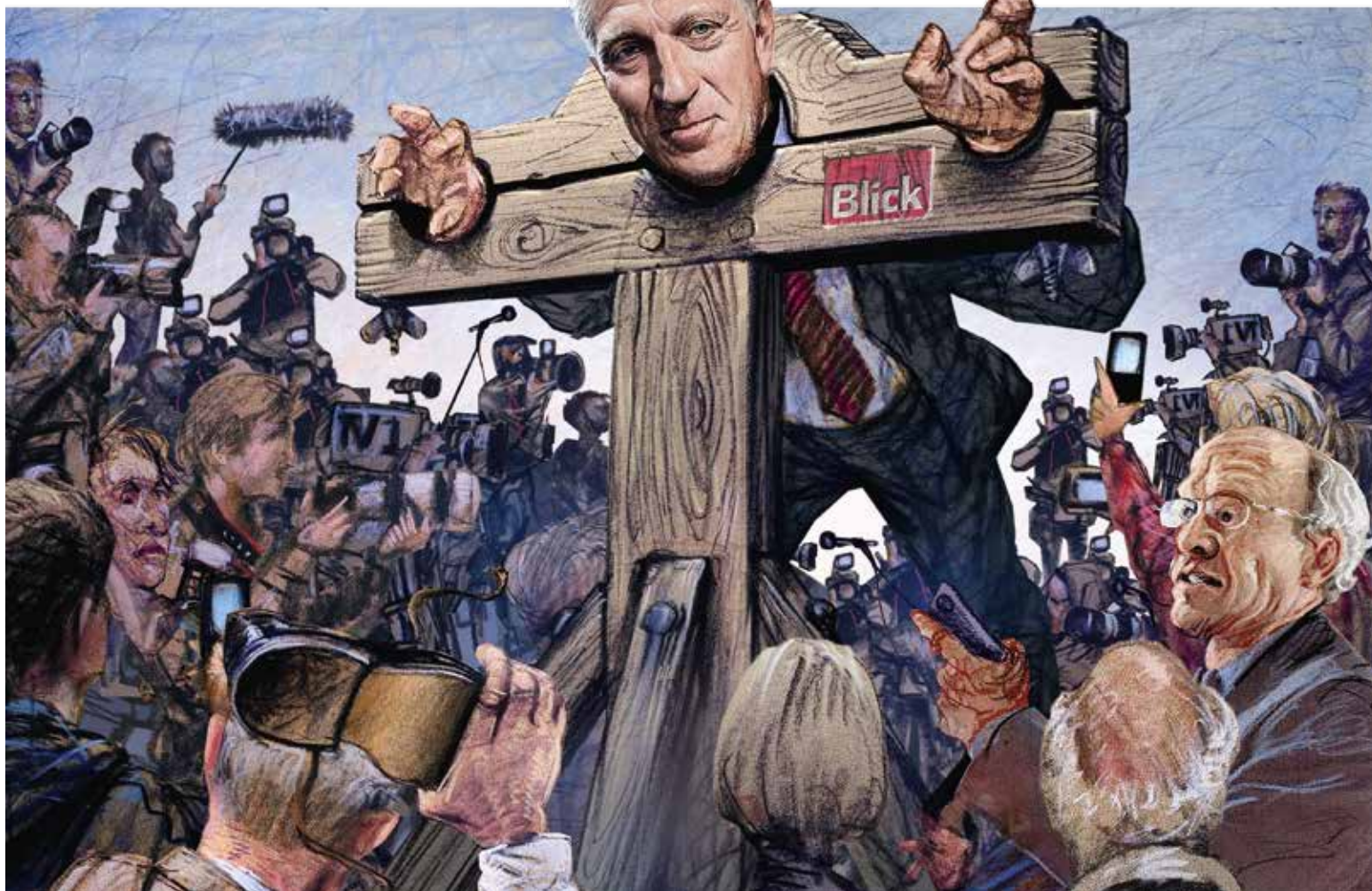
VETTEL-VIDEO
ENTDECKEN:



La meccanica delle emozioni



DIE WELTWOCH



Hexenjagd

Der Fall Vincenz oder die journalistische Verwilderung des Rechtsstaats.

Von Beat Gygi

Und übrig blieb die Cousine

Die Universität Zürich schafft einen neuen Top-Job.

Von Philipp Gut

Steve Bannons Zürcher Rede

Alles über den grossen *Weltwoche*-Anlass.

Auto-Salon

Was Frauen kaufen,
schöne Neuheiten,
Fahrberichte





PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Weltzeituhr Ref. 5230G

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Sei die Stimme, nicht das Echo.

The new Leon CUPRA R.

Sie wissen selbst, wo es lang geht. Sie brauchen niemandem zu folgen. Mit dem neuen CUPRA R. Mit unserem stärksten Motor. Kupfer- und Karbon-Finish. Technologie und Schönheit. Leistung und Exklusivität. In streng limitierter Auflage. Für ein paar Auserwählte, die sich dafür entscheiden.

Am Genfer Automobil-Salon auf dem SEAT Stand.



Wenn ein ehemaliger Topbanker von der Polizei abgeholt wird, tagelang in Gewahrsam gehalten und dann in Untersuchungshaft gesteckt wird, dann muss irgendwo ein dicker Hund begraben sein – denkt man sich so im Alltagsleben. Vergangene Woche ist der frühere Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz in diese Lage geraten. Seither gibt es in den Medien zahlreiche Mutmassungen, Spekulationen und Vorverurteilungen mit Blick auf allfällige Vergehen von Vincenz und seinem Nachfolger Patrik Gisel. Wir haben die Umstände näher angeschaut und zeigen, was es heisst, wenn man die Unschuldsvermutung ernst nimmt. **Seite 20**

Der Vorgang lässt aufhorchen: Die Uni Zürich schreibt die neue Topstelle eines «Direktors universitäre Medizin» aus – und übrig bleibt im Bewerbungsverfahren eine einzige Kandidatin: die Cousine von Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Silvia Steiner (CVP). Beatrice Beck Schimmer, so heisst die Glückliche, ist Professorin für Anästhesiologie und war, wie die Recherche von Philipp Gut zeigt, in ein aktenkundiges Verfahren wegen zweifelhafter Datenverwendung verwickelt. **Seite 30**

Es ist ein merkwürdiges Paradox. Da gewinnt die SRG haushoch einen Abstimmungskampf, doch statt dass nun Ruhe einkehrt, setzt gleichentags eine noch viel massivere Kritik an der SRG ein. Selbst linksliberale und grüne Politiker wollen ihr nun finanziell an den Kragen. Das Nein zu «No Billag» war ein Nein aus Notwendigkeit, aber kein Nein aus Liebe zum öffentlichen TV und Radio. Die SRG und ihre Finanzen, so schreibt unser Medienjournalist Kurt W. Zimmermann, werden darum auf Jahre hinaus ein Streitfall bleiben. No Billag war nur ein Intermezzo in einer endlosen Doku-Soap. **Seite 40**

Was haben Bligg, Pegasus, Baschi, Eliane Müller und die Schwiizergofe gemeinsam? Sie gehören allesamt zu den erfolgreichsten Musikern beziehungsweise Bands der Schweiz. Und sie haben alle ihre bekanntesten Songs bei Hitmill in Zürich produziert. Roman Camenzind und sein Team scheinen das sichere Rezept für den Schweizer Hit gefunden zu haben: Fast alles, was aus ihrem Studio herauskommt, wird zum Erfolg. Wie kriegen die das hin? Was macht den hiesigen Musikgeschmack aus? Rico Bandle hat das Geheimnis des erfolgreichsten Musikproduzenten des Landes zu ergründen versucht. **Seite 58**

Weltwoche on the road – und wie! Am letzten Dienstagabend trat Steve Bannon vor ausver-



«Die Kraft der Argumente»: Bannon in Zürich.

kauften Rängen in der Halle 622 in Zürich Oerlikon auf. Gegen 1500 Gäste liessen die Sicherheitskontrollen geduldig über sich ergehen, um Donald Trumps früheren Sicherheitsberater zu hören, der sich den Fragen von Roger Köppel und des Publikums stellte. Der lockere und tiefgründige Austausch förderte viele überraschende und pointierte Aussagen zutage. «Wir glauben an die Kraft der Argumente und der freien Rede», sagte Roger Köppel zur Begrüssung des Gasts aus den USA. **Seite 16**

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Freude am Fahren

BE THE ONE
WHO DARES.



DER ERSTE BMW X2.

Code shazamen und
den BMW X2 erleben.



Eine Gemeinheit

Fall Vincenz oder die journalistische Verwilderung des Rechtsstaats.

Von Roger Köppel

Noch ist Vincenz nicht verurteilt, das ist klar. Aber er ist erledigt: So spricht Hans Geiger, eigentlich hochintelligenter ehemaliger CS-Mann und einst Bankenprofessor an der Universität Zürich. Er fällt ein scharfes Urteil: Vincenz' Deals seien «nicht nur unanständig», sie seien «rechtlich gar nicht zulässig». Der ehemalige Hochschullehrer und SVP-Politiker ist sicher, dass die «Ermittler» etwas finden werden.

Diese Sätze, in aller Selbstverständlichkeit dahingesagt im *Blick* des Verlagshauses Ringier, bringen die ganze Misere um diese geifernde Hexenjagd gegen den einstigen Überflieger-Banker Pierin Vincenz auf den Punkt. Das Todesurteil ist vollstreckt. Jetzt schauen wir mal, ob sich der Geköpfte auch wirklich etwas hat zuschulden kommen lassen.

Der Skandal dieser Sätze, denen die Medien jetzt kollektiv nachleben, liegt hier: Die Exekutionskommandos der Moral halten sich an keine Prozessordnung. Wir leben im Zeitalter des medialen Sofort-Prangers. Die Unschuldsvermutung wird zwar heuchlerisch beteuert, aber das machen die Medien nur, um, juristisch abgesichert, ihre unbewiesenen Vorwürfe noch ungehemmter auszubreiten. Wie Geiger zustimmend sagt: Die Existenz wird vernichtet, bevor der Rechtsstaat wirken kann.

Gewiss: Es stehen schwere Vorwürfe gegen den ehemaligen Raiffeisen-Chef und Medienliebling Vincenz im Raum. Er soll sich persönlich bei gewissen Deals seines Arbeitgebers bereichern und seine persönlichen Verflechtungen verschleiern haben. Man bezichtigt ihn, er habe heimlich in die eigenen Taschen gewirtschaftet. Er selber bestreitet alles, und niemand weiss bis jetzt – und am wenigsten wissen es die Journalisten –, was genau gelaufen ist. Egal. Die Gerichtshöfe der Moraliserer-Medien kennen keine Prozessordnung.

Die Vorverurteiler fühlen sich auf der sicheren Seite, weil auch die Justiz in ihren Untersuchungen heftig zuschlug. Vincenz sitzt in U-Haft, seine ehemaligen Kollegen schiessen mit Strafanzeigen gegen ihn. Politiker, die ihm vorher hinterherkrochen, lassen ihn fallen wie ein faules Stück Fleisch. Es gibt Fakten, aber es gibt bis jetzt eben noch nicht die ganze Wahrheit, von einem Strafurteil nicht zu sprechen. Dass die Behörden ihren Job tun, daran ist nichts auszusetzen. Die Anheizer in den Medien, die Geigers und die Ringiers, sind das Problem: Sie verhalten sich so, als ob es zwischen Urteil und Verfahren keinen Unterschied mehr gebe.

Die strafrechtliche Beurteilung von mutmasslichen Wirtschaftsdelikten ist äusserst schwierig. Was für die einen wie ein himmelschreiender Rechtsbruch aussieht, ist bei genauer Betrachtung oft nichts anderes als ein legales Geschäft unter Freiwilligen. Die Justiz, selbst die grössten Star-Staatsanwälte können sich, jederzeit, kolossal irren: Denken wir nur an den Fall des Zürcher Bankiers Oskar Holenweger, der von der Bundesanwaltschaft acht Jahre lang verfolgt, von den Medien verteufelt, um seine Bank gebracht und schliesslich in allen Punkten freigesprochen wurde. Die *Weltwoche* stand von Beginn weg recherchierend auf Holenwegers Seite.

Oder nehmen wir einen anderen Fall, bei dem sich das vorverurteilende Getöse in nichts als heisse Luft auflöste: Als der damalige Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand über seine privaten Währungsgeschäfte stürzte, rückte die Zürcher Justiz mit Rollkommandos in der Villa des SVP-Politikers Christoph Blocher ein. Einige Medien waren vorab informiert, man schwelgte gierig in anklägerischen Verschwörungstheorien. Nichts, aber auch gar nichts blieb vom Versuch der Behörden übrig, das offensichtliche Fehlverhalten Hildebrands einer anderen Person anzuhängen. Kleinlaut krebsten die Medien irgendwann zurück, Schuldbewusstsein gleich null.

Zur Erinnerung: Noch ist Vincenz unschuldig. Wie Sie und ich. Und nach wie vor ist im Fall Vincenz eine ganz andere Sicht möglich. Vielleicht waren seine Geschäfte in Ordnung. Vielleicht fanden sie ganz anders statt. Vielleicht hat der angesehene Gutachter Prof. Peter Forstmoser recht, der beim Anblick der Transaktionen vor neun Jahren zwar die Nase rümpfte,

aber kein widerrechtliches Verhalten erkennen konnte. Vielleicht liegen seine eingeschüchterten Ex-Kollegen bei Raiffeisen falsch, wenn sie jetzt auf Vincenz feuern, um sich gegen die Medienscharfrichter zu panzern.

Viele, die mit ihm geschäftet haben, halten es für unmöglich, dass der extravertierte und politisch stets auf dem Mainstream surfende Bündner mit Hang zum Sonnenkönig ein dreckiger Verbrecher ist. Vincenz habe Raiffeisen gross gemacht, wie ein Unternehmer gedacht und auch gehandelt und für viele Mehrwert geschaffen, ja, auch für sich selbst. Noch ist es in der Schweiz nicht verboten, sich als angestellter Topmanager zum eigenen Vorteil an anderen Firmen zu beteiligen. Es ist jetzt die Aufgabe der Justiz herauszufinden, ob Linien überschritten und Delikte begangen wurden.



Am Pranger: Vincenz.

Wir stellen Vincenz keinen Persilschein aus. Es ist auch kein Geheimnis, dass diese Zeitung nicht unbedingt auf dem Stapel seiner Lieblingslektüren lag. Die *Weltwoche* ist für das Bankkundengeheimnis. Vincenz legte sich für dessen Beerdigung ins Zeug. Die *Weltwoche* machte nicht mit im Gottesdienst um die scheinengiale Ex-Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Vincenz war Teil ihres politischen Fanklubs. Ungeachtet dessen ist es eine ausgemachte Gemeinheit, wie der Ex-Banker und seine Familie ohne Gerichtsurteil jetzt durch den medialen Fleischwolf gedreht werden.

Okay, man kann argumentieren: Dafür kassieren die Manager doch ihre hohen Löhne. Da müssen sie halt auch den Gegenwind aushalten, nötigenfalls den unverdienten. Das stimmt. Aber es geht hier nur in zweiter Linie um Vincenz und die Raiffeisen. Es geht um den Rechtsstaat. Rechtsstaat heisst, dass man einen Beschuldigten so lange wie einen Unschuldigen behandelt, bis seine Schuld zweifelsfrei erwiesen ist. Davon sind wir bei Vincenz noch meilenweit entfernt. Rechtsstaat heisst, dass man im Zweifel immer für den Angeklagten Stellung bezieht.

Vor dem Rechtsstaat gab es den Pranger. Wer bei den Mächtigen in Ungnade gefallen war, wurde dem Pöbel zum Frass vorgeworfen, gedemütigt und vorgeführt. Im Mittelalter galt der Satz des eingangs zitierten Professors: Man wurde erledigt, bevor die Vorwürfe geprüft wurden. Der Rechtsstaat steht für die zivilisatorische Überwindung des Prangers. Die Medien wären eigentlich die Gralshüter der Unschuldsvermutung. Gerade sie müssten den Angeklagten verteidigen, seine Integrität schützen, auch gegen die immer möglichen Irrtümer der Justiz.

So distanzlos, wie sie ihn früher hochgejubelt haben, so distanzlos machen sie ihn jetzt fertig. Der Fall Vincenz steht für die journalistische Verwilderung des Rechtsstaats.



SCHONENDE
OPERATION BEI
HÜFTARTHROSE

Öffentlicher Informationsabend
Mittwoch, 14. März 2018, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Haus zur Pyramide in Zürich statt. Anmeldung erforderlich.
Weitere Informationen auf pyramide.ch.



Übernatürlich: Millie Bobby Brown. Seite 26



Fragwürdige Berufung: Seite 30



«Du stehst auf und trainierst, du leidest wie ein Schwein, dann gehst du feiern.»

Taki Theodoracopulos: Seite 44

Titelgeschichte

- 20 **Pierin Vincenz** Hexenjagd auf den ehemaligen Raiffeisen-Chef
- 22 **Von Beginn weg schuldig**
- 23 **«Vincenz war der Superstar»**

Kommentare & Analysen

- 9 Editorial
- 13 **Kommentar** Verlorenes Terrain
- 14 **Wirtschaft** Begehrte Objekte
- 14 **Nationalbank** Geld zurück!
- 15 **Eilmeldung** Wenn sich der Sudan um Schweizer Frauen sorgt
- 16 **Kopf der Woche** Steve Bannon
- 24 **Essay der Woche** Intelligenzbestie auf dem Meeresgrund
- 26 **Zeitgeist** Millie Bobby Brown in der Serie «Stranger Things»
- 28 **Mörgeli** Nichts als Ärger mit der Stadt
- 28 **Bodenmann** Putins Schnuderbuben
- 29 **Medien** 125 Jahre politisch unkorrekt
- 29 **Die Deutschen** Mehr Frauen
- 53 **Ausland** Imperialismus à la chinoise

Inland

- 17 **Bannon-Auftritt** Ohne Krawatte
- 30 **Übrig blieb die Cousine** Fragwürdige Berufung an der Universität Zürich
- 32 **Parlament** Die Crux mit der Frauenfrage
- 33 **Alain Berset** Der falsche Mann
- 34 **Verschönern und verschleiern** Die EU-Pläne des Bundesrats
- 35 **Simonetta Sommaruga** Sozialhilfe für alle
- 36 **Grenzgänger** Leere Versprechen

- 37 **FDP** Wankelmütige Gralshüterin
- 40 **Ran an den Speck** Die SRG nach der «No Billag»-Abstimmung
- 42 **Die Abschussliste** Von «Happy Day» über den «Tatort» bis zu «10 vor 10»
- 48 **Xi Jinping** Die ehrgeizigen Pläne des chinesischen Präsidenten

Interviews

- 38 **Hernani Marques** Der Hacker über Geheimdienste, Edward Snowden und die E-Mails von Hillary Clinton
- 44 **Taki Theodoracopulos** Rendez-vous mit dem Kaiser des Highlife im legendären Eagle Ski Club ob Gstaad
- 50 **Steve Bannon** Trumps ehemaliger Chefstrategie zu den Wahlen in Italien
- 62 **Bodo Kirchner** Der deutsche Autor über die sinkende Bedeutung der Literatur

Ausland

- 51 **Italien** Ende der liberalen Mitte
- 54 **Inside Washington** Live aus dem Weissen Haus
- 54 **Blufft Putin?** Was ist von Russlands Atomwaffenprogramm zu halten?

Wirtschaft & Wissenschaft

- 64 **Marko M. Feingold** Treffen mit dem 104-jährigen Holocaust-Überlebenden
- 72 **Mysterien der Weltgeschichte** Roter Frankenstein

Auto-Spezial

- 78 **Genfer Auto-Salon 2018** Neuheiten, Fahrberichte und Meinungen von Experten

Kultur & Gesellschaft

- 56 **Ikone der Woche** Félix Vallotton
- 58 **Roman Camenzind** Seismograf des Schweizer Musikgeschmacks
- 61 **Barbara Bleisch** Philosophische Eiseskälte
- 66 **Rudi Bindella** Der grosse Schweizer Gastro-Unternehmer wird siebzig
- 69 **Roger Bannister** Nachruf auf den legendären Leichtathleten

Rubriken

- 13 **Im Auge** Lisa del Giocondo
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf** Walentin Falin
- 70 **Die Bibel** Realitätssinn ist christlich
- 70 **Kino** «Molly's Game»
- 71 **Knorr's Liste**
- 71 **Jazz** Andreas Schaerer
- 73 **Fragen Sie Dr. M.**
- 73 **Gewinner der Woche** Emmi
- 74 **Thiel** Protestkongress
- 74 **Namen** Erlkönig im Shitstorm
- 74 **Fast verliebt** Mit 66 Jahren
- 75 **Unten durch** Vier Ringe
- 76 **Wein** Vibrierende Studie in Grau
- 76 **Salz & Pfeffer** Ein hervorragender Chinese
- 77 **Darf man das?/Leserbriefe**
- 92 **Auto** VW Polo «Beats»



Neu! Vier Mal pro Woche: **Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten. Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung kostenlos. www.weltwoche.ch/daily





Lamborghini-Museum © Lamborghini



Lamborghini-Werk © Lamborghini



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor-Mania»

Dolce Vita und schnelle Motoren

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf dieser viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Bologna und Modena.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und Emotionen. Bei Werksbesichtigungen und in Ausstellungen erkunden Sie legendäre Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind.

Nicht zu kurz kommt auf der 5-tägigen Reise der Genuss, so etwa beim Abendessen im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Ferrari-Formel-1-Piloten, oder bei der Parmigiano-Degustation auf dem Landgut der Familie Panini.

Programm (Auszug):

1. Tag: Reise nach Bologna

- Individuelle Anreise nach Bologna
- Check-in und Apéro im Hotel

2. Tag: Edelschmiede Lamborghini

- Werksbesichtigung bei Lamborghini

- Besichtigung des Werksmuseums von Lamborghini
- Besuch des Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseums
- Mittagessen mit Fabio Lamborghini

3. Tag: Pagani, Maserati-Museum, Ducati

- Besuch der Edelschmiede Pagani
- Parmigiano-Degustation
- Besuch des Maserati-Museums
- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati

4. Tag: Bolognas Altstadt und Ferrari

- Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten Bolognas
- Fahrertraining auf dem Autodromo di Modena (optional)
- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
- Abendessen im Ristorante «Montana»

5. Tag: Individuelle Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor-Mania», 4. bis 8. April 2018

Leistungen:

- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «I Portici»
- Abendessen mit Aperitif
- Mittagessen mit Fabio Lamborghini in einer Trattoria
- Parmigiano-Degustation
- Abendessen im Restaurant «Montana»
- Besuch bei Lamborghini (Werk, Werksmuseum und Privatmuseum)
- Ausflug zu Pagani, Maserati-Museum und Ducati (Werk und Museum)
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Besuch bei Ferrari (Werk, Museum)

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1680.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 1980.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 420.–

Option:

Fahrertraining mit einem Testfahrer auf dem Autodromo di Modena (Fr. 660.–)
Begleitete Testfahrt im Ferrari F430 (Fr. 150.–, 30 Min.)
Anreisepaket mit Flug (Fr. 600.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Verlorenes Terrain

Von Rico Bandle — Die Schweizer Städte haben sich zu links-grünen Reservaten mit politischer Monokultur entwickelt. Daran wird sich so schnell nichts ändern. Denn es lebt sich wunderbar darin.



Willkommen im Wohlfühl-Reservat: Zürich.

Es war eine Machtdemonstration, die wohl auch einigen Linken langsam unheimlich wird. Bei der Wahl der Zürcher Stadtregierung letztes Wochenende belegten die sechs Kandidaten der linken Parteien SP, Grüne und Alternative Liste (AL) die ersten sechs Plätze. Hätte sich nicht eine bisherige SP-Stadträtin kurzfristig vor dem Wahltermin zurückgezogen, wären nun womöglich sieben der neun Sitze in linker Hand. Auch im bisher ausgeglichenen Parlament erlangten SP, Grüne und AL eine absolute Mehrheit. Links-Grün kann jetzt in der Wirtschaftsmetropole Zürich ungehindert regieren – und niemand wundert sich darüber.

Alles für die eigene Klientel

Die linke Monokultur ist das Resultat einer geschickten Strategie. Letzten Sommer hat Stadtpräsidentin Corine Mauch 40 000 Ausländer in einem Brief dazu aufgefordert, einen Schweizer Pass zu beantragen, bevor im nächsten Jahr die verschärften Einbürgerungsregeln in Kraft treten würden. In den Folgemonaten nahmen die Einbürgerungsgesuche um bis zu 86 Prozent zu – so effizient hat wohl noch nie eine Partei ihre Wählerbasis erweitert. Wichtiger und nachhaltiger allerdings ist die Selektion durch Wohnpolitik. Vorlagen unter dem Stichwort «zahlbare Wohnungen» erreichen bei Abstimmungen regelmässig nordkoreanisch anmutende Ja-Anteile. Von den «zahlbaren Wohnungen» pro-

fitieren aber in erster Linie nicht Geringverdiener und Sozialhilfebezüger, sondern Chefbesamte, leitende Angestellte, Journalisten. Diesen Umstand versucht die Linke nicht einmal zu kaschieren. «Auch Gutverdiener haben Anrecht auf eine zahlbare Wohnung», sagte die Co-Präsidentin der Stadtzürcher SP, Gabriela Rothenfluh, im *Tages-Anzeiger*. Selbst einem Multimillionär wie Roger Federer würde sie eine städtische Wohnung geben.

Die SP wehrte sich lange Zeit mit allen Mitteln gegen Einkommenslimiten für Bewohner städtischer Wohnungen. Mit gutem Grund: Man würde damit die eigene, mehrheitlich gutverdienende Klientel vergraulen, die die günstigen Wohnungen beansprucht. Für einfache Leute – also Handwerker, Hilfspersonal, Gewerbler – hat es in der «sozialen» und «offenen» Stadt längst keinen Platz mehr. Man hat sie erfolgreich in die Agglomeration verdrängt.

Die Folge ist ein Reservat, wo Menschen aus einem vergleichbaren sozialen Milieu in einer abgeschlossenen Wohlfühlwelt leben. Einer Welt, in der man gleichzeitig ja sagt zur 2000-Watt-Gesellschaft und zu einer neuen Eishalle, in der man auch im Hochsommer Schlittschuh laufen kann. Wo linke Grossverdiener dank billigen Genossenschaftswohnungen und Kita-Subventionen nicht nur einmal pro Jahr in die Karibik fliegen, sondern zweimal. Wo man Gewerbetreibende mit einer Flut an Vorschriften und Kontrollen drangsaliert, bei linken Hausbesetzern aber beide Augen zudrückt. Wo in subventionierten Theatern Podiumsgespräche unter Gleichgesinnten als Beitrag zur Meinungsbildung angesehen werden. Und wehe, die Uni oder ein Theater lädt doch einmal jemanden mit einer anderen Gesinnung ein: Dann wird dermassen heftig protestiert und mit Gewalt gedroht, bis die Veranstaltung abgesagt werden muss.

Rechte Politiker reagieren zunehmend verzweifelt. Ein «Saustall» sei die städtische Politik, schmolte die SVP im Wahlkampf. Darüber kann man als Stadtbewohner nur lachen. In dem Reservat lebt es sich wunderbar, alles ist wohlgeordnet, sauber und bis ins letzte Detail organisiert. Und man kann sich bei allen Privilegien erst noch als moralisch erhabener, sozialer Mensch fühlen.

Den bürgerlichen Parteien bleibt nichts anderes übrig, als einzusehen: Die grösseren Städte sind für sie langfristig verloren. So lange zumindest, wie die kapitalistische Wirtschaft mit ihren Steuern die linke Traumwelt üppig finanziert.

Macht des Silberblicks



Lisa del Giocondo, Weltreisende.

Ihrer Zaubermacht erliegen auch Fussballer. Die vermutlich noble Dame aus Florenz mit dem rätselhaften Silberblick hat schon vieles ausgestanden. Jahrhundertlang hing sie dekorativ in Königsschlössern. Sie lächelte von der Schlafzimmerwand auf Napoleon herab, der sie für sich ganz allein beanspruchte. Sie wurde von einem Italo-Anstreicher geklaut und brachte sogar Picasso in Diebstahlverdacht. Im Zweiten Weltkrieg tauchte sie in einer Abtei im Midi vor den Deutschen unter. Sie überstand 1956 im Louvre ein Säureattentat. Präsident de Gaulle verfiel dem Charme Jackie Kennedys und schickte sie in einer Erste-Klasse-Kabine der «France» nach New York ins Metropolitan Museum of Art, wo nachts eine ausgerastete Sprinkleranlage auf ihr Gesicht regnete. Fortan schützte Panzerglas ihre blasse Haut Tag und Nacht. Auch als sie 1973 nach Japan und, als politische Botschafterin im Kalten Krieg, nach Moskau geschickt wurde.

Das begehrtesten Modell der Kunstgeschichte und Fussball? Das Hooligan-Gesocks rangiert in der Rangliste der nützlichen Menschen ziemlich weit unten, in der Kategorie Fantasie jedoch sind sie manchmal Weltmeister. Im Stade Bollaert-Delelis im nordfranzösischen Lens entrollten sie unlängst über ihrem Tribünensektor eine Riesenleinwand mit der Kopie der Mona Lisa. Dagegen war Andy Warhols Druckserie eine mickrige Selbstbereicherungsaktion. Das Original, das Leonardo da Vinci vermutlich im Jahr 1503 auf dünnes Pappelholz gemalt hat, misst bescheidene 77 × 53 Zentimeter. Das überraschende monumentale Verehrungswerk der lokalen Fussballfans hingegen ist ein Dank an die Adresse der französischen Kulturministerin Françoise Nyssen, 66, die als Akt der Demokratisierung der Kunst den Transfer der Mona Lisa in die neue Louvre-Dépendance nach Lens verfügt hatte, entgegen dem Willen des Pariser Louvre-Direktors, der fürchtet, dass nun weniger Museumstouristen nach Paris reisen. Auch der Louvre Abu Dhabi erwartet ihren Besuch, ihre Zurschaustellung in London ist bereits gebucht. Peter Hartmann

Begehrte Objekte

Hubert Mooser — Sollen Übernahmen mit Beteiligung ausländischer Staaten erschwert werden?

Nirgendwo auf der Welt sei es so einfach wie in der Schweiz, unternehmerische Perlen aufzukaufen und Fachwissen ins Ausland abzügeln, sagt der Walliser CVP-Ständerat Beat Rieder. Die Schweiz sei mit ihrer sehr offenen und liberalen Marktwirtschaft enorm verwundbar. Neue Regeln seien notwendig, um dem mit den Firmenübernahmen verbundenen Abfluss von Technologie, Fachwissen und Entscheidungskompetenzen entgegenzuwirken.

Der Vorstoss könnte die Debatte neu entfachen, ob man den Zugriff ausländischer Firmenaufkäufer durch hoheitliche Regeln erschweren soll. Denn viele Unternehmen sind für ausländische Investoren begehrte Objekte. In den letzten Jahren sind denn auch einige Schweizer Top-Firmen durch staatlich kontrollierte oder finanzierte Unternehmen übernommen worden, darunter Barthelet, Gategroup, Swissport. Die Übernahme des Saatgutkonzerns Syngenta durch einen chinesischen Staatskonzern löste gar ein Beben aus. Im Parlament wollte SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt vom Bundesrat wissen, wie er die Verstaatlichung von Schweizer Unternehmen beurteile.

Lange Liste von Vorbildern

Anders als Vogt geht es Rieder aber nicht bloss um Grundsatzfragen. Er will mit neuen Regeln dem Technologieabfluss durch Direktinvestitionen aus dem Ausland einen Riegel schieben. Rieder verlangt, dass ausländische Direktinvestitionen in der Schweiz mittels neuer gesetzlicher Grundlage einer Kontroll- und Genehmigungspflicht unterstellt werden. Staaten, welche der Schweiz bei den Direktinvestitionen Gegenrecht gewähren, sollen jedoch von dieser Regelung ausgenommen werden.

Der Oberwalliser verweist dafür auch auf andere Länder. Eine Vielzahl von Staaten habe in den letzten Jahren Regeln zu einer Kontrolle von ausländischen Direktinvestitionen in heimische Unternehmen zum Schutz der öffentlichen Sicherheit und Ordnung erlassen, so Rieder. Dazu gehören Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Italien, Österreich, Spanien, die USA, Kanada, Australien, Japan, Südkorea oder Indien. Aber auch China und Russland verfügen über Investitionskontrollen mit entsprechenden Genehmigungsbehörden. Soll die Schweiz hier mitziehen? Vor einem Jahr fanden die wirtschaftsliberalen Kräfte im Parlament, darunter zum Beispiel FDP-Präsidentin Petra Güssi, es bestehe kein Handlungsbedarf.

Geld zurück!

Von Urs Paul Engeler — Negativzins-Milliarden gehören den Sparern.

Seit dem 22. Januar 2015 belastet die Schweizerische Nationalbank (SNB) Guthaben auf ihren Girokonten mit einem Negativzins von 0,75 Prozent. Pro Million, die bei ihr lagert, kassiert die SNB jährlich 7500 Franken. Diesen Strafzins zahlen die Geschäftsbanken (die ihn direkt oder indirekt an ihre Kunden weitergeben müssen), die Pensionskassen (was im Endeffekt alle Versicherten in der zweiten Säule schädigt) oder der AHV-Fonds, der nur teilweise von der Abschöpfung befreit ist. Kurz: Den Preis für das Inkasso, das den Franken schwächt und darum währungspolitisch durchaus Sinn macht, zahlen die Sparer und Rentner im Land.

Dabei geht es um gewaltige Beträge. 2015, im Jahr der Einführung, flossen so 1,16 Milliarden Franken zur Zentralbank; 2016 waren es 1,52 Milliarden und im letzten Jahr schon 2,02 Milliarden. Rechnet man diese Erträge auf die ersten Monate des laufenden Jahrs hoch, so hat die SNB dank Negativzins innert dreier Jahre schon über fünf Milliarden eingenommen. Das sind pro Kopf der Bevölkerung im Schnitt immerhin gut 600 Franken.

Diese Milliarden werden nicht etwa einem separaten Konto oder Fonds zugeschrieben, aus dem bei veränderter Wirtschafts- und Währungslage die eingeforderten Strafen zurückerstattet werden könnten. Das viele Geld fliesst in die ordentliche SNB-Rechnung und

via Gewinnausschüttung automatisch weiter zum Bund und zu den Kantonen, die es frei verwenden können. So entsprechen die Negativzinsen Fiskaleinnahmen – mit dem gravierenden Unterschied, dass sie im Gegensatz zu regulären Steuern von den Bürgern demokratisch gar nie gutgeheissen worden sind. Faktisch sind die Negativzinsen verdeckte, also illegal erhobene Steuern: gestohlenen Geld.

Direkthilfe für alle Opfer

Der politische Missstand kann behoben werden, wenn die konfiszierten Milliarden den Eigentümern wieder vergütet werden. Die erste und naheliegende Variante ist, das Geld auf Spezialkonten zu lagern, bis der Zweck der Massnahme erfüllt ist. Hat dannzumal die SNB die Gewinne aus den erhobenen Negativzinsen konsolidiert und realisiert, kann sie diese den Berechtigten zurückzahlen. Als zweiter Kanal zur unbürokratischen und einigermassen gerechten Rückzahlung funktioniert die obligatorische Krankenversicherung. Bereits heute werden auf diesem Weg die Erträge zweier anderer Lenkungsabgaben (auf VOC und CO₂) gleichmässig auf alle Köpfe verteilt. Solange die Negativzinsen nötig sind, könnten die KVG-Prämien jährlich um rund 200 Franken sinken, als Direkthilfe für alle direkten und indirekten Opfer der SNB-Politik.



Illegal erhobene Steuern: Schweizerische Nationalbank, Bern.

Wenn sich der Sudan um Schweizer Frauen sorgt

Von Katharina Fontana — Die Schweiz hat bei den Menschenrechten viel Luft nach oben, kritisiert die Uno in ihrem neuesten Länderbericht. Der Bundesrat macht gute Miene zum bösen Spiel.



Musterschüler am Pranger: Uno-Menschenrechtsrat in Genf.

In wenigen Tagen wird der Schweizer Botschafter Valentin Zellweger vor dem Uno-Menschenrechtsrat in Genf darlegen, wie die Schweiz ihre menschenrechtlichen Mängel beheben will. Das Uno-Gremium ist nämlich nur mässig zufrieden. Ganze 251 Empfehlungen haben die Mitgliedsländer letzten November an die Adresse der Schweiz formuliert, dies im Rahmen der periodischen Überprüfung, der sich jeder Uno-Staat alle paar Jahre unterziehen muss.

Zahlenmässig gesehen, hat sich die Schweiz damit im Laufe der Zeit dramatisch verschlechtert: 2008, als sie erstmals unter die Lupe genommen wurde, gab es 31 Empfehlungen, bei der zweiten Runde 2012/13 waren es bereits 140 Aufforderungen. Und nun, fünf Jahre später, richten über hundert Mitgliedstaaten wie erwähnt 251 Empfehlungen an die Schweiz, wie sie ihre Menschenrechtspolitik verbessern solle.

Der Irak fordert mehr Gleichberechtigung

Wie ist das zu erklären? Das Departement für auswärtige Angelegenheiten beruhigt: Die Zahl der Empfehlungen steige, weil sich immer mehr Staaten aktiv am Länderexamen beteiligten, führt es auf Anfrage aus. Zudem trete die Schweiz als Gaststaat des Uno-Menschenrechts-

rats sowie als Ratsmitglied aktiv in Erscheinung, was ihr viel positive Beachtung verschaffe.

Aussenstehenden dürfte der Bericht des Uno-Gremiums eher kurios vorkommen. Auffallend ist, dass namentlich nichteuropäische Uno-Staaten von Afghanistan bis zur Zentralafrikanischen Republik in der Schweiz eine Vielzahl von Defiziten entdeckt haben. Bangladesch etwa sorgt sich, dass die Frauen hierzulande überdurchschnittlich von Armut betroffen sind. Thailand möchte, dass die Schweiz

Schon hat der Bundesrat verkündet, knapp zwei Drittel der Anregungen zu übernehmen.

ihren Kampf gegen die sexuelle Ausbeutung intensiviert. Tunesien und der Irak verlangen mehr Gleichberechtigung von Mann und Frau auf allen Gebieten. Der Sudan findet das auch und hat dabei vor allem die Frauenlöhne im Auge, Angola die Chefpositionen.

Auch aus dem Osten kommen Ermahnungen. Die Türkei appelliert an die Schweiz, Massnahmen gegen jede Form von Diskriminierung und Unterdrückung von Minderheiten zu ergreifen. Russland fürchtet um die Haftbedingungen in Schweizer Gefängnissen und ruft

dazu auf, das Problem der Überbelegung entschlossen anzugehen. Nach Ansicht von Polen sollte die Schweiz mehr für die Toleranz in der Gesellschaft unternehmen, und Moldawien erachtet die Einführung eines Vaterschaftsurlaubs für dringlich.

Solche Kritik grenzt an Realsatire. Doch so funktioniert eben der internationale Menschenrechtsschutz: Indem sich auch Musterschüler wie die Schweiz, Deutschland oder skandinavische Staaten regelmässig an den Pranger stellen lassen, soll es einfacher werden, wirkliche Problemländer einzubinden und sie allmählich zu einer Verbesserung der Menschenrechtssituation zu bewegen. Der Bundesrat spielt brav mit: So hat er vor wenigen Tagen verkündet, knapp zwei Drittel der Anregungen zu übernehmen; am 15. März sollen die Ergebnisse in Genf besiegelt werden. Unter anderem verspricht die Landesregierung, dass die Schweiz den Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung verstärken wird, etwa mit systematischen Kampagnen, sie wird sich stärker gegen Polizeigewalt einsetzen, einen nationalen Plan zur Suizidprävention sowie eine nationale Gender-Strategie entwickeln und im Ausland tätigen Schweizer Konzernen punkto Menschenrechte mehr auf die Finger schauen. Etliche weitere Punkte sind schon in der Phase der Umsetzung, etwa die Schaffung einer neuen nationalen Menschenrechtsinstitution mit umfassendem Mandat.

Die Strategie der NGOs

Das ist zwar nicht ganz so viel, wie die hiesigen Nichtregierungsorganisationen bei den einzelnen Uno-Staaten vorgängig beantragt haben. Dennoch sind sie die eigentlichen Gewinner der ganzen Übung. Es zeigt sich einmal mehr, wie stark die NGOs der Politik mittlerweile den Takt vorgeben und von aussen Druck gegen die Schweiz aufbauen – fast drei Viertel der Uno-Empfehlungen gehen auf ihre Forderungen zurück. Dass man neuerdings von Panama über Algerien bis zu Ungarn die Schweizer Volksrechte als Risiko für die Menschenrechte ansieht und mehrere Länder vom Bundesrat Barrieren gegen Volksinitiativen verlangen (was dieser in seiner Stellungnahme immerhin ablehnt), ist auf die geballte Intervention der Schweizer NGOs im Vorfeld des Länderexamen zurückzuführen. Man kann auch sagen, dass diese Organisationen das Uno-Gremium instrumentalisieren, um ihr politisches Programm und ihre Partikularinteressen durchzusetzen.

Doch was bringt das den Menschenrechten in Ländern wie Afghanistan oder der Zentralafrikanischen Republik, für die das Prozedere ja eigentlich geschaffen wurde? Gar nichts. Und der Schweiz? Der Staatsausbau mit neuen Institutionen, Erlassen und Kampagnen geht unvermindert weiter. Dass man sich alle paar Jahre über einen unfreiwillig komischen Uno-Bericht amüsieren kann, bleibt ein schwacher Trost.



Turbulente Tour d'Horizon: Politstar Steve Bannon mit *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel am Dienstag in Zürich-Oerlikon.

Kopf der Woche

«Egal, was die Eliten sagen»

Von Florian Schwab — In seiner mit Spannung erwarteten Zürcher Rede analysierte Steve Bannon die grossen Kräfte, die derzeit die Welt bewegen. Die Schweiz lobte der Wahlkampfstrategie von Donald Trump als freiestes Land der Welt.

Ausgangspunkt von Bannons Rede vor 1500 gespannten Zuschauern in Zürich Oerlikon ist der 23. Juni 2016 in London – der Tag der Brexit-Abstimmung. Nach den ersten Resultaten war das Lager der Brexit-Befürworter niedergeschlagen. Bannon sagte damals zu seinem «guten Freund» Nigel Farage, er solle sich nicht geschlagen geben, sondern auf die Zahlen aus den grossen Städten wie Newcastle und Sheffield warten, wo die abstiegsgefährdete Mittelklasse wohnt. Um 3.45 Uhr am folgenden Morgen konnte sich Farage zum Sieger erklären. In der britischen Unabhängigkeitspartei Ukip erkennt Bannon ein professionelleres Spiegelbild der amerikanischen Tea Party.

Ein Jahr später, die Wahl Donald Trumps. Bannon erzählt, wie er im Sommer 2016 bei der Trump-Kampagne anfang. Die Umfragen liessen eine krachende Niederlage mit zweistelligem Rückstand befürchten. Bannon trimmte die Botschaft auf die «vergessenen Männer und Frauen Amerikas». 75 Prozent der Leute hatten den Eindruck, Amerika befinde sich im Niedergang. Trumps Botschaft dagegen: «Make America great again!» Hillary Clinton, «die Gewähnsfrau der korrupten und inkompetenten globalen Elite», habe ausschliesslich auf «identity politics» gesetzt, also das politische Lobbying von gutorganisierten Minderheiten mit starker gemeinsamer Identität. Er habe zu Trump auch in den düsteren

Stunden gesagt: «Bleib bei deiner Botschaft, dann wirst du mit hundertprozentiger, metaphysischer Sicherheit gewinnen.»

Blocher: «Trump lange vor Trump»

Nach dem Blick hinter die Kulissen der US-Wahlen kommt Bannon auf die Aktualität zu sprechen. In der Italien-Wahl vom letzten Wochenende sieht er dieselben Kräfte wirken, die den Brexit und Trumps Wahl ausgelöst haben. Es handle sich, wie auch bei der Wahl Macrons in Frankreich, um eine «Entscheidung gegen das Establishment». Nach Bannons Rechnung haben populistische Kräfte in Italien rund 60 Prozent geholt. Und überall in der westlichen Welt gewannen solche Strömungen an Einfluss.

Auf besondere Aufmerksamkeit beim Publikum stossen Bannons Äusserungen zur Schweiz: Die Volksabstimmung über den EWR-Beitritt im Jahr 1992 sei die Mutter eines Populismus gewesen, «der den Bürger in den Mittelpunkt stellt». Christoph Blocher sei ein «Trump lange vor Trump» gewesen, der als Einzelkämpfer das gesamte Establishment des Landes plus *Financial Times* und *Wall Street Journal* besiegt habe. «Was ein freier Mann alles erreichen kann!», rief Bannon in den Saal. Die Schweiz sei die freieste und wohlhabendste Nation der Welt, weil eine Gruppe von Leuten dafür gekämpft habe. In jedem Land nähmen die populistischen Bewegungen eine eigene nationale Gestalt an, fügte er an. In Osteuropa drehe sich vieles um den Wert der Familie, während in den USA die Sorge um die Jobs im Zentrum stehe.

Macht über das Geld

Auf globaler Ebene sieht Steve Bannon zwei Entwicklungen am Werk, welche die überall vorhandenen populistischen Strömungen zusammenfassen und auf eine neue Ebene heben. Die erste sei das Erwachen von Kryptowährungen wie Bitcoin. «Und die Schweiz ist das Herz davon!» Die staatlichen Zentralbanken, argumentiert Bannon, würden die Währungen entwerten. Dank Kryptowährungen gehe die Macht über das Geld «zurück an das Volk».



Flirt mit dem Publikum: Bannon vor seinem Auftritt.



«Bleib bei deiner Botschaft»: ausverkaufte Halle 622, Oerlikon.

Die zweite Entwicklung, welche den populistischen Bewegungen in die Hände spiele, sei der Wunsch der Bürger, die Kontrolle über ihre Daten zurückzugewinnen. «Die digitale Verkörperung Ihrer Person wird Ihnen von Internetkonzernen weggenommen», sagt Bannon. Und zwar gratis und franko («for free»). Das Mantra der bestehenden Weltordnung sei es, den Profit zu maximieren. Hingegen gehe es beim Populismus darum, «Ihren Wert als Staatsbürger» zu maximieren, wendet er sich direkt an die Zuschauer. Dieses Anliegen begünstigen sowohl die Kryptowährungen als auch das Eigentum an den eigenen Daten im Internet. Denn die globale Elite versuche, den Wert der Staatsbürgerschaft und den Wert des Geldes zunichtezumachen. Bannons Anliegen ist es, mit Populismus, Kryptowährungen und einer anderen, selbstbestimmteren Art von Digitalisierung «die Kräfte zu bekämpfen», welche «im Verborgenen» wirkten und auf die «Versklavung» des Einzelnen hinausliefen. Dies sei «der neue Weg zur Knechtschaft».

Nachteil Freihandel

Das bedeutendste Phänomen der Gegenwart sei der Aufstieg Chinas zur Weltmacht, so Bannon in seiner turbulenten Tour d'Horizon. Es gehe ihm und den USA darum, unfaire Zustände im Welthandel zu beseitigen, denn die Idee, dass man mit Ländern wie China freien Handel treiben könne, sei «radikal».

China würde die eigene Wirtschaft in wichtigen Sektoren massiv staatlich unterstützen und «exportiert seine riesigen Überkapazitäten in den ganzen Westen», so Bannon. Darunter leiden werde in Zukunft vor allem Europa. Entgegen allen Hoffnungen sei China nicht «freier, demokratisch und marktwirtschaftlicher» geworden. Mit der herrschenden Art von Freihandel würden die Menschen nur verlieren, «egal, was die Eliten sagen».

Müsste er entscheiden, wer ihn regiere – die ersten hundert Leute bei einer Trump-Veranstaltung, die hundert besten Partner von Goldman Sachs oder die ersten hundert Leute, die am Dienstag nach Zürich Oerlikon gekommen seien –, «ich würde die letzteren wählen». Es war ein gekonnter Übergang zur Frageunde mit Roger Köppel und dem Publikum.

Das Video der Veranstaltung finden Sie auf der Webseite der *Weltwoche*.

Zürich

Ohne Krawatte

Bei Bannons Auftritt herrschte Rockkonzert-Atmosphäre.

Von Matthias Ackeret

Revolutionäre tragen keine Krawatten. Doch der 64-jährige Steve Bannon wirkt in Zürich gepflegter und attraktiver als noch vor einigen Monaten, als er als fleischgewordener Mephisto durch das Weisse Haus tigerte und der Welt das Schlimmste überhaupt antat: Er machte Donald Trump zum mächtigsten Mann der Welt. Jetzt, ein halbes Jahr später, ist der böse Geist wieder in seine Flasche zurückgekehrt. Seit dem Rausschmiss als präsidialer Berater ist der einstige Breitbart-Verleger, Investmentbanker und Hollywoodproduzent wieder Privatmann und hauptberuflich Verkünder der konservativen Weltrevolution. Am Dienstag: sein erster öffentlicher Auftritt in Europa. Rockkonzertatmosphäre, als er kurz nach acht Uhr die Bühne der Zürcher Eventhalle 622 betritt. Nur der Journalist neben mir schnalzt laut mit der Zunge. Von den hundert Demonstranten draussen ist nichts zu hören.

Es gehört zum «Phänomen Bannon», dass er im direkten Kontakt viel von seiner Diabolik verliert. Was bleibt, ist ein begnadeter Entertainer, eine Powermaschine. Hört man diese, wird begreiflich, warum Trump vor anderthalb Jahren die amerikanische Wahl gewann. Es sind weder hochtrabende oder intellektuelle Losungen, es ist nur die Frage nach der Befindlichkeit der eigenen Wähler. Oder die Umkehrung der kennedyschen Losung: «Frag, was dein Land für dich tun kann.» Bannon ist viel amerikanischer, als es die gutmeinenden Europäer wahrhaben wollen. Sein Slogan «Make America great again» gilt wohl vor allem für ihn. «Die konservative Revolution steht erst am Anfang», prophezeit er, bevor er dem anwesenden Publikum schmeichelt, dass die Schweiz als «das freieste Land Europas» dabei eine Pionierrolle übernommen habe.

Erstaunlich, dass Bannon über seinen ehemaligen Chef kein schlechtes Wort verlieren mag. Trotz des Millionenbestsellers «Feuer und Zorn», in dem er Trump hart kritisiert. Als sich *Weltwoche*-Chef Roger Köppel nach seinem momentanen Verhältnis zu Trump erkundigt, weicht Bannon aus. Den Zugang nach ganz oben will sich «Trumps Hirn» – so seine Selbsteinschätzung – nicht verbauen. Dafür lobt er Trump als «besten Präsidenten aller Zeiten» und – höchstes Kompliment überhaupt – «als einen, der Revolutionär geblieben ist». Trotz Schale und Krawatte.

Personenkontrolle

Tuena, Fehr, Blocher, Weisskopf, Tanner, Mangiacapra, Marti, Glättli, Hauri, Silberschmidt, Zygmunt, Sommaruga, Schnüriger, Sommaruga, Curau, Bacher, Marchand, Giroud

Mauro Tuena, Wahlverlierer, muss über die Bücher. Der Präsident der Stadtzürcher SVP, der seit einer gefühlten Ewigkeit in der Limmatstadt politisiert, hätte eigentlich wissen müssen, wie man Wahlen gewinnt. Schon vor der Jahrtausendwende, als die SVP in Zürich mit Messerstecher-Inseraten und verzerrten Kriminalitätsgrafiken auf Wahlfang ging, war der Jungspund Tuena mit von der Partie. Fortan schaffte es die SVP mit dem Stilmittel der unerbittlichen Provokation, die Lufthoheit über den Stammtischen zu erringen: Läuse, Mäuse, Reitstiefel, gefräßige Raben, gerupfte Hühner, schwarze Schafe empörten die Konkurrenz. Diesmal war in Zürich alles anders. Die SVP wollte mit dem Slogan «Saustall Stadtrat ausmisten» endlich wieder in den Stadtrat einziehen. Während zur Linken niemand aufheulte, gaben sich die Top-5-Partner – FDP, CVP – pikiert. Also ging Tuena vom Gas. Fortan wollte er nur noch mit dem Slogan «Unordnung im Stadtrat ausmisten» in den Stadtrat einziehen. Nach verlorener Schlacht fragen sich Kritiker, weshalb das Weichei an der Spitze der hartgesottenen Stadtzürcher SVP nicht bei Hans Fehr um Schützenhilfe ersucht hat. Der legendäre Sekundant Christoph Blochers in der Kantonalzürcher SVP hatte sich stets ans Motto gehalten: «Ein Plakat, das nicht provoziert, hat seine Wirkung verfehlt.» (rz)

Dieter Weisskopf, schlanker Schoggikönig, kennt keinen Neid. Er sei mit seiner Jahresvergütung von 3,1 Millionen Franken zufrieden, meinte der CEO von Lindt & Sprüngli bei der Bekanntgabe des – abermals – hervorragenden Betriebsergebnisses. Dass sein Vorgänger Ernst Tanner mit 7,4 Millionen mehr als das Doppelte verdiente, sei völlig angemessen. Schliesslich habe er in seiner 23-jährigen Amtszeit den Wert des Unternehmens von 800 Millionen Franken auf 16 Milliarden verzwanzigfacht. (ky)

Francesco Mangiacapra, gläubiger Katholik, will seine Kirche wieder auf den rechten Weg führen. Der schwule Escort-Mann enthüllte in einem Buch sein Leben als begehrter Toyboy im italienischen Klerus. Stutzig habe ihn gemacht, wie sich Dorfpriester die teuren Abendessen



Körper und Geist: Escort-Mann Mangiacapra.



Voll des Lobes: CVP-Campaignerin Curau.

und Geschenke für ihn leisten konnten. Garniert ist das Dossier mit Screenshots, unter anderem von einem Geistlichen, der sich nackt vor einer Glocke fotografierte und neckisch fragte: «Wie gefällt dir mein Klöppel?» (ky)

Min Li Marti, rote Politikerin, hat erwiesenermassen Sympathien für anders kolorierte Politiker. Mit ihrem Ehemann, dem grünen Nationalrat Balthasar Glättli, hat sich die SP-Nationalrätin im Januar über die Geburt von Tochter Ziva Lin gefreut. Weniger sympathisch sind Min Li Marti Politiker grünliberaler Couleur. Als sich am Sonntag in Zürich abzeichnete, dass der grünliberale Stadtratskandidat Andreas Hauri die Wahl schaffen könnte, mahnte Marti via Twitter: «Wenn Hauri gewählt wird, kann er sich wohl bei linksgrün bedanken. Ich hoffe, er und die Grünliberalen erinnern sich später noch daran.» Die Ansage erinnert an autoritäre Erziehung. Keine rosigen Aussichten für Tochter Ziva Lin. (rz)

Andri Silberschmidt, Wunderkind, hat bei den Gemeinderatswahlen in der Stadt Zürich für eine Überraschung gesorgt. Der jungfreisinnige Shootingstar überrundete zwei Parteikollegen und wurde mit 92 Stimmen Vorsprung auf den Nächstplatzierten Dominique Zygmunt gewählt. Aufgrund des schlechten Abschneidens der Bürgerlichen beginnt Silberschmidts Karriere als Legislativpolitiker mit harten Lehrjahren in der Opposition. (fsc)



Zu viel des Guten: SVP-Kampagne.



Shootingstar: Jungpolitiker Silberschmidt.

Simonetta Sommaruga, Internetpionierin, verkündete diese Woche in der Fragestunde des Nationalrats, dass derzeit sämtliche Bundesasylzentren in der Schweiz mit WLAN ausgestattet würden. Die Kosten könnten noch nicht beziffert werden, «da die Einführung nicht abgeschlossen ist». Hat man im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, das unter der Führung der SP-Bundesrätin steht, noch nie von einem Kostenvoranschlag gehört? Sicher ist: Das Gratis-Internet wird es den Asylbewerbern noch leichter machen, Landsleute in die Schweiz zu locken und ihnen die besten Schlepperrouten auf Bundeskosten durchzugeben. (gut)

Benno Schnüriger, Hobbypolitiker, beklagt «auf politischer Ebene» einen «immer restriktiveren Ansatz zur Sprechung von finanziellen Mitteln zur Aufnahme von geflüchteten Menschen und zur Förderung ihrer Integration». Schnüriger ist Synodalpräsident der katholischen Kirche im Kanton Zürich und weibelt für eine Motion des Genfer SP-Nationalrats Carlo Sommaruga für einen sogenannten humanitären Korridor, auf dem Asylwillige, ausgestattet mit einem Visum, direkt in die Schweiz geflogen werden sollen. Auch die reformierte Landeskirche unterstützt das Anliegen. Das Politisieren (mit Linksdrall) gehört offenbar zu den Kernkompetenzen der Kirchen. (gut)

Laura Curau, Berufsoptimistin, würde als Kampagnenleiterin der CVP auch dann noch durch

die Schweiz wirbeln, wenn es ihre Partei nicht mehr gäbe. So weit sind wir noch nicht. Doch die notorischen Wahlschuppen in Stammlanden, Kommunen, eigentlich fast überall, drücken den Christlichdemokraten arg aufs Gemüt. Muntermacherin Curau hält dagegen. Immerhin hatte die CVP die «No Billag»-Kampagne der gegnerischen Parteien koordiniert. Und so überschüttete die Kampagnenleiterin sonntags ihre Mitstreiter mit einer Lobeshymne: «Danke an meine Crew und die unglaublich engagierte CVP-Basis!» Mit dem Mittel der selektiven Wahrnehmung behalf sich tags darauf auch die Junge CVP. Wie Curau tapfer gegen den Strom schwimmend, jubilierte sie: Die christlichdemokratische Jugendsektion sei überglücklich, dass ihr ehemaliger Generalsekretär **Mike Bacher** einen Sitz im Obwaldner Kantonsparlament gewonnen habe. Per saldo hat die CVP in Obwalden drei Parlamentssitze verloren. (rz)

Gilles Marchand, Sieger, kann sich nicht zurücklehnen. Der SRG-Chef muss sich um das Qualitätsverständnis seiner Journalisten sorgen. Die SRG ist nämlich diese Woche vor Bundesgericht böse abgeblitzt. Dies wegen eines Beitrags der welschen Fernsehendung «Temps présent», der die Kontrolle des Schweizer Weinmarkts thematisierte. Statt um Wein ging es in der Reportage allerdings fast ausschliesslich um den Walliser Weinhändler **Dominique Giroud**, der schon mehrmals mit der Justiz in Konflikt geraten war. Die Reportage sei tendenziös gewesen, die SRG habe sich zum moralischen Richter über Giroud aufgeschwungen und diesen als skrupellosen Menschen diskreditiert, sagt das Bundesgericht. Zudem habe man einen Journalisten interviewt, der mit Giroud verfeindet gewesen sei, ohne dies den Zuschauern mitgeteilt zu haben. Dieses Verhalten sei für ein Service-public-Unternehmen nicht zulässig. (fon)

Nachruf



Konnte auch lachen: Diplomat Falin.

Valentin Falin (1926–2018) — In gewisser Weise war er ein Vorreiter von Michael Gorbatschow: ein Sowjetfunktionär, der nicht wie ein anthrazitfarben gekleideter Sprechroboter auftrat, sondern wie ein Mensch aus Fleisch und Blut, der sich ungezwungen bewegen, frei reden und sogar ab und zu mal lachen konnte.

Mit diesen Eigenschaften, und nicht zuletzt mit seinen Deutschkenntnissen, gelang es Falin, die Westdeutschen zu begeistern – so wie später der Perestroika-Mann im Kreml. Von 1971 bis 1978 vertrat der Karrierediplomat die Sowjetunion als Botschafter in Bonn. Es waren Jahre des

Umbruchs, in denen Bundeskanzler Willy Brandt seine Ostpolitik vorantrieb.

Falin erwies sich als williger und kompetenter Verhandlungspartner. Schon nach seiner Ausbildung an der Diplomatenaкадеmie Anfang der fünfziger Jahre gelangte er an die Sowjetische Kontrollkommission in Berlin. Bis ins hohe Alter sollte er mit der für Russland stets schwierigen deutschen Frage verbunden sein: vom Moskauer Vertrag bis hin zur Wiedervereinigung 1989.

Einige Jahre zuvor hatte ihn Gorbatschow aus der politischen Verbannung als engen Berater in den Kreml zurückgeholt. Vermutlich, weil sich ein Stiefsohn in den Westen abgesetzt hatte und wegen seiner unbequemen Meinungen, war Falin aus der internationalen Abteilung des Zentralkomitees der kommunistischen Partei entfernt worden. Die kommenden Jahre hatte er beruflich zunächst bei der Regierungszeitung *Iswestija*, dann als Chef der Nachrichtenagentur Nowosti überwintert.

Viel ist darüber gerätselt worden, ob Falin über sein Interesse hinaus ein Freund Deutschlands und der Deutschen gewesen ist. Nicht wenige bezweifelten dies, denn als Halbwüchsiger durchlebte er den Terror der mehr als zwei Jahre dauernden Belagerung seiner Heimatstadt Leningrad durch deutsche Truppen – eines der grössten Verbrechen des Zweiten Weltkrieges. Dabei verlor Falin Familienmitglieder. Mit 27 der 27 Millionen sowjetischen Kriegsgespieler sei er verwandt gewesen, merkte er später einmal bitter an.

Wolfgang Koydl

GENEVA
INTERNATIONAL
MOTOR
SHOW

88.

Internationaler

Auto-Salon

und Zubehör

8.–18. März 2018

Genf

www.gims.swiss

#GimsSwiss



Jagdfieber

Von Beat Gygi — Seit der ehemalige Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz in Untersuchungshaft ist, spekulieren Medien weitherum über seine Straftaten und über die Mitschuld seines Nachfolgers Patrik Gisel. Was ist bei Raiffeisen genau passiert?

Der frühere Chef der Raiffeisen-Gruppe, Pierin Vincenz, steht öffentlich am Pranger, seit er vergangene Woche frühmorgens von der Polizei abgeholt worden war, Hausdurchsuchung inklusive, dann tagelang in Gewahrsam gehalten wurde und nun in Untersuchungshaft sitzt. Die Medien sind seither voll von Meldungen über seine möglichen Vergehen. Es ist eine breite Mischung aus Hinweisen, Mutmassungen und Vorverurteilungen, die neben Vincenz vor allem auch seinen Nachfolger und heutigen CEO der Raiffeisen-Gruppe, Patrik Gisel, betreffen. «Vincenz ist erledigt», sagte beispielsweise Hans Geiger, emeritierter Professor für Finanzmärkte der Universität Zürich und früheres Geschäftsleitungsmitglied der Credit Suisse, gegenüber dem *Blick*. Nach all den Enthüllungen über das Verhalten von Vincenz und dem Einschreiten der Staatsanwaltschaft sei es mit ihm vorbei, bekräftigte Geiger auch auf dem Finanzblog «Inside Paradeplatz», wo er regelmässiger Kommentator ist (siehe Kurzinterview auf Seite 23).

Gerade auf diesem Internetportal gab es aber soeben den Schlagabtausch, der die Sicht erweitert. Das vom Journalisten Lukas Hässig betriebene Portal hat in den vergangenen zwei Jahren immer wieder mit Angriffen gegen die Bankengruppe Raiffeisen, gegen Vincenz, Partner von ihm und gegen Gisel Aufsehen erregt und mit seinen Recherchen wahrscheinlich stark dazu beigetragen, dass nun offizielle Untersuchungen eingeleitet wurden. Dieser Tage nun prallten zwei völlig gegensätzliche Positionen auf dem Bildschirm aufeinander: auf der einen Seite das Video von Hans Geiger, der in der jüngsten Ausstrahlung in seinem Kommentar zur Eröffnung eines Strafverfahrens gegen Pierin Vincenz diesen als erledigt einstufte. Gleich daneben stand die Gegenposition, ein Gastartikel, in dem Martin Janssen, Eigentümer des Beratungs- und Softwareunternehmens Ecofin und ebenfalls emeritierter Professor für Finanzmarktökonomie der Uni Zürich, gegen Vorverurteilungen vom Leder zieht.

Janssen räumt zunächst ein, dass Hässig mit seinen Enthüllungen über Vincenz und Raiffeisen in den vergangenen Jahren einen ausgezeichneten Job gemacht und die Prüfungen der Raiffeisen-Gruppe durch die Finanzmarktaufsicht Finma und durch Strafbehörden ins Rollen gebracht habe. Dann kommt die harte Kritik: «Was aber seit einigen Wochen in der NZZ, im *Tagi*, im *Blick*, auf «Inside Paradeplatz» und anderswo über Raiffeisen,

Vincenz und Gisel geschrieben und ausgesendet wird, spottet jedes Rechtsstaats.» Janssen erinnert daran, dass noch keine Anklagen gegen Vincenz und seine Partner, geschweige denn rechtsgültige Urteile, vorlägen.

Neue Informationen

Es gebe nur Vermutungen und Verdächtigungen, die Staatsanwaltschaft möge Hinweise und Indizien haben, und schon werde der



Vermutungen: Raiffeisen-Chef Gisel.



Gegen Vorverurteilung: Unternehmer Janssen.

Rücktritt von Patrik Gisel, dem heutigen Raiffeisen-Chef und Nachfolgers von Vincenz herbeigeschrieben oder herbeigeredet – natürlich immer mit dem Nachsatz, dass die Unschuldsumutung für Vincenz und seine Partner gelte. Janssen sieht in dieser Berichterstattung eine elementare Verletzung rechtsstaatlicher Prinzipien. Er schreibt von einer

Verluderung der Sitten des guten Journalismus. Ob im vorliegenden Fall Unrecht passiert sei, werde man erst wissen, wenn gegen Vincenz und seine Partner rechtsgültige Urteile gefällt worden seien.

Im Moment dominiert in der Medienlandschaft aber die Ansicht, die Strafverfolgungsbehörden würden nicht so kräftig auffahren, wenn nicht Gravierendes vorläge. Die Schockmeldung für Raiffeisen kam Ende Februar: Die Staatsanwaltschaft Zürich habe, gestützt auf eine Anzeige der Aduno Holding gegen deren ehemaligen Verwaltungsratspräsidenten – Vincenz hatte diese Position früher inne –, und ein weiteres Mitglied ein Strafverfahren wegen ungetreuer Geschäftsbesorgung eröffnet. Die entsprechende Anzeige war im Dezember von

Ist das strafbar? Viele Fachleute mahnen zur vorsichtigen Einschätzung.

Aduno eingereicht worden, und als die Staatsanwaltschaft nun loslegte, schloss sich Raiffeisen mit einer eigenen Anzeige gegen Vincenz und Partner an. Vorher hatte Raiffeisen keine vergleichbare Berührung mit Strafverfahren gehabt. Gewiss, es läuft eine Untersuchung der Finanzmarktaufsicht Finma, die das Verhalten und die Strukturen des Unternehmens unter die Lupe nimmt. Und ein Finma-Verfahren gegen Vincenz selber wurde im Herbst gestoppt, nachdem dieser eingewilligt hatte, nicht mehr in einem Unternehmen tätig zu sein, das der Finanzmarktaufsicht unterliegt und von Führungskräften deshalb besondere Anforderungen an Integrität verlangt. Aber der Kontakt mit dem Verdacht auf Straftaten ist neu für die drittgrösste Bankengruppe der Schweiz. Gisel sagte kürzlich, man habe durch den Aduno-Fall neue Informationen erhalten, etwa über bewusst verdeckte Treuhand-Beziehungen, und entsprechend enttäuscht äusserte er sich über Vincenz.

Die Kreditkartenfirma Aduno ist eine von zahlreichen Gesellschaften, an denen Raiffeisen beteiligt war oder ist und bei denen Vincenz in der Führung vertreten war. Eine weitere Einheit, die nun untersucht wird, ist die Beteiligungsgesellschaft Investnet, die Investitionen in KMU zum Geschäftsmodell hat. Die von Medien und Beobachtern kritisierte Praxis sah laut den bisherigen Informationen so aus, dass Vincenz und Kollegen sich mit Anteilen an be-



Hoher Anpassungsdruck: Banker Vincenz.

stimmten Firmen beteiligt hätten und dass später Raiffeisen oder Aduno – mit Vincenz in der Führung – ebenfalls da investiert habe, und dies zu einem höheren Preis. Vincenz habe also auf beiden Seiten gestanden: einerseits als früh eingestiegener privater Investor, andererseits als Verantwortlicher von Raiffeisen, die später zu einem höheren Preis Anteile kaufte und so die

betreffende Gesellschaft aufwertete. Das Muster, das man Vincenz vorwirft, lässt sich etwa so umschreiben: früh in eine Firma einsteigen, ohne dies offenzulegen, und später mit der potenten Raiffeisen oder damit verbundenen Firmen als Käufer daherkommen und die Beteiligungspreise und damit zugleich das eigene Vermögen steigern.

Ist das strafbar? Viele Fachleute mahnen zur vorsichtigen Einschätzung. Wenn zum Beispiel ein Manager privat eine Firma für eine Million Franken gekauft habe und dann sehe, dass diese für das Unternehmen, in dem er Chef ist, fünf Millionen wert sei und deshalb der Geschäftsleitung vorschlage, die betreffende Firma für drei Millionen zu kaufen, dann sei das nicht gegen die Interessen der kaufenden Gesellschaft, das sei korrekt gelaufen. Natürlich seien Gewinnmaximierung oder Gier im Spiel, aber das wisse man bei solchen Geschäften, ein Delikt sei da nicht erkennbar. Anders wäre es, wenn der Manager privat gezielt in Firmen investieren würde, um anschliessend «sein» Unternehmen, in dem er Chef ist, zum nacheilenden Investieren zu bewegen. Das wäre ein sogenanntes Frontrunning, das heikler zu beurteilen wäre. Ob eine ungetreue Geschäftsbesorgung vorliegt oder nicht, hängt laut Fachleuten grossenteils von der zeitlichen Abfolge der Handlungen ab.

Glänzendes Jahresergebnis

Vincenz hat laut Angaben von Aduno seinerzeit von Raiffeisen aus drei Studien erstellen lassen, um die Rechtmässigkeit dieser Engagements zu prüfen. An die Medien gelangte die Zusammenfassung der Arbeit des Zürcher Aktienrechtsprofessors Peter Forstmoser von 2009, in der festgehalten wird, dass Vincenz seine Interessenwahrungspflichten gegenüber Aduno nicht verletzt habe, doch hätte er seine (indirekte) Investition gegenüber dem Aduno-Verwaltungsrat offenlegen oder sich beim Entscheid über die Akquisition der Mitwirkung enthalten sollen. Aduno hat im ver-

Vincenz ist mit der Raiffeisen-Gruppe eine Imagepflege gelungen, die einzigartig ist.

gangenen Jahr unter dem auf Vincenz gefolgten Verwaltungsratspräsidenten Pascal Niquille die Vorgänge selber näher untersucht, worauf im Dezember die oben erwähnte Strafanzeige erfolgte.

Ist also kriminelles Verhalten zu vermuten? Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern, mahnt ebenfalls zur Vorsicht: Bis jetzt habe er noch nichts gehört und nichts gesehen, das darauf hinweise, dass Vincenz etwas Kriminelles gemacht habe. Der Umstand allein, dass er für seine eigenen Beteiligungen eine spezielle Firma gegründet und dies nicht offengelegt habe, reiche nicht aus. Wenn für die zur Diskussion stehenden Beteiligungen Marktpreise bezahlt worden seien, sehe er keinen Ansatz, sein Verhalten als Straftat einzustufen. Natürlich sei auch er beeindruckt gewesen vom entschlossenen Auftreten der Staatsanwaltschaft, aber wenn sich am heutigen Bild nichts ändere, wenn nicht zusätzliches, belas-

Von Beginn weg schuldig

Solange jemand nicht rechtskräftig verurteilt ist, gilt er als unschuldig. In der Praxis ist dieser Grundsatz allerdings nicht viel wert. Von Katharina Fontana

Die Bilder des französischen Politikers Dominique Strauss-Kahn, der in Handschellen dem Haftrichter in New York vorgeführt wurde, gingen um die Welt. Der sogenannte *perp walk*, bei dem ein Verdächtiger in aller Öffentlichkeit bereits wie ein verurteilter Schwerverbrecher behandelt wird, ist zwar eine amerikanische Spezialität, die in Europa undenkbar erscheint. Allerdings steht es mit der Unschuldsvermutung hierzulande auch nicht sehr viel besser. Eine ins Visier der Justiz geratene Person ist heute kaum noch davor geschützt, bereits ab Beginn der Ermittlungen als schuldig angesehen zu werden. Vor allem nicht, wenn sie prominent ist.

Kurz gesagt, bedeutet die Unschuldsvermutung, dass der Richter nur dann von der Schuld des Angeklagten ausgehen darf, wenn der Staatsanwalt diese bewiesen hat. Das bedeutet auch, dass ein Beschuldigter von den Medien nicht vorverurteilt werden darf. In der Praxis sieht das dann so aus, dass Journalisten ihre detaillierten, seitenlangen Berichte über die angeblichen Verfehlungen eines Beschuldigten jeweils mit dem Standardsatz beenden: «Es gilt die Unschuldsvermutung.» Dieser Hinweis bringe dem Verdächtigten keinerlei Schutz, findet der Solothurner Strafverteidiger Konrad Jeker. Rein intuitiv lasse er «eher die Schuld als die Unschuld vermuten».

Erhebliche Munition

Da die Staatsanwälte bei ihren Ermittlungen nicht an die Unschuldsvermutung gebunden seien, falle ihre Darstellung zwangsläufig einseitig aus. «Das beeinflusst natürlich die Berichterstattung in den Medien. Und wenn die verdächtige Person dann noch in Untersuchungshaft gesetzt wird, geht man unweigerlich davon aus, dass die Strafverfolger über erhebliche Munition verfügen und an den Vorwürfen wirklich etwas dran sein muss.»

Tatsächlich spielen die Staatsanwälte eine ganz entscheidende Rolle. Es gibt solche, die die Öffentlichkeit nüchtern über die Verdachtsmomente informieren, aber auch andere, die sich weit aus dem Fenster lehnen und den Beschuldigten der Öffentlichkeit praktisch als den überführten Täter darstellen. Wie könnte man dieser Einseitigkeit entgegenwirken? Gewisse Anwälte forder-



Vorverurteilung: Oberst Nyffenegger.

ten, dass die Medien bei jeder Pressemitteilung der Staatsanwaltschaft auch die Stellungnahme der Verteidigung einzuholen hätten, sagt Jeker. Er selber hält das aber für problematisch: Der Verteidiger unterstehe dem Anwaltsgeheimnis und wisse oft nicht, was sein Klient öffentlich preiszugeben bereit sei. Zudem seien die meisten Anwälte nicht darin geübt, mit den Medien umzugehen; ihre Aussagen könnten auch kontraproduktiv wirken. Und von den Journalisten zu erwarten, dass sie in ihrem Artikel stets auch auf entlastende Umstände hinwiesen, sei nicht realistisch.

Die übertriebene journalistische Hatz kann handkehrum dafür sorgen, dass der Täter vom Gericht einen Strafrabatt erhält. Eine Strafminderung wird allerdings nur gewährt, wenn die Medien die Rechte des Beschuldigten krass verletzt haben; reisserische Berichte allein genügen nicht. Ein Beispiel dafür ist der Fall des früheren Generalstabsobers Friedrich Nyffenegger, gegen den die damalige Bundesanwältin Carla Del Ponte gravierende Vorwürfe erhoben hatte, die sich nachher weitgehend als unbegründet erwiesen. Nyffenegger erhielt eine reduzierte Strafe, insbesondere wegen einer Medienkonferenz, in der Del Ponte ihn der Öffentlichkeit als eigentlichen Kriminellen präsentiert hatte.

tendes Material auftauche, werde es möglicherweise nicht einmal zu einer Anklage kommen.

Dies ist auch von Bedeutung für die Einschätzung der Rolle von Gisel als jahrelangem Stellvertreter, Mitverantwortlichen und dann Nachfolger von Vincenz. In den Medien zieht er zurzeit fast mehr Vorverurteilungen auf sich als Vincenz. «Gisel wusste mehr als gedacht», heisst es etwa, und viele halten seine Stellung für gefährdet, da er ja als Nummer zwei von Vincenz' Verhalten habe wissen müssen und nun mit zur Verantwortung gezogen werden müsse. Gisel hilft es immerhin, dass es geschäftlich gut läuft. Er hat vergangene Woche sozusagen im Schatten des Strafverfahrens ein glänzendes Jahresergebnis für die Raiffeisengruppe vorgestellt, das zwar auch ein wenig von Beteiligungsverkäufen profitierte, das aber zeigte, dass die drittgrösste Bankengruppe der Schweiz solide arbeitet – auch wenn es immer wieder zum Thema wird, dass Raiffeisen das jahrelange Wachstum und die Ausbreitung ins Land hinaus weitgehend dem Forcieren des Hypothekengeschäfts zu verdanken hat und die Immobilienkonjunktur entsprechend wichtig ist für die Solidität der Bank.

Auch da steckt zu einem guten Teil Vincenz dahinter. Von 1999 bis 2015 war er Konzernchef der Raiffeisen-Gruppe. Unter seiner Führung wurde das Unternehmen von einem lockeren Verbund lokaler Raiffeisenbanken zu einer landesweit abgestützten Bankengruppe gemacht und auf das Dreifache vergrössert. Traditionelle Genossenschaftsregeln und Strukturen wurden geschickt kombiniert mit modernen Geschäfts- und Führungsmethoden. Vincenz ist mit der Raiffeisen-Gruppe eine Imagepflege gelungen, die einzigartig ist. Als bodenständige Bank vom Land genoss sie bei der Kundschaft und auch in der Politik und der Verwaltung so viel Sympathie, dass vor allem das Spitzenmanagement viele Spielräume hatte, die anderen Banken verschlossen waren.

Nachsicht bei Aufsichtsbehörden

Peter V. Kunz erinnert etwa daran, dass es in einer normalen Grossbank nicht angehe, dass die Partnerin des Konzernchefs im Kader der Rechtsabteilung arbeitet. Auch in anderer Hinsicht habe Raiffeisen von Nachsicht bei Aufsichtsbehörden profitiert. Zudem sei eine Genossenschaftsführung insofern schwierig kontrollierbar, als jeder Genossenschafter eine Stimme habe und damit die Disziplinierung durch Kapitaleigentümer fehle. Was bei einer UBS oder Credit Suisse üblich sei, fehle in der Genossenschaft: die Kontrolle durch Investoren.

Bekannt – und in der Raiffeisen-Gemeinde nicht gerade beliebt – wurde Kunz jüngst vor allem auch mit seiner Kritik am Verwaltungsrat der Gruppe, den er «ein Gremium wohlmeinender Amateure» nannte.

In diesem lockeren Kontrollsystem hat Vincenz mit seiner Führungsequipe die Freiräu-

me in vielerlei Hinsicht genutzt, um das Unternehmen wie auch die eigenen Positionen zu entwickeln. Laut Unternehmensangaben sind heute gut 250 lokale, relativ eigenständige Raiffeisenbanken mit über 900 Bankstellen über die Schweiz verteilt. Mit 1,9 Millionen Genossenschaf tern und 3,7 Millionen Kunden ist die Gruppe sozusagen eine über das Land ausgerollte Retail-Grossmacht mit besonders starker Stellung im Hypothekarmarkt.

Dass es so weit kam, hing ebenfalls mit Vincenz und seinen Spielräumen zusammen. Es genügte nicht, sich in den Märkten treiben zu lassen, hinter der ganzen Ausdehnung der Gruppe steckt eine Strategie, von der Kollegen aus der Branche heute respektvoll sprechen. Eine gewagte Strategie sei es gewesen, eine riesige Spekulation sei Vincenz damals eingegangen, eine Spekulation auf langfristig und anhaltend sinkende Zinsen. Raiffeisen wurde belohnt, die Wette war erfolgreich, sie hätte aber auch scheitern können – beispielsweise wenn sich die Geldpolitiker nicht auf das bisher nie erlebte Experiment der Nullzinspolitik eingelassen hätte.

Nähe zu Widmer-Schlumpf

Aber Vincenz hatte den Mut zur gewagten Strategie, zur gewaltigen Zinsspekulation und realisierte eine eindrückliche unternehmerische Erfolgsgeschichte. Im gleichen Atemzug vernimmt man allerdings von den Beobachtern und Kollegen auch, dass erfolgreiche Leute meist auch ihre Schattenseiten haben. Wer die Energie für derartige Vorhaben entwickle, brauche das entsprechende Durchsetzungsvermögen, oft Sturheit und eine gewisse Rabiathheit und Blindheit, etwa auch in der Frage, was einem selber und was anderen zustehen soll. Im Ausbau der Bank in Richtung Privatbank (Notenstein), Vermögensanlage, neue Finanzinstrumente oder Kooperationen mit anderen Banken war die Raiffeisen-Führung dagegen viel weniger erfolgreich.

Eigenwillig bewegte sich Vincenz auch in der Politik und in der Branchenpolitik. Als Bündner pflegte er etwa die Nähe zur damaligen Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, und sein Vorpreschen bei der Abschaffung des Bankgeheimnisses gegenüber Ausländern passte bestens ins damalige Konzept der Finanzministerin. Nach der Einschätzung von Branchenfachleuten wurde dies auch honoriert. Die Sonderposition, die Raiffeisen in der Regulierung und bei der Aufsichtsbehörde Finma hatte, die Nachsicht mit Blick auf Governance-Fragen wären aus Sicht der Beobachter ohne Protektion durch die Finanzministerin nicht möglich gewesen. Umso grösser ist nun allerdings in der heutigen Lage der Anpassungsdruck, dem die Raiffeisen-Führung ausgesetzt ist. ○

Finanzplatz

«Vincenz war der Superstar»

Der ehemalige Credit-Suisse-Banker und Bankenprofessor Hans Geiger erklärt Pierin Vincenz nach der Eröffnung eines Strafverfahrens für «erledigt». Wie kommt er zu dieser Aussage?



«Rolle und Reputation»: Hans Geiger.

Herr Geiger, Sie haben vergangene Woche auf dem Portal «Inside Paradeplatz» in einem Videointerview im Zusammenhang mit der Untersuchungshaft für den ehemaligen Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz gesagt: «Vincenz ist jetzt vorbei, der ist jetzt in Untersuchungshaft, da müssen wir nicht mehr darüber reden.» Im Blick werden Sie zitiert mit der Wendung «Vincenz ist erledigt». Das sind doch Vorverurteilungen, die sich nicht mit einem Rechtsstaat vertragen.

Als Figur des Finanzplatzes ist Vincenz meiner Ansicht nach erledigt. Ich kann nicht voraussagen, ob es zu einer Anklage und dann allenfalls zu einer Verurteilung kommt, das ist auch nicht mein Punkt. Ich beziehe mich auf seine Rolle und Reputation auf dem Finanzplatz.

Martin Janssen, wie Sie emeritierter Professor für Finanzmarktökonomie der Universität Zürich, hat kurz darauf auf dem gleichen Portal den Medien und auch «Inside Paradeplatz» eine «Verluderung» der Sitten im Journalismus vorgeworfen. Er kritisiert, dass die Berichterstattung sich weitgehend auf Vermutungen und Verdächtigungen abstütze.

Seinen Vorwurf finde ich falsch. Dann könnte ein Journalist ja nicht einmal darüber berichten, wenn die Polizei auftaucht und einen Spitzenmanager festnimmt. Darüber muss man berichten

können. Auch darüber, dass die Untersuchungshaft bewilligt wurde. Klar, meine Sprache war etwas salopp, ich habe aber nicht gesagt, Vincenz werde verurteilt.

Janssen verweist darauf, dass viele der untersuchten Vorgänge so komplex seien, dass eine Beurteilung von aussen schwierig sei.

Ich glaube nicht, dass dieser Fall komplex ist. Es geht darum, ob Vincenz sich persönlich bereichert hat durch Geschäfte, die er mit der Firma durchführte, bei der er angestellt ist. Meiner Ansicht nach hätten Haftrichter und Staatsanwaltschaft sich nicht für Untersuchungshaft entschieden, wenn die Hinweise schwach gewesen wären.

Das Portal «Inside Paradeplatz», auf dem Sie regelmässig kommentieren, hat immer aggressiv gegen Vincenz argumentiert. Darf man dabei auch übertreiben, um eine Wirkung zu erzielen?

Einiges war aggressiv, aber ich glaube nicht, dass Finma und Staatsanwaltschaft ohne die Recherchen von Lukas Hässigs Portal ihre Untersuchungen aufgenommen hätten. Der Verwaltungsrat von Raiffeisen ist viel zu schwach für die Kontrolle der Bank.

Rechtfertigt der Zweck die Mittel?

Nicht immer. Aber Vincenz ist eine öffentliche Persönlichkeit und hat nicht das gleiche Recht auf Persönlichkeitschutz wie normale Bürger. Er ist oft wie ein Bundesrat oder berühmter Sportler aufgetreten. Er wurde nicht von anderen oder durch sein Amt dazu gemacht, sondern er war der Superstar, der sich selber zur öffentlichen Person machte.

Er war doch Vertreter einer Bank und einer Branche. Auch die Chefs einer UBS oder Credit Suisse treten prominent auf.

Bei seinen Auftritten zur Abschaffung des Bankgeheimnisses und in anderen Angelegenheiten war Vincenz beispielsweise nicht der Vertreter der Bankbranche, sondern ein Apostel des Guten. Das war seine private öffentliche Show. Damit ist er selber an die Öffentlichkeit getreten, also ist er nun auch bei schlechtem Wetter entsprechend exponiert. Ich finde Persönlichkeitschutz wichtig, aber er hat hier keinen Anspruch darauf.

Interview: Beat Gygi



Muss ohne elterliches Vorbild zurechtkommen: Krake.

Essay der Woche

Intelligenzbestie auf dem Meeresgrund

Von Herbert Cerutti und Pierangelo Boog (Illustration) — Die schwabbeligen Kraken sind eher unscheinbare und scheue Bewohner der Küstengewässer. Ihre Verwandlungskunst und ihre Intelligenz sind in der marinen Welt jedoch einzigartig.

Am Anfang stand ein Irrtum. Mit dem aus dem Norwegischen stammenden Begriff «Krake» wurde im 17. Jahrhundert ein Seeungeheuer bezeichnet, das durch die Erzählungen von Walfängern geisterte und mit seinen mächtigen Fangarmen ganze Schiffe mitsamt der Mannschaft in die Tiefe gezogen haben soll. 200 Jahre später wurde die Existenz der mythischen Tiere durch Kadaverfunde bestätigt und die Kreaturen zoologisch als Riesenkalmare eingeteilt. Da diese Tiere aber in sehr grosser Tiefe leben, ist ihre Lebensart bis heute rätselhaft. 1933 ist vor Neuseeland ein mehrere Tonnen schweres Monster erbeutet worden, mit acht Meter Körperlänge und vierzehn Meter langen Fangarmen. Magenuntersuchungen an Pottwalen, dem Erzfeind der Riesen-

kalmare, haben erstaunliche Fressreste ans Licht gebracht: 25 Zentimeter grosse Saugnäpfe von Fangarmen und Augen mit 40 Zentimeter Durchmesser – die grössten Augen im gesamten Tierreich.

Flinker Jäger

Während die Riesenkalmare mit ihren zehn Fangarmen eine eigene Familie in der Tierklasse der Kopffüsser (die Fangarme wachsen wie Füsse aus dem Kopf) bilden, gehören die heute als Kraken bezeichneten Weichtiere zur Familie der Octopodidae, also Kopffüsser mit lediglich acht Fangarmen. Der Gemeine Krake (*Octopus vulgaris*) lebt in felsigen Küstengewässern und ist Fischern und Forschern wohlvertraut. Mit seinem höchstens drei Meter lan-

gen Habitus zwar kein Monster, hat der Kerl indes höchst erstaunliche Eigenschaften.

Auf dem Meeresboden liegt versteckt hinter einem Stein ein Krake. Seine grossen Augen haben den Krebs im Fokus, der sich nähert. Plötzlich düst der Krake in Richtung Krebs, indem er durch einen engen Trichter Atemwasser aus dem Körper presst. Und schon wirft sich der Jäger mit dem zwischen den Armen aufgespannten Hautschirm auf das Opfer. Ist eine Beute nah genug, genügt schon der flinke Griff mit einem der Arme, wobei Dutzende von Saugnäpfen das Opfer festhalten.

Der Krake kann aber auch Nahrung finden, die er gar nicht sieht: Auf dem Saugnapf hat er Tastrezeptoren, die dem Hirn Auskunft über die Form und Oberflächenbeschaffenheit eines

fremden Objekts geben. Jeder Saugnapf trägt ausserdem 10 000 Chemo-Rezeptoren, mit denen das Tier gewisse Substanzen schmecken kann. So inspiziert der Krake im Korallenriff mit seinen langen Armen Höhlen und Spalten und greift sich, was kulinarisch lohnenswert scheint.

Lieblingsspeise sind alle Arten von Krustentieren sowie Muscheln und Schnecken. Um an den Leckerbissen zu kommen, knackt der Krake mit kräftigem Papageienschnabel die Schale. Ist der Panzer sehr dick, bohrt sich das Tier mit einem zahnchenbewehrten Rüssel ein Loch. Aus einer Speicheldrüse fliesst ein potenter Cocktail an den Werkplatz: Enzyme weichen den Kalkpanzer des Opfers auf; Nervengifte sorgen dafür, dass sich das Opfer nicht mehr wehrt. Der australische Blaugeringelte Krake kann mit seinem extrem starken Tetrodotoxin sogar Menschen durch Atemlähmung töten.

Kraken haben allerdings auch Feinde. Haie, Schwertfische und Aale, Sturmvögel und Pinguine, Robben, Delfine und vor allem Pottwale schätzen die weiche Beute. Tarnung und Verteidigung gehören deshalb zum existenziellen Verhalten der Kraken. Was sich hier die Natur einfallen liess, ist von einzigartiger Vielfalt und Schönheit.

Tarnung im Algenwald

Der Krake kann sich innert Sekundenbruchteilen perfekt an die Farbe, Helligkeit und Textur der Umgebung anpassen, also wie unter einer Tarnkappe verschwinden. Dies hat schon früh die Bewunderung der Zoologen erweckt, wie eine Schilderung von 1884 in «Brehms Thierleben» zeigt: «Das Thier hat die Fähigkeit, von dem hellsten Grau bis zu dem tiefsten Braun zu wechseln; die Farbe ändert sich dabei schnell, oder sie bleibt in irgend einer Nüance stehen; sie kann ferner nur am Körper auftreten oder an den Armen, kurz der Krake scheint sein Kolorit vollständig beherrschen zu können.» Wie der Krake dies macht, ist erst seit 1960 genauer erforscht.

Der Krake besitzt in seiner Haut eine sehr komplexe Muskulatur, mit der er die Hautoberfläche von völlig flach bis stark warzenartig variieren und sich so subtil der Struktur etwa von Schlamm, Kies oder Korallen angleichen kann. Noch erstaunlicher ist die farbliche Anpassung. Der Krake trägt in der Unterhaut Hunderttausende von Chromatophoren, winzige Organe, die aus einem elastischen Säckchen und einem Kranz von etwa zwanzig radialen Muskeln bestehen. Im Säckchen sind Pigmentkörner der Farben Schwarz, Braun, Rot, Orange und Gelb. Bei entspannter Muskulatur ist das Hautsäckchen geschrumpft und die Farbe nicht sichtbar.

Will der Krake aber Farbe zeigen, ziehen die Muskeln das Säckchen in die Breite. Da die Nerven der Chromatophoren-Muskeln direkt mit dem Hirn verbunden sind, gehen Ausdehnung

und Kontraktion blitzschnell. Und weil der Krake die Chromatophoren einzeln kontrollieren kann, ist fast jedes optische Muster möglich. So kann sich der Krake auf verschiedenfarbigem Geröll ein Fleckenkleid anziehen oder sich im Algenwald wie ein Zebra tarnen.

Für den kurzweiligen Farbbereich hat der Krake zusätzliche Mittel. Iridophoren sind Zellen aus einem Stapel hauchdünner Chitinplättchen, die wie ein Interferenzfilter arbeiten und in blauen, grünen oder silbrigen Farbtönen schillern. Für noch perfektere Anpassung an weisses oder homogenes Umgebungslicht sorgen die Leucophoren. Diese reflektierenden Zellen sind aus tausend kleinen Gewebeknos-

Die etwa 250 Arten der Krakenfamilie zeichnen sich durch ein für Wirbellose enorm grosses Gehirn aus.

pen aufgebaut und streuen einfallendes Licht als Breitbandfilter, ähnlich dem weissen Schaum auf dem Bier. Deshalb produzieren sie im hellen Licht weisse Flecken in der Haut. Bei gedämpftem Blau oder Grün aber, wie es im offenen Meer oder in einer Algenlandschaft dominiert, widerspiegeln sie just diese Farbstimmung – was den Kraken wiederum «unsichtbar» macht.

Um die Tarnung zu perfektionieren, gibt es in der Haut Photophoren, die über die Fermente Luciferin und Luciferase «kaltes» Licht erzeugen. Schwimmt irgendein Gegenstand nahe der Wasseroberfläche, wird er von oben hell beleuchtet, von der Tiefe her gesehen aber wirkt er als Schatten. Nicht so beim Kraken. Indem das Tier an der oberen Körperseite dunkle Chromatophoren öffnet, unten jedoch Photophoren sanft leuchten lässt, ist das natürliche Spiel von Licht und Schatten ausgetrickst.

Verwirrender Tempeltanz

Dies alles ist lediglich das Tarnrepertoire. Sieht sich ein Krake von einem Feind schliesslich doch entdeckt, verteidigt er sich durch Flucht. Die Arme eng aneinandergelegt, schießt das Tier mit kräftigem Rückstoss aus seinem Jet von dannen, wobei es dank schwenkbarem Triebwerk die Richtung steuert. Nach dem Spurt geht der Flüchtling nicht selten in den Untergrund, indem er sich bei sandigem Boden rasch eingräbt. Dank seinem weichen Körper kann sich ein Krake auch durch engste Felsritzen zwängen. Selbst eine leere Bierdose mit der nur frankengrossen Öffnung kann einem Jungtier als Versteck dienen.

Scheint bei sehr nahem Feind die Flucht aussichtslos, wird der Krake zum Dämon. Er spreizt Arme und Hautschirm weit; das Körpermuster wird fleckig; dunkle Augenringe und weite Pupillen verstärken die Drohgebärde. Kaum hat sich der Feind vom ersten Schrecken erholt, folgt die nächste Überraschung: Jetzt

schlingelt der Krake die Arme wie eine Tempeltänzerin, mit einem Kleid, das in allen Farben leuchtet. Als Nächstes täuscht er das Schattenspiel ziehender Wolken vor: Durch zeitlich verschobenes Aktivieren der Chromatophoren lässt der Krake ganze Serien dunkler Bänder dynamisch über seinen Körper fliessen.

Hat all das Spektakel den Angreifer noch nicht entmutigt, folgt als letzte Waffe die ultimative Konfusion. Erschien der Krake soeben noch als dunkler Körper, wird er schlagartig bleich und schießt davon. Vor der Flucht hat das Tier jedoch am Startplatz aus seinem Tintensack eine dunkelbraune Flüssigkeit (mit Melanin als Farbstoff) ausgestossen, und zwar als Schleimwolke, die der Körperkontur ähnelt. Der Hokuspokus geht derart schnell, dass der Angreifer den Ersatz der Beute durch eine Tintenattrappe erst gar nicht bemerkt und beim Angriff ins Leere stösst. Als Variante kommt zuweilen auch das Tintengewitter zum Einsatz, bei dem der Krake mit einer mächtigen Wolke seine nähere Umgebung einnebelt und sich dann im Dunkeln davonmacht.

Gescheiter als Ratten

Wer solch raffiniertes Verhalten pflegt, muss ziemlich hell auf der Platte sein. Die etwa 250 Arten der Krakenfamilie – vom 50 Gramm leichten Octopus micropyrsus bis zum 250 Kilogramm schweren Pazifischen Riesenkraaken – zeichnen sich durch ein für Wirbellose enorm grosses Gehirn aus, mit um die 65 Millionen Nervenzellen allein in den optischen Hirnlapfen. Aber auch die Fangarme sind reich mit Nervenzellen und hirnähnlichen Ganglien bestückt, was diesen taktischen Waffen ein weitgehend autonomes und schnelles Wirken ermöglicht. Sogar ein im Kampf abgetrennter Arm führt das Bewegungsmuster geisterhaft weiter.

Umfangreiche Laborversuche mit dem Gemeinen Kraken haben ein ausgeprägtes Lernvermögen und ein hervorragendes Gedächtnis gezeigt, das sogar begabten Säugern wie Ratten überlegen ist. So können die Tiere auf das Unterscheiden verschiedener Helligkeitswerte und geometrischer Formen dressiert werden und entwickeln in neuer Umgebung rasch ein gutes Ortsgedächtnis. Kraken finden sogar heraus, wie ein leckerer Krebs aus einer mit einem Stöpsel verschlossenen Glasflasche zu holen ist oder wie sich Drehverschlüsse öffnen lassen.

Noch erstaunlicher ist die im Tierreich seltene Gabe, allein durch Zuschauen zu lernen. Beobachtet ein Krake durch eine Glasscheibe, wie ein Kollege einen neuen Trick lernt, übernimmt er das Kunststück umgehend in sein eigenes Repertoire. Solch rasches Lernen hat einen evolutionären Grund. Kraken leben nur wenige Jahre. Und da die Mutter nach dem Schlüpfen der Zehntausenden von Larven in der Bruthöhle an Erschöpfung stirbt, muss die Kinderschar ohne elterliches Vorbild zurechtkommen und möglichst viel möglichst rasch selber kapieren.

Glühendes Talent

Von Claudia Schumacher — Augen wie ein Laser und die emotionale Intelligenz einer alten Frau: Die vierzehnjährige Britin Millie Bobby Brown fasziniert in der Serie «Stranger Things». Fünfzehn Millionen folgen ihr auf Instagram, das Debüt auf der grossen Leinwand steht fest.

Das Mädchen hebt ab, schwebt. Sie schreit, dass einem die Ohren taub werden, schreit mit der Unumgänglichkeit einer letzten Chance. Blut rinnt aus ihrer Nase, die Pupillen rot umrandet, blaue Adern durchschimmern blasse Gesichtshaut, feine Züge, im Kraftakt verzerrt, am Ende natürlich: Erfolg. Erfolg für Eleven, die Nebenfigur der Kultserie «Stranger Things», die durch das Brachialtalent ihrer Darstellerin Millie Bobby Brown zur eigentlichen Hauptfigur avancierte.

Das Mädchen mit den paranormalen Kräften hat «das Tor» geschlossen und auch in der zweiten Staffel ihre kleine Welt und unser aller Restwelt vor dem Bösen aus dem Schattenreich gerettet. Es gibt vor allem einen Grund, die Achtziger-Retro-Grusel-Fantasy-Serie «Stranger Things» auf Netflix zu schauen. Dieser Grund ist gerade vierzehn Jahre alt geworden. Ein erwachsener Co-Star munkelt, Millie Bobby Brown habe das Zeug zur nächsten Meryl Streep, heisst: Das Mädchen könnte gross werden – und dauerhaft dominieren.

Erster Kuss am Set

«Browns Fähigkeit, Emotionen zu beschwören, ist so beeindruckend wie die Fähigkeit ihrer Serienfigur, zwischen den Welten zu wandeln», befand das US-Branchenblatt *Variety*. Wer in Hollywood schon mit ihr gearbeitet hat, wiederholt fast schockiert: «Ich habe so etwas noch nicht gesehen bei einem Kinderschauspieler.» Das Mädchen mit dem Laserblick und dem guten Gesicht hat das *je ne sais quoi* – in einer Konzentration, die fesselt.

2015 hatte Brown, eine damals Elfjährige aus dem Südwesten Englands, 25 Follower auf Instagram. Heute folgen ihr 15 Millionen Menschen. Eigentlich ist sie nur eines von vielen Schauspielertalenten in «Stranger Things», aber sie ist die «Eleven amongst tens», die Überragende im Kreis interessanter Kinderstars, wie Laudator Zac Efron es formulierte, als er ihr letztes Jahr bei den MTV Movie Awards den Preis für die beste Darstellerin in einer Fernsehserie überreichte. «Ich möchte den Duffer-Brüdern danken, weil sie eine Serienfigur geschaffen haben, die zu einer knallharten, weiblichen Ikone wurde», sagte die kleine Brown unter Tränen über ihre Figur Eleven, als sie den Preis entgegennahm. «Ich weiss mich glücklich zu schätzen, dass ich sie spielen darf.»

Das *Time*-Magazin listete Brown 2017 unter die dreissig einflussreichsten Teenager, und



«Ich zeige nicht gerne Haut»: Schauspielerin Brown, 14.

sie bekam eine Emmy-Nominierung für die beste Nebenrolle in einem Drama.

In der Drehpause, bevor die Arbeiten an der dritten Staffel begannen, engagierte sie sich für Unicef, sass eine Debatte über die Sexualisierung ihrer Person aus – und macht nun, nachdem sie ihren ersten Kuss während der Dreharbeiten bekam, erste amouröse Erfahrungen abseits der Leinwand. Die Klatschblätter berichteten: Millie Bobby Brown ist jetzt mit dem fünfzehnjährigen Pop-Star Jacob Sartorius zusammen. Ein Junge übrigens, der seinen Erfolg durch das Hochladen eigener Musik im Internet schmiedete. Brown und Sartorius scheinen zu einer Ära von Kinderstars zu gehören, die nicht mehr so fremdbestimmt werden, wie das bei früheren der Fall war. Es scheint eine neue Generation begabter Kinder zu geben, bei deren öffentlichen Auftritten man sich fragt, woher sie die Eigenständigkeit nehmen – und denen man wünscht, dass Charakterstärke sie davor schützen wird, in Luxus, Drogen und Rosenkriegen zu versumpfen wie die Macaulay Culkins und Drew Barrymores vor ihnen. Heutige Kinderstars – so das neue Narrativ – bauen ihre Fan-Basis eigenhändig in den sozialen Netzwerken auf. Sie lassen sich nicht von den Eltern drillen, sondern zwingen diese vielmehr, sie zu Castings zu fahren. Ob das stimmt, werden wir wissen, wenn der Zusammenbruch ausbleibt, der den Kinderstars bisher anhaftete. Für Brown und ihr Talent: hoffentlich.

Verdichtet auf die Augen

Brown wurde am 19. Februar 2004 in Marbella bei Malaga in Spanien geboren, der Vater ein britischer Makler, die Mutter Hausfrau. Als Millie vier Jahre alt war, zog die Familie mit den vier Kindern nach Grossbritannien, wo Millie in Bournemouth zur Schule ging. 2011 zog die Familie erneut um, diesmal für die Arbeit des Vaters in die USA, nach Orlando, Florida. Millie kommt an mit dem gängigen amerikanischen Traum, der in aller Regel nicht aufgeht: Sie will Schauspielerin werden. An Samstagen besucht die Achtjährige Schauspiel-Workshops für Kinder, bald wird ein Agent aufmerksam. Tatsächlich scheint da ein Funke in ihr zu stecken, der heute zu gerne als «übernatürlich» bezeichnet wird, ein Funke, der Umstehende überzeugt. Die Eltern packen noch einmal ihre sieben Sachen und ziehen nach Los Angeles, damit ihr Mädchen der Star werden kann, der offenbar in ihm steckt.

Browns Aufstieg kommt aber nicht auf Anhieb. Zwar ergattert sie hier und da kleine Rollen – in «Once Upon a Time in Wonderland», «Modern Family» und «Grey's Anatomy», doch die Hauptrollen gehen an andere. Sie spricht für «Logan – The Wolverine» vor als das Mädchen an der Seite von Wolverine (Hugh Jackman), doch die Rolle geht an Dafne Keen. Schliesslich schickt sie ein *audition tape* an die



Rasselbande mit Auftrieb: «Stranger Things».

Macher der Netflix-Serie «Stranger Things»: die Duffer-Brüder, Zwillinge mit Jahrgang 1984, die Autoren und Regisseure der Serie, sowie Produzent Shawn Levy. Auf dem Video hat Brown noch lange Haare, aber die emotionale Intensität, die sie der kahlgeschorenen Serienfigur Eleven später verleihen wird, ist schon da: Sie heult Rotz und Wasser, man kann nicht wegsehen – und dann kommt er, der Blitz, der Eleven-Blick, der so ikonisch wurde: Ihr ganzes Sein verdichtet sich in ihren Augen, in diesen grossen dunklen Augen von hypnotischer Gewalt mit der Bereitschaft, alles zu töten, was ihr in die Quere kommt. «Ich habe das nie vergessen, weil es so intuitiv war», sagt Produzent Levy. «Dass diese kleine Person über eine so glühende Kraft verfügt – das hat mich baff gemacht.» Sie hätten sich noch am selben Tag für Millie Bobby Brown entschieden.

Man scheut sich, ein Kind mit gleichaltrigen Schauspielkollegen zu vergleichen, die ebenfalls sehr gut sind. Aber Browns Übertagen ist einerseits offensichtlich, andererseits profitieren ihre jungen «Stranger Things»-Kollegen auch davon. Die Serie hätte ohne Brown nicht den Kultstatus erreicht, den sie heute geniesst.

Sie ist die «Eleven among tens», die Überragende im Kreis interessanter Kinderstars.

Das gibt der ganzen Rasselbande Auftrieb. Insbesondere der Junge, der Brown im Rahmen der Serie erstmals küsste, Finn Wolfhard, wird hoch gehandelt. Auch er ein Kind von androgyner Schönheit mit markanten Gesichtszügen, blassem Hautton, dunklen Augen, ein Junge mit beachtlicher Instagram-Gefolgschaft (9,7 Millionen Follower). Ein 27-jähriges Model namens Ali Michael schrieb unter ein Foto von Wolfhard: «Ich möchte nicht seltsam erscheinen, aber probier's doch bitte mal bei mir in ein paar Jahren.» – Was zu einem sensiblen Thema führt: die Sexualisierung der «Stranger Things»-Stars durch Fans. Ein Phänomen,

das auch bei Brown wieder intensiver ausfällt. Wie darf man das Aussehen der Minderjährigen beschreiben, die bereits für Calvin Klein modelt?

Sie verfügt über die zierliche Langgliedrigkeit, die zum Modeln prädestiniert, dazu das sperrig wirkende Britpop-Element einer Kate Moss im sinnvollen Widerspruch mit der Noblesse einer Emma Watson: Optisch ist Millie Bobby Brown der Glam-Rock in Person. Ihr zartes Alter hält sie in der Schwebelage zwischen Kind und Frau, dazu kommt etwas Altkluges, das sie zeitlos wirken lässt. Millie Bobby Brown verzückt Modelagenten und Schauspielagenten. Natürlich ist so ein Mädchen ein Jungenschwarm. Natürlich gibt es auch Erwachsene, die ihr Aussehen im Internet unpassend kommentieren. Brown scheint aber eine gute Bewahrerin ihrer selbst zu sein. «Ich zeige nicht gerne Haut», sagt sie. «Wenn ich bei einem Foto-Shooting bin, und die sagen zu mir: «Kannst du bitte bauchfrei tragen?», dann sage ich: «Nein. Nein, noch nicht.» Wenn der Tag einmal kommt, dann werde ich sicher schon achtzehn Jahre alt sein.»

Halbtaube Rapperin

Brown hat bis heute keinen richtigen Schauspielunterricht erhalten. Doch die «Stranger Things»-Schule, das Learning by Doing, dürfte nicht das Schlechteste sein: Browns Figur spricht in der ersten Staffel bloss 250 Wörter (laut Zählung eines Fans). Eleven ist das Produkt psychologischer Manipulation von Dr. Martin Brenner, der ihr telekinetische Kräfte verlieh. Sie wächst isoliert auf und wird zur fast sprachlosen, liebenswerten Soziopathin. Diese Figur spielt Brown mit dem ganzen Körper – und vor allem auf der Klaviatur ihrer Mimik. Sprechen ist einfach, aber wer in jungen Jahren mit wortloser Dominanz so eine Eleven spielt, von dessen erwachsenem Schauspiel darf etwas erwartet werden. «Wir müssen ihr noch was geben, das sie überfordert», sagt Autor und Regisseur Matt Duffer. «Ich kann diesem Mädchen einen unglaublich schnellen Ball zuwerfen, aber sie fängt ihn. Sie ist wie eine Sängerin, die jede Note trifft. Ihre Spannweite ist absolut unglaublich. Ich muss die Grenzen erst noch sichten.»

Singen beziehungsweise Rappen, das kann Millie Bobby Brown übrigens auch. Auf YouTube kann man ansehen, wie sie spontan ein paar Nicki-Minaj-Zeilen zum Besten gibt. Dabei ist Brown auf einem Ohr taub. «Ich habe einfach angefangen zu singen, und wenn ich schlecht klinge, kümmert es mich nicht, weil ich tue, was ich liebe», sagt Brown unbekümmert. Eine dritte Staffel «Stranger Things» wird kommen, 2019 wird Brown auf grosser Leinwand debütieren, in «Godzilla», und das alles sollte man nicht verpassen, denn jedem Anfang wohnt ein Zauber inne – und diesem ein besonders starker.

Nichts als Ärger mit der Stadt

Von Christoph Mörgeli

Die Stadt Zürich ist für die sie umgebende Landschaft seit Jahrhunderten ein Sorgenkind. Bürgermeister Hans Waldmann wollte das ländliche Textilgewerbe zugunsten des Monopols der städtischen Zünfte einschränken. Dann liess er die Hunde der Bauern töten, weil sie angeblich den Wildbestand für die feinen Herren schädigten. Waldmann wurde 1489 enthauptet. Die Wädenswiler verweigerten der Stadt 1646 die allzu masslos eingeforderten Steuern; drei Anführer verloren ihren Kopf.

1794/95 baten die Stäfner die Gnädigen Herren der Stadt Zürich ehrerbietigst um Gewerbefreiheit und Bürgerrechte. Das Dorf wurde militärisch besetzt, die Urheber der Bittschrift von der Stadt ins Gefängnis geworfen, verbannt oder schwer gebüsst. Einen Aufstand der unzufriedenen Landleute oberhalb Horgens von 1803 liess die Stadt Zürich noch einmal militärisch niederschlagen. Der Schuster Willi und zwei Mitbeteiligte wurden hingerichtet.

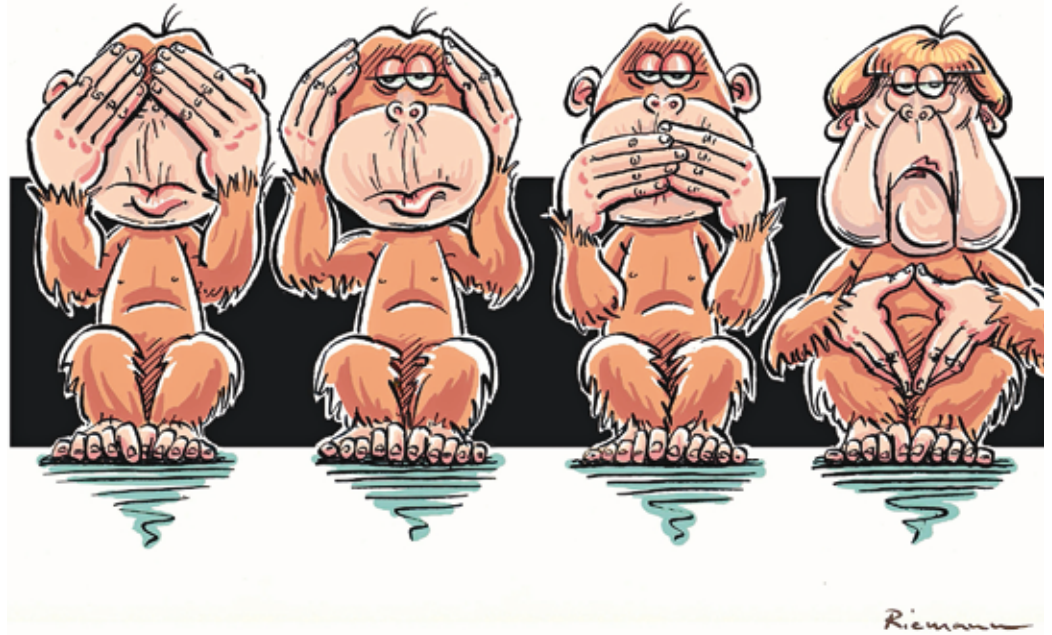
Seither sind im Zürcher Rathaus die gepuderten Perücken und die weissen Halskrausen verschwunden. Es regieren nicht mehr die alten Bürgergeschlechter der Escher, Hirzel und Rahn. Sondern die linken Zuwanderer Estermann aus Kriens, Ledergerber aus Engelberg und Mauch aus Oberlunkhofen. Konstant über die Jahrhunderte blieb aber die Überzeugung der Stadtbewohner, dass die Landschaft für ihr Leben aufkommen müsse. In Zürich winken subventionierte Wohnungen bis 230 000 Franken Jahreseinkommen. Und subventionierte Kinderkrippen bis 200 000 Franken Bruttolohn.

Fünf Milliarden Franken sind im letzten Vierteljahrhundert an Ressourcenausgleich vom Land in die Stadt geflossen. Die rot-grün regierte Stadt verdient üppig an den Grundstückgewinnsteuern der verhassten Banken. Und an der Höherbewertung der Aktien des verhassten Flughafens. Der Kanton bezahlt enorme Summen für Bildung, Gesundheit und Kultur. Und einen fetten Zentrumslastenausgleich. Der Bund investiert Milliarden in städtische Bahnhöfe. Die Stadt verriegelt den Zugangsverkehr, verengt die Strassen und hebt Parkplätze auf. Höchste Zeit, dass die bürgerliche Mehrheit der Landschaft der städtischen Dauerparty den Geldhahn zudreht. Der Zentrumslastenausgleich ist sofort einzustellen. Denn der Zürcher Stadthaushalt ist ein Haushalt von Egoisten. Alle wollen essen. Aber niemand will das Geschirr spülen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Putins Schnuderbuben

Von Peter Bodenmann — Die amerikanischen Schnüffler wissen alles über jeden und jede. Aber die russischen Hacker holen auf.



Selbst das Handy der deutschen Kanzlerin wurde nachweislich abgehört.

Ronald Reagan war ein Kriegs-Keynesianer. Er machte Schulden, um die bereits marode Sowjetunion totzurüsten. Das belebte die amerikanische Wirtschaft und beschleunigte den Untergang des konzeptlosen Gorbatschow und seiner morschen KPdSU.

Nach dem Fall der Mauer gingen einige davon aus, dass dies das Ende der Geschichte sei. Weil sich weltweit der amerikanisch geprägte Kapitalismus durchgesetzt habe.

Inzwischen hat sich einiges bewegt. China hat in Sachen Wirtschaft kaufkraftbereinigt die USA überholt. Die KGB-Gang von Wladimir Putin kontrolliert die russischen Oligarchen und das Militär. Die Modernisierung der russischen Wirtschaft kommt noch nicht so recht voran. Wohl aber die Modernisierung der Armee und ihrer Waffensysteme. Ein neues Gleichgewicht des Schreckens beginnt sich wirtschaftlich und militärisch zu installieren.

Gleich wie Reagan rüstet Trump wie ein Wahnsinniger auf. Er gibt jetzt pro Jahr 700 Milliarden Dollar für die Armee aus. Zwanzig Mal mehr als die bösen Russen. Zehn Mal mehr als die noch gefährlicheren Chinesen. Die amerikanischen Geheimdienste bekommen pro Jahr gleich viel Geld, wie die Deutschen für ihre Bundeswehr ausgeben. Stellen wir uns kurz vor, alles wäre umgekehrt. Kriegs-Keynesianismus ist – da unproduktiv – die dümmste Form falsch verstandenen Keynesianismus.

Die amerikanischen Schnüffler kontrollieren alles, jeden und jede. Selbst das Handy der deutschen Kanzlerin wurde nachweislich abgehört. Daran hat sich sicher nichts geändert. Insider berichten, im VBS hätten sich die Amerikaner die P-26-Akten ausgeliehen. Und würden diese – fein frisiert – nächstens wieder auftauchen lassen. Die USA kontrollieren selbst die Blackboxes unserer Kampfflugzeuge.

Die Russen versuchen etwas aufzuholen. Sie helfen neu nicht nur dem Assad-Regime, sondern auch mit Hackern den Bruder- und Schwesterparteien der SVP.

Anders als Reagan beginnt jetzt Trump – wenn wir ihn ernst nehmen wollen und wohl auch müssen – zusätzlich einen Handelskrieg. Dies, um die Handelsbilanzüberschüsse der Chinesen und Deutschen mittels Zöllen abzubauen. Den *Schlotteri* haben berechtigterweise Roche, Novartis und Co. Ihnen droht das gleiche Schicksal wie der Stahl- und Aluminiumindustrie. Denn «Handelskriege sind gut und einfach zu gewinnen». So Trump. Er irrt, weil China und die EU wirtschaftlich vergleichbar stark sind.

Für die Schweiz gilt: WTO-Regeln helfen in Zeiten beginnender Handelskriege nicht. Wir brauchen die EU und nicht umgekehrt. Der von der SVP gewählte «Reset»-Bundesrat Cassis hat das begriffen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

125 Jahre politisch unkorrekt

Von Kurt W. Zimmermann — Tamedia ist 125 Jahre alt. Der Verlag war seiner Zeit immer voraus – und bezog darum immer Prügel.

Als Tamedia im März 2003 das Gratisblatt *20 Minuten* kaufte, passierte das Übliche. Es setzte Prügel von allen Seiten.

Der Zürcher Verlag, so wusste die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, habe damit einen «Pressekrieg» ausgelöst. Für Tamedia, so wusste die Konkurrenz von Ringiers *Sonntagsblick*, sei der Kauf «Gift für die Glaubwürdigkeit».

Nun, es war ein lukratives Gift. Bis heute hat Tamedia mit ihren hochrentablen *20 Minuten* über 500 Millionen Franken verdient.

Das Beispiel gehört zur Systematik des Verlagshauses Tamedia. Man tat in der Firmengeschichte meist das Gegenteil dessen, was alle andern für richtig hielten. Meist wurde diese Strategie ein Grosse Erfolg.

Als der *Tages-Anzeiger* 1893 gegründet wurde, war die Medienlandschaft rein parteipolitisch gegliedert. Leitmedien waren die freisinnigen *Neue Zürcher Zeitung* und *National-Zeitung*, die katholisch-konservativen Blätter *Vaterland* und *Neue Zürcher Nachrichten* und die sozialdemokratischen Titel *Volksrecht* und *Tag-wacht*.

In dieser Ausgangslage tat Tamedia das Gegenteil und gründete ein politisch unabhängiges Blatt, das alle Richtungen abdeckte. Benito Mussolini schrieb ebenso für den *Tages-Anzeiger* wie Winston Churchill. Auch Adolf Hitler verfasste einen Leitartikel für die Titelseite.

Der Verzicht auf Haltung wurde zum kommerziellen Kracher. Bereits drei Jahre nach der Lancierung war der *Tages-Anzeiger* das auflagenstärkste Blatt des Landes.

Kommerzielles Kalkül

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen viele Blätter, den *Tages-Anzeiger* zu kopieren, öffneten sich und gaben ihr politisches Engagement auf. Wieder tat Tamedia das Gegenteil. Der Verlag positionierte nun sein Blatt neu als engagierte politische Stimme links der Mitte. Erneut sprang die Auflage nach oben.

Und damit wären wir beim Erklärungsmuster des permanenten Tamedia-Erfolgs. Der Verlag, anders als die meisten Mitbewerber, gewichtete das kommerzielle Kalkül stets mindestens so stark wie publizistische Glaubensfragen.

Dass etwa der *Tages-Anzeiger* 1893 als erstes Blatt der Schweiz politische Neutralität vertrat, hatte nicht hehre weltanschauliche Fragen. Man kam mit dieser Strategie leichter an die Inserate heran.

Als erster Verlag im deutschsprachigen Raum lancierte Tamedia dann 1970 ein Hoch-



Verzicht auf Haltung: *Tages-Anzeiger*, 1941.

glanzmagazin als Zeitungsbeilage. Ziel war es, der Werbewirtschaft hohe Druckqualität für die explosionsartige Zunahme von Farbinseraten zu bieten. Dass das *Tages-Anzeiger-Magazin* dann zu einer Marke für guten und kritischen Journalismus wurde, nahm man auf der Chefetage eher belustigt zur Kenntnis. Zeitweilig auch vertrieb man gleich drei tägliche Gratisblätter, derweil andere Traditionsverlage sich an solchen Pfui-Produkten nicht die Finger schmutzig machen wollten.

Tamedia war in seiner Geschichte vielfach politisch unkorrekt. Das zahlte sich aus. In den letzten zehn Jahren hat Tamedia einen kumulierten Gewinn von über 1,5 Milliarden ausgewiesen. Ist das die Medienkrise?

Mehr als die Hälfte des Gewinns stammt inzwischen aus dem Online-Geschäft. Auch hier handelte Tamedia schnell und politisch wenig korrekt. Als ab 2005 die Kleinanzeigen aus den Zeitungen verschwanden, kaufte Tamedia in hohem Tempo digitale Handelsplattformen wie Homegate.ch, Jobs.ch, Localsearch.ch und Ricardo.ch. auf. Man wurde zu einer Art Handelshaus.

Kritiker von Tamedia halten dem Unternehmen seitdem vor, es habe sich «von der Publizistik verabschiedet».

Nun, auch das ist ein historischer Unterschied zu anderen Verlagen. Viele haben sich von der Welt verabschiedet.

Mehr Frauen

Von Henryk M. Broder — Geschlechtsneutrale Hymne.

Es ist noch nicht lange her, da wurde in Deutschland darüber gestritten, ob «Das Lied der Deutschen», 1841 von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben geschrieben, als Hymne der Bundesrepublik taugt. Immerhin fängt es an mit den Worten «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt» und enthält auch Zeilen über das Deutsche Reich, die heute etwas befremdlich klingen. «Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt.» Schliesslich einigte man sich darauf, bei offiziellen Anlässen nur die harmlose dritte Strophe zu singen. Darin wird «Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland!» eingefordert. «Danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand!»



Damit war das Thema eigentlich vom Tisch. Bis ein Vorschlag der Gleichstellungsbeauftragten des Familienministeriums zum Internationalen Frauentag am 8. März bekannt wurde. Das «Lied der Deutschen», schrieb sie in einem Rundbrief an ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sollte «geschlechtsneutral» umgeschrieben, «Vaterland» durch «Heimatland» ersetzt werden, «brüderlich mit Herz und Hand» durch «couragiert mit Herz und Hand».

Offenbar ist die Gleichstellungsbeauftragte des Familienministeriums nicht ausgelastet. Es war nicht einmal bekannt, dass es eine gibt. Sie muss deswegen Probleme finden und Vorschläge zu deren Lösung machen. Irgendwas mit Frauen geht immer. Zum Beispiel: Mehr Frauen in die Aufsichtsräte börsen-notierter Unternehmen. Im Sport dagegen sind Frauen schon weiter. Es gibt Frauenfussball und Frauenboxen, Fraueneishockey und Frauenbobfahren; sogar Frauenringen wird, obwohl noch keine olympische Disziplin, immer beliebter. Dennoch geht das «Gendern» weiter. Es fing mit «Genossinnen und Genossen» an, inzwischen hat es die «Steuerzahlerinnen und Steuerzahler» erreicht und macht auch vor «Raucherinnen und Rauchern» nicht halt.

Dass die Nationalhymne «aktualisiert» wird, ist freilich wenig wahrscheinlich. Die Kanzlerin hat sich dagegen ausgesprochen. Sie sei, verlautebarte der Regierungssprecher, «mit unserer schönen Nationalhymne, so wie sie ist, in ihrer traditionellen Form sehr zufrieden».

Damit können die Freundinnen und Freunde des traditionellen deutschen Liedguts gut und gerne leben.

Und übrig blieb die Cousine

Die Universität Zürich sucht einen «Direktor universitäre Medizin». Im Rennen um den neuen Topjob ist einzig noch Beatrice Beck Schimmer, die Cousine von Bildungsdirektorin Silvia Steiner. Die Kandidatin war in ein aktenkundiges Verfahren wegen zweifelhafter Datenverwendung verwickelt. *Von Philipp Gut*

Es geht in diesem Fall um viel: um viel Macht, viel Einfluss, viel Prestige und sehr viel Geld – handelt es sich doch um eine der wichtigsten Stellen, welche der Regierungsrat und die Universität Zürich (UZH) überhaupt vergeben können. Per 1. August 2018 suchten sie einen «Direktor universitäre Medizin Zürich» – eine neugeschaffene Spitzenstelle, die in der offiziellen Ausschreibung als «Schlüsselfunktion» beschrieben wird. Der neue Direktor ist Mitglied der sechsköpfigen Universitätsleitung, führt den «Querschnittsbereich Medizin» und steht der Medizinischen Fakultät sowie deren Direktorium vor.

Er hat den Auftrag, die UZH gemeinsam mit dem Rektor «gemäss den strategischen Zielen zu positionieren und als führende Universität in der nationalen und internationalen Hochschullandschaft nachhaltig zu stärken». Zu den Hauptaufgaben gehört «die strategische Weiterentwicklung der universitären Medizin Zürich im Verbund von UZH und universitären Spitälern sowie mit der ETH Zürich als Partnerin». Von zentraler Bedeutung ist die Ausrichtung aller Institutionen «auf eine gemeinsame Dachstrategie in Forschung, Lehre, Nachwuchsförderung und Gesundheitsversorgung» und schliesslich die «Weiterentwicklung des medizinischen Curriculums in Richtung eines auf die aktuellen Herausforderungen ausgerichteten Arztberufs».

Mit anderen Worten: Es geht um eine ausserordentlich herausfordernde Aufgabe, der nur Persönlichkeiten mit exzellentem medizinischem Fachwissen, grosser akademischer Erfahrung und herausragenden Managementfähigkeiten gewachsen sein dürften. Umso überraschender ist das Resultat des Auswahlverfahrens: Als einzige Kandidatin übriggeblieben ist Beatrice Beck Schimmer, ausserordentliche Professorin für Anästhesiologie am Universitätsspital Zürich im 50-Prozent-Pensum (die restlichen 50 Prozent arbeitet sie als Forscherin). Frau Beck Schimmer ist die Cousine von Silvia Steiner (CVP), der Zürcher Bildungsdirektorin und Präsidentin des Universitätsrats.

Warum stieg der Favorit aus?

In diesem Zusammenhang ist aufschlussreich, dass Beatrice Beck Schimmer an der Universität Zürich in ein aktenkundiges Verfahren wegen zweifelhafter Datenverwendung verwickelt war. Der Fall landete nicht nur vor der Universitätsleitung, sondern auch vor der kantonalen Ethikkommission.

Wie konnte es zu dieser umstrittenen Personalle kommen? Um das Geschehen zu verstehen, muss man zunächst wissen, wie das etwas komplizierte Verfahren zur Besetzung einer Stelle in der Universitätsleitung abläuft. Zuerst sucht eine Findungskommission unter der Leitung der Bildungsdirektorin Kandidaten für die neue Stelle. Aufgrund der eingegangenen Bewerbungen und einer Anhörung erstellt die Kommission eine sogenannte Longlist. Anschliessend führt ein spezialisiertes Unternehmen mit den Kandidaten ein Assessment durch. Dann wird zuhanden des achtköpfigen Universitätsrats eine Shortlist erstellt. Der Universitätsrat – der ebenfalls unter der Leitung der Bildungsdirektorin steht – erstellt in der Folge eine Zweierliste zuhanden des Senats, der Versammlung aller Professoren der Universität Zürich. Vom Senat geht das Geschäft zurück an den Universitätsrat: Er unterbreitet diesem einen Wahlvorschlag, worauf der Universitätsrat die Wahl abschliessend vollzieht.

So weit die Theorie. In der Praxis des konkreten Falls kam es nun allerdings so, dass am Schluss als einzige Kandidatin aus einem kompetitiven Bewerberfeld Beatrice Beck Schimmer, die ausserordentliche Professorin und Cousine der Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Silvia Steiner, übrigblieb.

Verschiedene, weit höher qualifizierte Persönlichkeiten aus dem Umfeld der Zürcher Universitätsmedizin wurden eingeladen, sich zu bewerben. Neben Kandidaten aus diesem Milieu bewarben sich auch Interessenten aus der Privatwirtschaft und von einem ausserkantonalen Spital. Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Silvia Steiner war klug genug, in der Findungskommission und im Universitätsrat in den Ausstand zu treten, als sich ihre Cousine Beatrice Beck Schimmer unter die Kandidaten mischte. Trotzdem schwang ihre Verwandte am Ende zum Erstaunen vieler Beteiligten obenaus. Denn Favorit und Spitzenkandidat war nicht die Cousine der

Regierungsrätin, sondern Professor Johann Steurer, Direktor des Horten-Zentrums für praxisorientierte Forschung und Wissenstransfer sowie Leiter des Bildungsnetzwerks Medizin. Laut Kennern des Verfahrens war er der Bewerber mit dem besten Leistungsausweis. Aus dem Feld der Kandidaten schlug der Universitätsrat dem Senat denn auch Steurer als Nummer-eins-Kandidaten («*primo loco*») vor. Beatrice Beck Schimmer belegte Platz zwei, nachdem sich ein weiterer externer Kandidat zurückgezogen hatte.

Zweifel an Qualität

Dieser Zweivorschlag war insofern mit Fragezeichen behaftet, als mehreren Mitgliedern der Findungskommission und des Universitätsrats bekannt war, dass Steurer bei einem Zweivorschlag seine Bewerbung zurückziehen würde. Über seine Motive kann man nur spekulieren. Wollte er vor dem Senat nicht gegen eine Frau antreten, die zudem die Cousine der federführenden Regierungsrätin ist? Diese Version hält sich an der Universität hartnäckig. Im Senat, der Vollversammlung der Professoren aller Fakultäten, spielten politische Fragen wie Geschlecht, Nationalität und Engagement in Genderfragen erfahrungsgemäss eine wichtige Rolle,

heisst es. Das erhöhe die Wahrscheinlichkeit, dass in solchen Verfahren nicht unbedingt die wissenschaftliche Brillanz und der Leistungsausweis in Führung und Management entscheiden, sondern eben andere, politische Kriterien. Kritiker bringen in Anschlag, dass es im vorliegenden Fall nicht um die Besetzung irgendeiner untergeordneten Abteilung gehe, sondern um die einflussreichste und wichtigste Stelle im Medizinbereich der Zürcher Universität. Und da könne man es sich schlicht nicht leisten, nicht den

Besten zu nehmen.

Der Ausgang des Verfahrens mit der Cousine der Bildungsdirektorin einsam in der Poleposition erstaunt Insider umso mehr, als Mitglieder der Findungskommission laut Beteiligten Zweifel geäussert hätten, ob die nun



Beatrice Beck Schimmer.

Wollte er vor dem Senat nicht gegen eine Frau antreten?



Trat in den Ausstand: Zürcher Bildungsdirektorin Steiner.

dem Senat vorgeschlagene einzige Kandidatin den Anforderungen dieser «Schlüsselfunktion» überhaupt gerecht werden könne. Erkundigt man sich unter Klinikdirektoren, hört man Kritikpunkte wie: zu wenige Publikationen, mangelnde Qualität und internationale Reputation der Forschung. Falls diese Zweifel tatsächlich auch während des Berufungsverfahrens geäußert worden sind, hat man sie in den Wind geschlagen.

Verfahren vor der Ethikkommission

Beeinträchtigt wird das laufende Berufungsverfahren weiter durch die Vorwürfe an die Adresse von Professorin Beck Schimmer in Sachen problematische Verwendung von Forschungsergebnissen. Dabei geht es um einen Artikel im Fachmagazin *Surgery*, der schliesslich nach einigen Turbulenzen in der Nummer 161/2017 erschien («Hypoxia of the growing liver accelerates regeneration»). Der Vorwurf lautete: Beck Schimmer, die als Co-Autorin des Artikels zeichnet, habe dafür Daten einer anderen Universitätsklinik verwendet, ohne diese andere Klinik darüber zu informieren. In der Rolle der Geprellten sahen sich der bekannte Chirurg und Professor Pierre-Alain Clavien und dessen Klinik für Viszeral- und Transplantationschirurgie. Clavien gilt als der Experte für «liver regeneration» (Regeneration der Leber). Die unschöne Ge-

schichte ist aktenkundig, Rektor Michael Hengartner und die Universitätsleitung wussten nachweislich davon. Das oberste Führungsgremium nahm mit Clavien in dieser Angelegenheit Kontakt auf, um den Vorfall abzuklären. Wie ernst die Sache von den Betroffenen und den Verantwortlichen genommen wurde, zeigt der Umstand, dass sich nicht bloss die Universitätsleitung einschaltete, sondern auch die Kantonale Ethikkommission Zürich.

Die *Weltwoche* hat Urs Oberholzer (SVP), der in Vertretung von Bildungsdirektorin Silvia Steiner im Berufungsgeschäft «Direktor universitäre Medizin» sowohl die Findungskommission als auch den Universitätsrat präsidiert, mit den Ergebnissen ihrer Recherchen konfrontiert. Oberholzer will vom Vorwurf der Vettern- oder Cousinenwirtschaft nichts wissen. Das Verfahren sei «sauber und problemlos abgelaufen». So kann man es auch sehen.

Was die Datenaffäre betrifft, sagt Oberholzer, dass der Universitätsrat von den Vorgängen Kenntnis gehabt habe. Die Affäre sei aber bereinigt. «Für mich ist die Angelegenheit erledigt», so Oberholzer. Das Berufungsverfahren für die Stelle des Direktors universitäre Medizin Zürich sei davon «überhaupt nicht betroffen». Beatrice Beck Schimmer selber sagt dazu auf Anfrage der

Weltwoche: «Eine wissenschaftliche Arbeit von uns wurde bei einer bekannten chirurgischen Zeitschrift eingereicht und nach einem Peer-Review-Prozess akzeptiert und zur Veröffentlichung freigegeben. Danach kam es zu einer kurzen Nachfrage von Seiten des Editors, die einerseits von den Autoren sowie auch der Ethikkommission problemlos beantwortet werden konnte. Daraufhin wurde die Arbeit definitiv veröffentlicht. Sie wird wegen der interessanten Daten und des innovativen Charakters oft zitiert und diskutiert.»

Und das Ansehen der Universität?

Diese Nonchalance erstaunt doch etwas. Vor allem auch diejenige des Universitätsrats. Dieser ist das Aufsichtsgremium der Universität, welches die Kandidaten kürt und schliesslich auch die Wahl der neuen Medizindirektorin vollzieht.

Können die obersten Verantwortlichen wirklich so leicht über die aktenkundigen Vorgänge hinwegsehen? Spielt es für das Ansehen der Universität denn keine Rolle, ob die Inhaberin der neugeschaffenen Spitzenposition im Schaufenster der Öffentlichkeit dem Vorwurf ausgesetzt ist, sie würde die Anforderungen in fachlicher und ethischer Hinsicht nicht erfüllen?

Zweifel bleiben angebracht.

Die Crux mit der Frauenfrage

Der Druck auf das Parlament, bei der nächsten Vakanz im Bundesrat eine Frau zu wählen, ist hoch. Bürgerliche Frauenfreunde könnte das vor ein Dilemma stellen.

Von Katharina Fontana

In der laufenden Frühjahrsession spielen Frauenthemen einmal mehr eine grosse Rolle. Gerade erst hat der Ständerat die Vorlage zur Lohngleichheit von Mann und Frau in eine Zusatzrunde geschickt, was bei etlichen Parlamentarierinnen für grosse Empörung sorgte. Weiter werden sich die Räte in den nächsten Tagen mit Vorstössen für die Einführung einer Geschlechterquote im Bundesrat befassen und die Anliegen voraussichtlich ablehnen. Auch das dürfte zu erzürnten Reaktionen führen.

Doch auch wenn das Parlament keine Quote will, ist die Frauenfrage damit nicht vom Tisch, im Gegenteil. Die Vertretung der Frauen in der Landesregierung ist ein Thema, das die Öffentlichkeit beschäftigt. Es wird bei den künftigen Vakanzbestimmungen bestimmend sein, und zwar mit einigem Recht: Sollte dann wiederum keine Bundesrätin gewählt werden, müsste man als Frau nämlich langsam das Gefühl haben, dass die grossen Jungs lieber unter sich bleiben. Gab es bei der letzten Vakanz noch gute Gründe, mit dem freisinnigen Tessiner Ignazio Cassis einen Mann zu wählen und damit endlich wieder einen Vertreter der italienischen Schweiz in der Landesregierung zu haben, wird die Regionen- und Sprachenfrage bei der nächsten Wahl eine viel schwächere Rolle spielen. Umso stärker wird der Anspruch der Frauen in den Vordergrund treten.

Etatistische Ader

Wie stehen also die Chancen, dass die Schweiz bald neue Bundesrätinnen haben wird? Den Rücktritt bereits angekündigt hat CVP-Magistratin Doris Leuthard. Sie will nicht mehr zur nächsten Legislatur antreten. Ob sie bis im Winter 2019 im Amt bleiben oder vorher den Hut nehmen wird, wird sich zeigen. Klar ist: Tritt die Aargauerin als einziges Mitglied der Landesregierung zurück – womit Simonetta Sommaruga als einzige Frau verbliebe –, wird die CVP unter erheblichem Druck stehen, eine Frau zu portieren. Diese Nachfolgefrage könnte namentlich die Bürgerlichen vor ein Dilemma stellen. Denn auch wenn man neben Sommaruga gern noch mindestens eine weitere Bundesrätin im Siebnerremium hätte, sollte es doch nicht zu einem Linksdrall in der Regierung kommen.

Bei den CVP-Frauen steht seit längerem Vizefraktionschefin Viola Amherd als mögliche Nachfolgerin im Vordergrund. Die zu-



«Sehr gern wieder eine Bundesrätin»: CVP-Frauen im Nationalrat.

rückhaltend auftretende Walliser Nationalrätin ist weitherum geschätzt, hat aber eine ausgeprägt soziale und etatistische Ader und politisiert am linken Rand ihrer Partei. Den Gegenpart dazu übernimmt derzeit die Baselbieterin Elisabeth Schneider-Schneiter, die zum wirtschaftsfreundlichen CVP-Flügel zählt. Die Wahlchancen der zwei Frauen, sollten sie denn überhaupt antreten wollen, würden davon abhängen, wer allenfalls noch auf

Man habe Frauen «für jeden politischen Geschmack», sagt CVP-Frauen-Präsidentin Sigg.

dem Ticket stände. Gäbe es beispielsweise eine gemischte Doppelkandidatur mit Amherd und Parteipräsident Gerhard Pfister, könnte dies beim derzeit eher nach rechts neigenden Parlament dem Mann helfen. Bei der SVP ist Pfister wohl gelitten, und auch bei den Freisinnigen dürfte er mehrheitlich besser ankommen als die nach links tendierende Walliserin. Anders sähe es vielleicht aus, wenn statt Viola Amherd Elisabeth Schneider-Schneiter oder eine andere, eher rechts positionierte CVP-Frau portiert würde: Hier könnte in den bürgerlichen Reihen der Frauenbonus in einem gewissen Ausmass spielen.

Für die CVP-Frauen jedenfalls ist klar, dass sie nach Doris Leuthard «sehr gern wieder eine Bundesrätin» hätten, wie Präsidentin Babette Sigg auf Anfrage sagt. Auf die männlichen Parteikollegen ist man im Moment ohnehin nicht gut zu sprechen, weil man sich wegen des Entscheids zur Lohngleichheit hintergangen vorkommt. Zu möglichen Kandidatinnen oder Strategien will sich Sigg nicht äussern. Und auf die Frage, ob bei der nächsten Vakanz Geschlecht oder politische Haltung vorgehe, meint sie: Beides sei wichtig, auf jeden Fall brauche es eine moderate Kandidatin. Man habe Frauen «für jeden politischen Geschmack».

Männer nicht vergraulen

Pech für die CVP-Frauen wäre es, wenn FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann gleichzeitig mit Doris Leuthard den Hut nähme. Dies würde den Druck auf die Christlichdemokraten deutlich senken, erneut eine Frau in den Bundesrat zu schicken. Denn die FDP, so viel lässt sich heute schon sagen, wird bei der nächsten Vakanz um eine Frau kaum herumkommen. Zum einen stellt die Partei seit bald dreissig Jahren keine Bundesrätin mehr, zum andern verfügt sie mit Ständeratspräsidentin Karin Keller-Sutter sozusagen über eine natürliche Kandidatin, die klar bürgerliche Positionen vertritt. Auch Parteipräsi-

dentin Petra Gössi wäre eine aussichtsreiche Kandidatin.

Wie man bei der FDP am besten vorgeht, um die eigenen Männer nicht von vornherein zu vergraulen, den parteiinternen Wettbewerb spielen zu lassen und dennoch die Favoritin ins Ziel zu bringen, dürfte wohl noch etwas Gedankenarbeit erfordern. Für Doris Fiala, Präsidentin der FDP-Frauen, steht dabei fest, dass bei Bundesratswahlen letztlich nicht die Frauenfrage den Ausschlag geben kann, sondern die politische Haltung der Kandidierenden dominiert. Das gelte für alle Parteien, auch für die linken, wie die langjährige Erfahrung zeige. Diese würden die Frauenvertretung zwar hochstilisieren, bürgerliche Frauen aber schnöde fallen lassen, wenn sie nicht in ihr politisches Konzept passten. Fiala will denn auch nicht um die Unterstützung von links buhlen, wenn es darum gehen wird, einer freisinnigen Kandidatin zum Erfolg zu verhelfen.

Tatsächlich sind die linken Parteien keineswegs so frauenfreundlich, wie sie sich immer geben. In den eigenen Reihen gelingt es ihnen zwar ausgezeichnet, Politikerinnen zu fördern und in den Bundesrat zu bringen. So stellt die SP seit der Wahl von Ruth Dreifuss 1993 bis heute ununterbrochen eine Frau in der Lan-

Bei bürgerlichen Kandidatinnen ist es mit der rot-grünen Frauensolidarität nicht weit her.

desregierung. Bei bürgerlichen Kandidatinnen ist es dagegen mit der rot-grünen Frauensolidarität nicht weit her, und das dürfte auch bei künftigen Vakanzen nicht anders sein. So scheiterten in der Vergangenheit mehrere rechte Politikerinnen am linken Widerstand: von CVP-Bundesrätin Ruth Metzler über SVP-Kandidatin Rita Fuhrer bis zu Karin Keller-Sutter; gewählt wurden dank der linken Stimmen jeweils Männer.

Bei der SVP ist die Frauenfrage offiziell kein Thema und das Geschlecht ein Kriterium wie jedes andere. Dennoch dürfte der Umgang mit Frauenkandidaturen hinter den Kulissen durchaus zu reden geben, auch mit solchen aus den eigenen Reihen. Die Volkspartei ist noch immer ohne eigene Bundesrätin (wenn man die Sprengkandidatin und später aus der Partei ausgeschlossene Eveline Widmer-Schlumpf nicht dazuzählen will). Bei der letzten Besetzung eines SVP-Sitzes 2015 hielten sich die bekanntesten weiblichen Aushängeschilder zurück. Ob sie dies auch bei der Nachfolge von Bundesrat Ueli Maurer tun werden? Eine Art von Interesse bekundet hat bis anhin Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher, die das Amt «im Notfall» in Betracht ziehen will, wie sie letzten Herbst sagte. Auf einen Frauenbonus im Parlament sollte sie eher nicht zählen. ○

Bundesrat

Falscher Mann am falschen Ort

Alain Berset ist 2017 mit seiner Reform der Altersvorsorge gescheitert. Sein zweiter Versuch wird zerzaust. Niemand im Bundesrat stoppt ihn. Eine personelle Rochade würde der Sache dienen.

Selten hat ein Bundesrat mehr Prügel einstecken müssen als am letzten Freitag Alain Berset. Der Sozialminister trat vor die Presse, um neue Eckwerte für die Reform der AHV zu präsentieren. Kurz darauf waren die Parteien von links bis rechts zur Stelle: «So nicht!»

Am pfleglichsten ging noch die SP mit ihrem Bundesrat ins Gericht. Das Rentenalter der Frauen dürfe keinesfalls ohne «substanzielle Kompensation» erhöht werden. Der Gewerkschaftsbund sagte es direkter: «Ein höheres Frauenrentenalter lehnt der SGB ab.» Das waren Kampfparolen schlechter Verlierer, zu denen sich auch die trötzeln CVP gesellte: Jetzt stünden die Abstimmungssieger in der Pflicht.

Dieses Spiel mit dem Schwarzen Peter ist penibel. In der Pflicht steht jetzt der Bundes-

nicht seine persönliche Meinung, sondern jene des Gesamtbundesrates. Tatsächlich wurzelt hier das eigentliche Problem: Wie kann das Siebnergremium Eckwerte durchwinken, die unausgegoren, realitätsfremd und von Linksdrahl durchtränkt sind?

Verpasste Chance

Im Bundesrat verfügen SVP und FDP über je zwei Vertreter, also über die Mehrheit. An den Magistraten Maurer, Schneider-Ammann, Parmelin und Cassis hätte es gelegen, Berset zu stoppen. Dieser legt, wie der Gewerbeverband treffsicher konstatierte, mit seiner exorbitanten Mehrwertsteuererhöhung um 1,7 Prozent ein Demokratieverständnis an den Tag, das den Volksentscheid vom September 2017 negiert.

Die Reform der Altersvorsorge ist keine Bagatelle. Es ist deshalb grobfahrlässig, dass der im Krisenmodus agierende Berset einen untauglichen Vorschlag ins Bundesratsgremium getragen hat. Mindestens so gravierend ist, dass ebendieses Gremium nicht zur Notbremse gegriffen hat. Das stellt der Konkordanzregierung ein miserables Zeugnis aus. Man kommt nicht umhin, auch von einer Krise des Bundesrats zu sprechen.

Zwei Tage vor dem Urnengang über die Altersvorsorge stand im Bundesrat die Verteilung der Departemente zur Debatte. Ignazio Cassis übernahm das Aussenministerium. Rückblickend betrachtet, war das wohl ein Fehler. Alain Berset hätte sich die Chance für einen Wechsel geboten. So wäre ihm erspart geblieben, weiterhin am Projekt Altersvorsorge zu werkeln. Er ist, wie sich nun zeigt, dafür der falsche Mann. Wer eine verlorene Schlacht nicht verkräftet, wer Volksentscheide nicht respektiert, wird schwerlich auf seiner komplexesten Grossbaustelle reüssieren.

Noch ist nicht aller Tage Abend. Neben Doris Leuthard sind auch Johann Schneider-Ammann und Ueli Maurer Kandidaten, bei denen eine Demission bald spruchreif werden könnte. Man erinnert sich in diesem Kontext an Adolf Ogi. Der einstige Verkehrsminister hatte sich im Jahrhundertprojekt Neat derart verrannt, dass ihm die Kollegen wohlmeinend einen Wechsel nahelegten. Ogi willigte – zähneknirschend – ein und dislozierte ins Militärdepartement.

Alain Berset hat sich in der Altersvorsorge verrannt. Er schafft es nicht, als politischer Brückenbauer zu agieren. Eine Rochade würde ihm die Chance bieten, mit einer persönlichen Luftveränderung der Sache zu dienen. René Zeller



Im Krisenmodus: SP-Bundesrat Berset.

rat. Zuvorderst müsste Alain Berset aufhören, der im September 2017 an der Urne gescheiterten Vorlage nachzuweinen. Diese sei «sehr ausgewogen» gewesen, repetierte er am Freitag. Dass FDP und SVP im Verbund mit Arbeitgeberverband und Gewerbe nicht Teil des angeblichen Kompromisses waren, führte zu Betserts Debakel an der Urne.

Die Reaktionen des siegreichen bürgerlichen Verbunds verheissen für die Neuauflage nichts Gutes. Die von Berset angedachte Erhöhung der Mehrwertsteuer um 1,7 Prozent sei «inakzeptabel, unrealistisch, fahrlässig», hiess es rechts der Mitte reihum. Der Sozialminister verteidigte sich mit dem Hinweis, er vertrete

Verschönern und verschleiern

Der Bundesrat will die Anbindung an die EU. Mit flockigen Worten kaschiert er die Entmachtung von Volk und Parlament und die Verlagerung der Gesetzgebungskompetenz nach Brüssel.

Von Christoph Mörgeli

Letzten Montag hat die Landesregierung ihre Europastrategie öffentlich gemacht. Und zwar mit drei Vertretern eines Kantons, der jede Annäherung an die EU regelmässig mit Rekordstimmenzahl verworfen hat: Der Tessiner Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) war flankiert vom Tessiner Staatssekretär Roberto Balzaretto sowie dem Tessiner Bundesratssprecher André Simonazzi. Bundesrätliche Einigkeit, so Cassis einleitend, sei eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiche Verhandlungen. «Wir sind uns einig geworden. Nun können wir aus einer gemeinsamen Position der Stärke neu starten.» Bereits diese Behauptung war geschminkt bis zur Unkenntlichkeit. Die beiden SVP-Bundesräte haben bis zuletzt gegen die institutionelle Anbindung gekämpft. Ueli Maurer hielt gegenüber der NZZ fest: «Ein Rahmenabkommen ist in nächster Zeit nicht möglich. Wir sollten auch nicht versuchen, vor dem Brexit die Verhandlungen abzuschliessen.» Ein vom Gesamtbundesrat verpasster Maulkorb ist nicht dasselbe wie Einigkeit.

Aussenminister Cassis will und kann sich genau wie die bundesrätliche Mehrheit dem mächtigen Sog der EU nicht widersetzen. Sein angeblicher Neustart mit dem berühmten «Reset-Knopf» entpuppt sich als Fortsetzung des Kurses seines Vorgängers Didier Burkhalter. Cassis beschwört Sicherheit, Stabilität und Vorhersehbarkeit, um dem Land gleichzeitig klarzumachen, dass es künftig jede von aussen beschlossene Rechtsveränderung übernehmen müsste. Der bilaterale Weg habe sich be-

rielle Abkommen der Bilateralen Verträge I, nämlich Luftverkehr, Landverkehr, Personenfreizügigkeit, technische Handelshemmnisse sowie verarbeitete Agrarprodukte. Eine Abschaffung der sie unheilvoll verbindenden Guillotineklausele sei «kein explizites Ziel» des Bundesrates. Wegen dieser fünf Verträge, von denen hauptsächlich die EU profitiert, will die Schweiz also ihre staatliche Eigenständigkeit und Selbstbestimmung preisgeben.

Wegen dieser fünf Verträge macht die Schweiz die EU zum alleinigen Gesetzgeber des europäischen Binnenmarkts.

An neuen «Marktzugangsabkommen» zwischen der Schweiz und der EU sei beispielsweise ein schnell umzusetzendes Strommarkt-Abkommen vorgesehen. Weiter im Blick behalte der Bundesrat die Bereiche Lebensmittel, Kultur, Forschung und Gesundheit. Falls die Schweiz das EU-Recht nicht über-

Der Bundesrat fürchtet sich vor dem Wahlkampfthema Europapolitik der Anbindungsgegner.

währt, der Bundesrat wolle ihn «weitergehen, konsolidieren und an die neue Zeit anpassen». Ein ähnlich ausgeklügeltes Appeasement mit dem Wort «anpassen» hat letztmals Aussenminister Marcel Pilet-Golaz 1940 in seiner Radioansprache nach den Nazi-Blitzsiegen vorgeführt: «Die Ereignisse marschieren schnell: Man muss sich ihrem Rhythmus anpassen. Auf diese Weise und nur so werden wir die Zukunft bewahren können.»

Problem Schiedsgerichtsbarkeit

Ignazio Cassis bezeichnet die institutionelle Bindung als «allgemeines Marktzugangsabkommen». Betroffen davon seien fünf sektori-



Kann sich dem Sog der EU nicht widersetzen: Aussenminister Cassis.

nimmt, drohen gemäss Cassis «verhältnismässige Ausgleichsmassnahmen». Bei der Frage der Schiedsgerichtsbarkeit seien sich Brüssel und Bern noch nicht einig. Als «rote Linie», die der Bundesrat nicht überschreiten will, gelten die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit. Auch die Anerkennung der Unionsbürgerschaft und der Sozialversicherungen lehnt der Bundesrat ab.

Die Landesregierung will in ihrer Europapolitik «rasch weitergehen»; noch dieses Jahr sollen beim Rahmenvertrag konkrete Resultate vorliegen. Denn 2019 fänden in der Schweiz wie in der EU Wahlen statt, und da würden politische Entscheide «schwierig». Sind demokratische Wahlen bloss noch unwillkommener Störfaktor bürokratisch-administrativer Abläufe? In Wahrheit fürchtet

>>> Fortsetzung auf Seite 36



Europa

Sozialhilfe für alle

Wie SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga den Sozialtourismus aus der EU ankurbeln wollte.

Von Hubert Mooser



Dreister Plan: Justizministerin Sommaruga.

Als der Vorsteher des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Bundesrat Ignazio Cassis, am Mittwoch letzter Woche endlich offenbarte, wie es bei den Verhandlungen mit der EU über ein institutionelles Rahmenabkommen weitergehen soll, liess er durchblicken, dass auch neue Themen wichtig geworden seien. Unter anderem erwähnte er die Unionsbürgerrichtlinie. Der Bundesrat sei zum Schluss gekommen, dass über diese nicht verhandelt werden solle.

Doch Cassis irrte sich: Die Unionsbürgerschaft ist kein neues Thema. Sie wurde in der Schweiz schon 2013 ausführlich diskutiert, also noch bevor die Schweiz offizielle Verhandlungen mit der EU führte. Dass der Bundesrat jetzt plötzlich wieder über die Unionsbürgerrichtlinie diskutiert, hat CVP-Nationalrätin Kathy Riklin überrascht. Nicht einmal Norwegen, das dem EWR angehört, habe die Richtlinie übernommen, sagt die Aussenpolitikerin.

Es war vor allem SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die in den letzten Monaten im Bundesrat die Diskussion über dieses in der Schweiz heftig umstrittene Thema wieder ankurbeln wollte, wie bundesratsnahe Kreise glaubwürdig versichern. Einzelne Teile davon könne man übernehmen, zum Beispiel den Familienzugang für EU-Angehörige in der Schweiz, argumentierte die Justizministerin im Gremium. Und als Cassis das Thema der EU-Verhandlungen in den letzten

Wochen im Bundesrat neu aufrollte, verfasste ihr Departement sogar ein Papier dazu. Die Bundesrätin sah darin offenbar auch einen möglichen Hebel, um die EU beim Rahmenabkommen zu Zugeständnissen zu bewegen. Ein dreister Plan.

Die Unionsbürgerrichtlinie ist nämlich eine Art ausländerpolitische Büchse der Pandora. Sie gewährt auch Nichterwerbstätigen aus dem EU-Raum den Anspruch auf Sozialhilfe und sieht ein Daueraufenthaltsrecht für alle EU-Bürger vor. In einem internen Papier aus dem Jahre 2013 warnte die Direktion für europäische Angelegenheiten (DEA) vor dieser Richtlinie: Bei Übernahme der Unionsbürgerschaft «würde der Handlungsspielraum in der Ausländer- und Migrationspolitik abnehmen», heisst es darin. Der wichtigste Unterschied gegenüber der heutigen Regelung sei, dass «künftig alle Bürgerinnen und Bürger aus EU/Efta-Ländern mit den Schweizern fast gleichgestellt würden».

Rote Linien

So gab es, wenig verwunderlich, einen grossen Aufschrei, als Anfang 2013 durchsickerte, dass der Schweiz mit einem institutionellen Rahmenabkommen auch die Übernahme der Unionsbürgerrichtlinie drohe. Dazu kam es, weil sich der damalige Schweizer Chefunterhändler Yves Rossier schon bei den Sondiergesprächen weit zum Fenster hinausgelehnt hatte. Der Bundesrat wollte den Anwendungsbereich eines neuen Rahmenvertrages, der die Schweiz zur Übernahme der EU-Rechtsentwicklung zwingt, auf neue bilaterale Verträge beschränken. Rossier hingegen vereinbarte mit dem EU-Chefdiplomaten David O'Sullivan, dass auch die bestehenden Verträge unter das neue Regime fallen sollten. Und das bedeutete faktisch die Übernahme der Unionsbürgerschaft, auf der die Personenfreizügigkeit in der EU inzwischen fusst. Nach der Aufregung bezeichnete der Bundesrat in seinem offiziellen Verhandlungsmandat jedoch die Unionsbürgerschaft als eine der roten Linien, welche die Unterhändler auf keinen Fall überschreiten dürften. Genau das aber wollte Sommaruga jetzt tun und damit die Türe für den Sozialtourismus aus EU-Ländern noch weiter aufsperrten.

Grenzgänger

Leere Versprechen

Das Tessin und Italien liegen sich erneut in den Haaren.

Es ist ein Streit ohne Ende. Kaum scheint das Minenfeld bei der Besteuerung der Grenzgänger entschärft, legt Italien bei den Finanzdienstleistern einen neuen Minenteppich aus. So beklagt sich die Tessiner Finanzbranche seit Jahren, dass Italien ihr beim grenzüberschreitenden Finanzdienstleistungsgeschäft Knüppel zwischen die Beine werfe, wie CVP-Nationalrat Marco Romano moniert. Die Tessiner dürfen nur dann in Italien ihre Produkte anbieten, wenn sie dort eine Filiale betreiben. Romano findet, das widerspreche der 2015 gemeinsam von Italien und der Schweiz beschlossenen Wegleitung, die als Grundlage zur Beilegung des Endlosstreites dienen soll.

Mit Brimborium wurde im gleichen Jahr der Abschluss eines neuen Grenzgänger- und eines neuen Doppelbesteuerungsabkommens mit Informationsaustausch verkündet. Als nächsten Schritt wollte man den Zutritt von Schweizer Finanzdienstleistern auf dem italienischen Finanzmarkt verbessern. Aber seither geht nichts mehr. Romano wundert sich darüber nicht. «Italien verspricht häufig etwas und tut dann genau das Gegenteil», sagt er.

Die Tessiner werden langsam ungeduldig. «Bei gleichbleibender Situation besteht die Gefahr, dass die Branche im Tessin einen Teil ihrer Aktivitäten nach Italien verlagert», warnt Lega-Nationalrat Lorenzo Quadri. Hinzu kommen emotionale Verwerfungen. Die Tessiner sind es leid, dass täglich bis zu 70 000 italienische Grenzgänger über den Kanton hereinfallen, die sie auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren, während Italien Teile des Marktes vor den Tessinern abschottet. Romano verlangt in einem Vorstoss, Bern solle das neue Grenzgängerabkommen erst dann unterschreiben, wenn Italien den Marktzugang für Schweizer Dienstleister verbessert hat. Die neue Vereinbarung soll Italien einige hundert Millionen Franken mehr Quellensteuer-Einnahmen bringen.

Nun stellt sich heraus, dass die Italiener das Interesse daran verloren haben und das Papier seit Monaten in einer Schublade liegt – weil auch die Grenzgänger steuerlich stärker zur Kasse gebeten würden. Steuererhöhungen ankündigen im aufgeheizten italienischen Wahlkampfklimate: Das wollte niemand. Ob das Grenzgängerabkommen je in Kraft treten wird, steht in den Sternen. (hmo)

»» Fortsetzung von Seite 35

sich der Bundesrat genau wie die Parteien der bürgerlichen Mitte und der Linken vor dem Wahlkampfthema Europapolitik der Anbindungsgegner um Christoph Blocher.

«Wahnsinnig kompliziert»

Eher beiläufig sprach Staatssekretär Balzaretto über die Staatsbeihilfen beziehungsweise das Subventionswesen, das der EU ein Dorn im Auge ist. Staatsgarantien für Kantonalkassen oder die derzeitigen Besitzverhältnisse etwa bei Wasserkraftwerken dürften von Brüssel kaum akzeptiert werden, was neben der Bevölkerung auch den Kantonen sauer aufstösst. Beim Problem der Schiedsgerichtsbarkeit bei gegensätzlichen Auffassungen verwickelten sich die Bundesvertreter in ein kompliziertes Wortgekleister. Die Angelegenheit sei eine technisch sehr anspruchsvolle Verhandlungsfrage, belehrte Chefdiplomat Balzaretto etwas schulmeisterlich sein Laienpublikum. «Aber es ist spannend», fügte Aussenminister Cassis an, «weil Sie spüren, wie wahnsinnig kompliziert das alles ist.»

Zusammengefasst sollen aus Schweizer Sicht Streitigkeiten mit der EU von einem unabhängigen Ad-hoc-Schiedsgericht geschlichtet werden. Das gilt für den Fall, dass die gemischten Ausschüsse einen Streit nicht beilegen können. Dieses Schiedsgericht bestünde laut bundesrätlicher Vorstellung aus einem EU-Vertreter, einem Schweizer und – so Cassis im wörtlichen Beispiel – einem «Afrikaner». Der Europäische Gerichtshof soll für das EU-Recht, die Schweizer Gerichte sollen für das Schweizer Recht zuständig sein. Allerdings müsste ein Ad-hoc-Schiedsgericht vorgängig entscheiden, welches Gericht für welches Recht zuständig ist.

All diese staatsrechtlichen Spitzfindigkeiten vermögen die Tatsache nicht zu verdecken, dass die Gerichte mit ihren Möglichkeiten der «angemessenen» Strafzumessung noch mächtiger und noch einflussreicher, die bisherigen

Levrat: «Der Bundesrat hat viel zu wenig kommuniziert, warum wir einen Rahmenvertrag brauchen.»

Gesetzgeber – nämlich Volk und Parlament – noch schwächer werden. Nach den gemachten Erfahrungen ist klar, dass sich die Schweizer Richter willig und widerstandslos dem EU-Recht unterwerfen dürften. Das Bundesgericht hat unlängst bei der Personenfreizügigkeit das EU-Recht über die Bundesverfassung gestellt. Unsere obersten Richter werden auch in Zukunft im Sinne Brüssels urteilen. Aus der direkten Demokratie wird ein Richterstaat.

Erpressungsdemokratie

Ob die Europäische Union die Ausklammerung der staatlichen Beihilfen und die geplanten



Nicht überzeugt: SP-Präsident Levrat.

Ad-hoc-Schiedsgerichte anstelle des Europäischen Gerichtshofes akzeptiert, weiss noch niemand. Vernebelnd, verharmlosend, ja falsch ist die Behauptung, das «dynamisch» zu übernehmende EU-Recht durchlaufe ganz normal den schweizerischen Gesetzgebungsprozess inklusive parlamentarischer Beratung und der Möglichkeit eines Referendums durch die Stimmbürger. Die Demokratie ist die Staatsform der Alternativen. Es muss jederzeit ein Ja oder ein Nein möglich sein. Doch sollten künftig die Bürgerinnen und Bürger eine Vorlage innerhalb des EU-Rahmenvertrages ablehnen, wäre «automatisch» die Zuchtrute von strafenden «Ausgleichsmassnahmen» die Folge. Jederzeit müsste das Stimmvolk die Faust der drohenden Kündigung des betreffenden Vertrags oder des gesamten Vertragsverbundes durch die Guillotine-Klausel im Nacken spüren. Dies wäre keine echte Demokratie mehr. Sondern eine Erpressungsdemokratie.

Die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) warnt in ihrer Stellungnahme vor der Übernahme von Folgerecht. Es sei unklar, inwiefern die Schweiz dann noch schwerere Lastwagen, Transit-Transporte von lebendem Schlachtvieh oder unsichere Lebensmittel akzeptieren müsse. Der Wegfall der Staatsgarantie für die Kantonalkassen dürfte ebenso zur Diskussion stehen wie die bisherige Energieversorgung. Wer das dynamische EU-Recht übernimmt, nimmt gleichzeitig dessen laufende Fortentwicklung und Ausdehnung in Kauf. Wer hätte seinerzeit gedacht, dass Schengen/Dublin für die Schweiz das Ende des freiheitlichen Waffenrechts oder die Visa-Anerkennung für Georgien bedeuten würde? Wer rechnet heute schon damit, dass dereinst die Unionsbürgerschaft und das

EU-Arbeitsrecht in die Personenfreizügigkeit integriert werden? Was, wenn die EU einseitig weitere Verträge unter das institutionelle Abkommen stellt? Etwa das Freihandelsabkommen von 1972? Oder das gesamte Gesetzeswerk zum Binnenmarkt – inklusive der enorm hohen EU-Mehrwertsteuer?

Industrie drückt aufs Tempo

Zwar haben die Grossbanken Bundesbern deutlich wissen lassen, dass sie kein Finanzdienstleistungsabkommen wünschen. Rolf Dörig, Präsident der Weltkonzerne Swiss Life und Adecco, sagte im *Blick*: «Die Versicherungsbranche will und braucht kein Finanzdienstleistungsabkommen. Nur für den Marktzugang müssen wir nicht alles akzeptieren.» Sogar die Linke steht einem Strommarktabkommen mit entsprechenden Liberalisierungen skeptisch gegenüber. Doch die meisten Parteien, die Wirtschaftsverbände und fast alle Medien applaudieren dem verschleiern-gehönten Integrationskurs der Bundesratsmehrheit.

Als Stimme der Industrie drückt MEM-Präsident Hans Hess aufs Tempo: «Wir müssen schnell verhandeln.» Dabei äusserte er sich

Pfister: «Wer braucht in diesem Land einen solchen Vertrag und zu welchen Bedingungen?»

optimistisch, dass mit der EU «eine gute Lösung» möglich sei. Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt drückt sich. Für die Economiesuisse jubelte Jan Atteslander nach dem bundesrätlichen Medienauftritt: «Vorwärts in der Schweizer Europapolitik: positives Signal für die Wirtschaft.» Der Wirtschaftsdachverband stimmt allen Eckpunkten des Bundesrates vorbehaltlos zu. Die FDP schwimmt im Kielwasser der Economiesuisse und ist dank den freisinnigen Generalsekretären im Aussen- und im Wirtschaftsdepartement genau wie die NZZ jederzeit bestens informiert über bundesrätliche Europa-Internas.

Auffallend auf die Bremse tritt indessen CVP-Präsident Gerhard Pfister. In der Sendung «Arena» meinte er: «Wer braucht in diesem Land einen solchen Rahmenvertrag und zu welchen Bedingungen?» Es frage sich, ob die Wirtschaft nicht heute schon genügend Marktzugang habe. Wenn sie sage, sie brauche die institutionelle Anbindung, solle sie bitte schön auf die Strasse gehen und diese verteidigen. Es handle sich um eine «politische Konzession», der das Volk nur zustimme, wenn es sich genügend Vorteile verspreche. Selbst SP-Präsident Christian Levrat kritisierte: «Der Bundesrat hat in den letzten Jahren viel zu wenig kommuniziert, warum wir einen Rahmenvertrag brauchen.» Überzeugte Zustimmung tönt anders. ○

Europa

Wankelmütige Gralshüterin

Für die FDP ist der Bilateralismus in der Europafrage der Königsweg. Willkommen bleibt aber auch, wer für den EU-Beitritt ist. Von René Zeller



Fernziel EU: Ex-Nebs-Chefin Markwalder.

Die FDP trägt schwer an der europapolitischen Bürde. Von 2012 an wirkte Didier Burkhalter als Aussenminister ohne Fortüne, inzwischen obliegt es Ignazio Cassis, im verworrenen Powerplay mit Brüssel die Nerven zu behalten. Hilfreich wäre es, wenn die freisinnigen Bundesräte auf die stramme Rückendeckung ihrer Partei zählen könnten. Dem ist nicht so.

An der kommenden FDP-Delegiertenversammlung ist eine Beschwerde traktandiert, die zwar chancenlos sein wird, aber trotzdem Zündstoff birgt. Der Schwyzer Einzelkämpfer Oswald Rohner, Anwalt, langjähriger Richter am Bezirksgericht Einsiedeln und ehemaliger Sekretär der Schwyzer Liberalen, will wissen, ob die FDP vom Ziel des EU-Beitritts unwiderruflich Abstand genommen habe. Sein Antrag ist wie folgt formuliert: «Mitglied der FDP Schweiz kann nicht sein, wer gleichzeitig Mitglied der Neuen Europäischen Bewegung (Nebs) ist.» Insbesondere sei zu entscheiden, «dass Christa Markwalder nicht Mitglied der FDP sein kann und gleichzeitig Mitglied der Nebs».

Dass sich Rohner die Berner Nationalrätin vorknöpft, liegt nahe. Die Nebs war 1998 aus der Fusion mehrerer europhiler Bewegungen hervorgegangen. Präsiert wurde die Nebs bis 2014 von freisinnigen Exponenten, zunächst von den Nationalräten Marc F. Suter und Yves Christen, von 2006 bis 2014 von Christa Markwalder. Darauf gelangte das Nebs-Präsidium in sozialdemokratische Hände, wobei Markwalder deklarierte: «Ich bin und bleibe eine überzeugte Europäerin.»

Nach Auffassung des Beschwerdeführers sind parallele Mitgliedschaften in FDP und Nebs inkompatibel. Rohner beruft sich auf die Parteistatuten. Dort heisst es in Artikel 9: «Wer einer politischen Gruppierung oder Organisation angehört, deren Ziele

jenen der Partei zuwiderlaufen, kann nicht gleichzeitig Mitglied der Partei sein. Die Schiedskommission entscheidet über die Unvereinbarkeit.» Der Freisinn habe sich in den letzten Jahren verschiedentlich klar gegen einen EU-Beitritt ausgesprochen, argumentiert Rohner. Deshalb steht für ihn fest: Sofern die Delegierten seine Beschwerde ablehnten, verletzen sie die eigenen Statuten und gäben ihre Position als «Gralshüterin des bilateralen Wegs» auf.

In der freisinnigen Historie markierte der Parteitag in Interlaken von 1995 eine wichtige Zäsur. Angefeuert von Westschweizer Euro-Turbos, sagten die Delegierten ja zum EU-Beitritt. Der Urner Parteipräsident Franz Steinegger war perplex; er musste fortan damit leben, dass ihm die SVP notorisch vorwarf, er wolle die Souveränität der Schweiz über Bord werfen. Parteipolitische Eruptionen waren die Folge.

Wende mit Pelli

Erst unter der Stabsführung von Fulvio Pelli drehte die FDP das Rad zurück. 2010 beschlossen die Delegierten in Herisau mit 178 zu 0 Stimmen (bei 15 Enthaltungen), dass weder der Beitritt zur EU noch zum EWR, sondern der bilaterale Weg der Erfolgskurs der Schweiz sei. Diese Position wurde 2015 und 2016 insofern erhärtet, als in Resolutionen der Bilateralismus als «Königsweg» geadelt wurde.

Das Schiedsgericht kommt in seinen Erwägungen zum Schluss, im Zuge der letzten Bundesratswahl sei erörtert worden, dass Pierre Maudet ebenfalls der Nebs angehöre. Niemand sei aber auf die Idee gekommen, ihn deswegen aus der Partei auszuschliessen. Sodann sei nicht ersichtlich, weshalb ein Ausschlussverfahren gegen Markwalder angestrengt werden solle, nicht aber gegen andere prominente FDP-Mitglieder.

Der Briefwechsel zwischen dem Beschwerdeführer und dem Schiedsgericht erweckt im Übrigen den Anschein, als gehe es hier um einen Ausläufer der Fichenaffäre. Die verfügbaren Dokumente sind üppig eingeschwärzt worden. Nicht verheimlicht wird immerhin, dass Pelli dem vom Glarner Altständerat Fritz Schiesser präsierten Schiedsgericht angehört. Pelli hat einst die Tessiner Nebs-Sektion präsiert. Unbefangen ist er somit kaum.

«Sie machen es alle»

Hacker Hernani Marques ist Experte für Computersicherheit. Er findet, dass es die Bundeskanzlei mit der elektronischen Stimmabgabe (E-Voting) übertreibt. Ein Gespräch über gekaperte Rechner, findige Geheimdienste, Edward Snowden und die E-Mails von Hillary Clinton. *Von Florian Schwab*

Der IT-Experte Hernani Marques befasst sich beruflich mit Verschlüsselungssoftware. Privat verkehrt er im Chaos Computer Club (CCC), einer Hacker-Organisation mit eigener Hacker-Ethik: Wer eine Sicherheitslücke entdeckt, macht diese öffentlich, anstatt sie zum privaten Vorteil auszunutzen. Die Mitglieder des CCC misstrauen Autoritäten und halten die Privatsphäre hoch.

Zurzeit tritt Marques aus der Halbwelt in die Öffentlichkeit. Er will die Pläne der Bundeskanzlei durchkreuzen, bereits 2019 fast flächendeckend das E-Voting einzuführen. Auf Twitter entwickelt er sich zur profiliertesten Stimme der Debatte. Dabei hat der aus Portugal stammende Software-Experte gar keinen Schweizer Pass. Beim E-Voting, erklärt er in bestem Schweizerdeutsch, gehe es ihm ums Prinzip.

Letztes Wochenende kam in einigen Kantonen E-Voting zum Einsatz. Kann man den Resultaten trauen?

Grossmehrheitlich schon. Wenn rund 40 000 Stimmen per E-Voting abgegeben werden, fällt das bei Vorlagen mit so deutlichem Ergebnis wie bei «No Billag» nicht ins Gewicht. Aber wir hatten ja bereits viel knappere Abstimmungen, und dort wird es für Angreifer spannend.

Sie sind praktisch mit dem Computer aufgewachsen. Ist Papier wirklich sicherer?

An sich nicht. Auch beim klassischen Wahlzettel kann man eine einzelne Stimme fälschen. Aber damit man wirklich etwas bewirkt, braucht es eine Verschwörung über das ganze Land. Wenn Sie die Briefwahl manipulieren wollen, dann müssen Sie Gemeinden und die halbe Post mit Agenten unterwandern. So etwas ist sehr auffällig und daher nicht realistisch.

Und beim E-Voting?

Computer sind Rechenmaschinen, die man manipulieren kann. Gelingt es einem Angreifer, hier am Rechenzentrum etwas anzustellen, dann gute Nacht! Der Aufwand, um eine herkömmliche Abstimmung zu manipulieren, steigt linear mit jeder Stimme, die man verfälschen will. Beim E-Voting trifft das nicht zu. Mit einer Software infizieren Sie beispielsweise 10 000 Computer. Eine solche Attacke kann jedermann auf dem Schwarzmarkt im Internet bestellen.

Wurde in der Schweiz schon einmal ein E-Voting-System gehackt?

Ja, in Genf hat einer herausgefunden, wie er doppelt abstimmen kann. Diese Lücke hat man dann geschlossen.

Wenn Sie ein E-Voting-System angreifen wollten, wie würden Sie vorgehen?

Ein realistischer Hebel: Man installiert auf dem Computer, auf dem die Fäden zusammenlaufen, ein Programm, das die Auszählung manipuliert oder zumindest stört. Alternativ kapert man mit einer Schadsoftware («Trojaner») die Geräte vieler argloser Stimmbürger. Auf Ihrem Bildschirm bekommen Sie dann beispielsweise vorgegaukelt, dass Sie mit Ja stimmen, Ihre Stimme wird aber tatsächlich als Neinstimme abgegeben. Auf der Ebene der Geheimdienste wird es noch viel raffinierter.

Warum?

Hier sind Manipulationen in den tiefsten Schichten des Systems möglich: bei den Geräten, der Hardware. Die Schweiz hat ja keine eigene Hardware. Fast alle Computer kommen aus China. Selbst wenn man die Geräte selber herstellt, gibt es immer noch die Möglichkeit eines Hardwaretauschs. Beim E-Voting liegt es in der Natur der Sache, dass nur ganz wenige Leute auf das ganze System Zugriff haben – und denen muss man grenzenlos vertrauen.

Als vertrauensbildende Massnahme will FDP-Nationalrat Marcel Dobler eine Belohnung von einer Million Franken für den, der erfolgreich in das System eindringt.

Das ist sicher ein geeigneter Vorschlag, um offensichtliche Sicherheitsprobleme auszuräumen. Aber ein Geheimdienst oder eine kriminelle Organisation haben für solche Beträge nur ein müdes Lächeln übrig. Wenn sie eine Möglichkeit finden, ins System einzudringen, dann rapportieren sie es sicher nicht bei Bund und Kantonen. Man behält es für sich und verwendet es im richtigen Moment. Solche Penetrationstests gaukeln eine Sicherheit vor, die es gar nicht geben kann. Ein Beispiel: Die Schweizerische Post verwendet bei ihren E-Voting-Lösungen das Betriebssystem Linux. Immer wieder kommt es zu frischen Sicherheitslücken (sogenannten *zero days*), die man im Schwarzmarkt erwerben kann. Solange solche Lücken nicht geschlossen sind, kann man von aussen unbemerkt eindringen. Es gibt einfach keine hundertprozentige IT-Sicherheit.

Gibt es denn konkrete Anzeichen, dass Geheimdienste sich E-Voting zunutze machen?

Ja, konkret von der NSA. In ihrem Sechsjahresplan 2008–2013 findet sich die Aussage, dass Versorgungssysteme, Industriesteuerungsanlagen und E-Voting-Systeme «danach betteln, ausgenutzt zu werden». Das muss man ernst nehmen. Neben der NSA gibt es ja auch noch die Chinesen, Russen und was auch immer.

Die NSA gibt zu, dass sie auf E-Voting-Systeme abzielt?

Das steht in den Dokumenten, die Edward Snowden veröffentlicht hat.

Und dem vertrauen Sie?

Technisch betrachtet, ergeben die Dokumente viel Sinn, und die NSA hat ihre Echtheit auch nie bestritten. Zudem konnten bestimmte Aspekte technisch verifiziert werden. In späteren Veröffentlichungen von Wikileaks («Vault 7») wurde CIA-Schadsoftware bekannt, mit der irrtümlich eine Fähre nach Russland oder China gelegt werden kann. Es sieht dann so aus, als komme eine Attacke von dort. Damit kann man raffinierte Storys komponieren.

Bewegen wir uns hier nicht im Reich der James-Bond-Romane?

Überhaupt nicht. Solche Dinge passieren immer wieder. Der Deutsche Bundestag war über ein Jahr lang verwandt, bevor es aufgeflog. Die Ruag war zwischen 2014 und 2016 unterwandert, ohne dass man es gemerkt hätte. Warum soll so etwas nicht bei E-Voting-Anbietern wie der Post oder der Staatskanzlei Genf möglich sein? Jetzt stellen Sie sich vor, wir stimmen jahrelang ab, und plötzlich entdecken wir, dass das System verwandt war. Wiederholen wir dann alle Abstimmungen?

In den USA ist die elektronische Stimmabgabe mit Wahlmaschinen im Wahllokal üblich. Kaum jemand regt sich darüber auf.

Es gibt immer wieder Leute, die behaupten, es sei gefälscht worden. Schauen Sie die Dokumentation «Hacking Democracy». An einer Hacker-Konferenz wurden Maschinen der neuesten Generation innert zwei Stunden gehackt. Auch in Deutschland gab es ja etliche Anläufe, vom elektronischen Wahl-Stift bis zum Wahlcomputer. Der Chaos Computer Club hat das alles gehackt ...

... was die Grundlage dafür war, dass das Deutsche Bundesverfassungsgericht E-Voting verboten hat.

Ja. Die Wahlrechtsbeschwerden des CCC haben dazu geführt, dass das Verfassungsge-



«Tiefste Schichten des Systems»: Computer-Experte Marqués.

richt 2009 entschieden hat, der Prozess des Abstimmens und Auszählens müsse für jeden Bürger, auch ohne nähere Sachkenntnisse, nachvollziehbar sein.

Viel zu reden geben die russischen Cyber-Trolle, die offenbar mit Fake News und Ähnlichem auf die öffentliche Meinung einwirken.

Sie machen es alle. Die Chinesen haben eine militärische Abteilung von über 10 000 Leuten, die den ganzen Tag nichts anderes tun. Bei der NSA heisst die entsprechende Einheit «Tailored Access Operations». Aber die Russen sind halt immer die Bösen, schlussendlich. Wenn es bei einer Cyber-attacke heisst, die Spuren des Angriffs führten nach Russland, dann kann es sein, dass es Russland war. Es kann aber genauso gut sein, dass sich einfach irgendjemand einen russischen Rechner geschnappt hat.

Wenn das E-Voting so eine gefährliche Sache ist: Wer treibt es dann voran?

Zuerst einmal die, die es verkaufen. Die Post ist sehr daran interessiert. Dann aber auch die Verwaltung. Die Bundeskanzlei treibt das Projekt seit 2000 voran, die Staatskanzlei Genf seit zehn Jahren. Sollten jetzt Kantone abspringen, wäre das ein Gesichtverlust.

Der CCC droht damit, E-Voting mit einer Volksinitiative anzugreifen. Warum jetzt?

Das Tempo forciert die Verwaltung. Bereits 2019 sollen zwei Drittel der Kantone an das System angeschlossen und unter anderem die Nationalratswahlen über E-Voting abgewickelt werden. Ohne gesetzliche Grundlage. Daher braucht es eine Initiative. Es sei denn, die Politik breche es vorher noch ab. Die Grünen bekämpfen diese Versuche derzeit mit Vorstössen auf kantonaler und nati-

onaler Ebene, wobei sie Unterstützung bis weit in die SVP erhalten.

Sie haben der Bundeskanzlei Ihre Bedenken persönlich vorgetragen. Wie wurden Sie empfangen?

Die Leute dort sind nicht dumm und anerkennen unsere Argumente. Aber sie scheinen einfach darauf zu vertrauen, dass schon nichts passiert.

In ganz vielen Bereichen vertrauen wir dem Internet. Vom E-Banking bis zum Spitalaufenthalt oder bei der Steuerung eines Atomkraftwerks ...

Also eine AKW-Wartung schliesst man garantiert nicht ans Internet an. Als das hier in der Schweiz in einem Berner Werk geplant war, haben Informatiker öffentlich mit der Kündigung gedroht, weil sie die Verantwortung nicht übernehmen wollten. Beim E-Banking gibt es Trojaner, die darauf spezialisiert sind, jemandem das Geld wegzunehmen.

Es kommt aber selten vor.

Mehr, als man meint. Gerade im internationalen Zahlungsverkehr (Swift) werden immer wieder Banken gehackt. Gegen diese Gefahr gibt es Versicherungen, und es wird selten öffentlich gemacht. Zudem sind Überweisungen ja auch im Nachhinein verfolgbar. Man sieht, wohin das Geld geflossen ist. Beim Stimmgeheimnis will man so etwas ja gerade nicht. Ohne das Stimmgeheimnis wäre E-Voting weniger problematisch. Aber die Abschaffung des Stimmgeheimnisses steht nicht zur Debatte. Wir wollen ja beispielsweise nicht, dass jemand berufliche Nachteile erleidet, weil er so oder so abgestimmt hat.

Sie warnen vor Hacker-Angriffen. Trotzdem haben Sie Sympathien für Organisationen wie Wikileaks. Sie veröffentlichen private Informationen.

Sofern es um Leute geht, die in der Öffentlichkeit stehen und Dinge tun, welche die ganze Bevölkerung etwas angehen. Hillary Clintons private Korrespondenz ist nicht von Interesse, aber wenn ihre E-Mails korrupte Machenschaften offenlegen, ist es legitim, sie ins Netz zu stellen. Das führt auch im CCC immer wieder zu Konflikten.

Wie merkt man eigentlich als Computer- oder Smartphone-Besitzer, ob jemand das Gerät gekapert hat?

Wenn jemand einen guten Trojaner einsetzt, dann merken Sie gar nichts.

Braucht es für ein solches trojanisches Pferd extreme technische Fähigkeiten?

Es gibt so Baukastensätze, mit denen man das auch als Nicht-Programmierer fertigbringt. Was es eher braucht, ist kriminelle Energie.

Ein einfaches Antivirenprogramm schützt einen nicht?

Nur wenn Ihnen jemand eine bereits bekannte Schadsoftware unterjubeln will. ○

Ran an den Speck

Die SRG-Spitze erkaufte sich den Sieg bei der «No Billag»-Abstimmung mit dem Versprechen, dass die SRG bescheidener werde. Das war unvorsichtig, denn nun müssen die Sieger liefern. Abstriche von 350 Millionen Franken sind problemlos machbar. *Von Kurt W. Zimmermann*

Politische Unerfahrenheit kann oft einen Sieg in eine Niederlage verwandeln. Das weiss man spätestens seit Pyrrhus I. Nach dem Triumph in der Schlacht von Asculum steckte er politisch Niederlage um Niederlage ein. Auch frühere Verbündete fielen ihm in den Rücken.

In einer ähnlichen Lage findet sich 2300 Jahre später die SRG-Spitze um Generaldirektor Gilles Marchand und seine Stellvertreterin Ladina Heimgartner wieder. Auch ihnen ist so etwas wie ein Pyrrhussieg gelungen. Bei der Abstimmung zu «No Billag» schafften sie zwar ein brillantes Ergebnis von 71,6 Prozent Nein zur Initiative, ein Nein in einer Höhe, mit der sie nie gerechnet hatten.

Aber sie hatten die Lorbeeren des Siegs bereits vor dem Triumph weggeworfen.

Der politisch unerfahrene Generaldirektor Gilles Marchand redete sich selbst kurz vor dem Abstimmungssonntag noch freiwillig unter Druck, als stünde eine Niederlage bevor. Wörtlich sagte er: «Die SRG wird sich bei einem Nein zur Initiative reformieren müssen.»

Präventive Opfergabe

Marchand wurde unüblich konkret. Die zweiten TV-Sendeketten SRF 2, RTS 2 und RSI La 2 brauche es wohl mittelfristig nicht mehr. Auch die dritten Radioprogramme der drei Landesteile, SRF 3, Couleur 3 und Rete 3, könnte man allenfalls einstellen, sagte er im Interview mit *Le Temps*. Sogar für die sprachregionalen

Kultursender auf den zweiten Radiokanälen schloss Marchand nicht aus, dass sie irgendwann nur noch im Internet überleben würden.

Seine politisch unerfahrene Stellvertreterin Ladina Heimgartner schüttete sich ebenfalls noch kurz vor dem Abstimmungssonntag freiwillig Asche auf das gebeugte Haupt, als stünde eine Niederlage bevor. Wörtlich sagte sie: «Auch bei einem Nein zu «No Billag» wird die SRG nie mehr dieselbe sein.»

Auch Heimgartner wurde unüblich konkret. Es sei intern klar, dass verschiedene Sendungen gestrichen würden, denn die SRG müsse ihr Programmangebot «reduzieren». Und dann brauchte sie im «Medienclub» des Schweizer Fernsehens das Unwort, das noch nie eine SRG-Führungskraft vor ihr gebraucht hatte. Das Wort hiess: «abspecken». Sie sei «absolut einverstanden», so Heimgartner, dass die SRG «abspecken» müsse.

Das Verhalten von Marchand und Heimgartner war mehr als ungewöhnlich. Es war aus dem Eigeninteresse der SRG heraus geradezu fahrlässig. Die SRG, obwohl ihr Abstimmungssieg seit Anfang Februar eine sichere Sache war, verhielt sich wie ein defensiver Verlierer. Die SRG-Spitze präsentierte ihr Unternehmen präventiv als Opfergabe.

Selbst am Abstimmungssonntag legte Marchand, eher zerknirscht statt jubelnd, in der Opferrolle nach und kündigte ungefragt ein Sparprogramm über 100 Millionen Franken an.

Das war ein strategischer Fehler der Sonderklasse. Freiwillige Entbehrungen sind in der Politik brandgefährlich. Politiker riechen Blut, wenn sie mögliche Opfer erspähen. Schon als am 4. März die ersten Hochrechnungen das klare Nein zur Initiative voraussagten, gab es kaum Gratulationen an den öffentlichen Funk. Stattdessen stürzte sich die Politik von rechts bis weit hinein ins linksliberale Lager sofort auf die Forderung, dass die SRG nun Federn lassen müsse. Marchands angebotene 100 Millionen, so wurde schnell klar, würden nicht reichen.

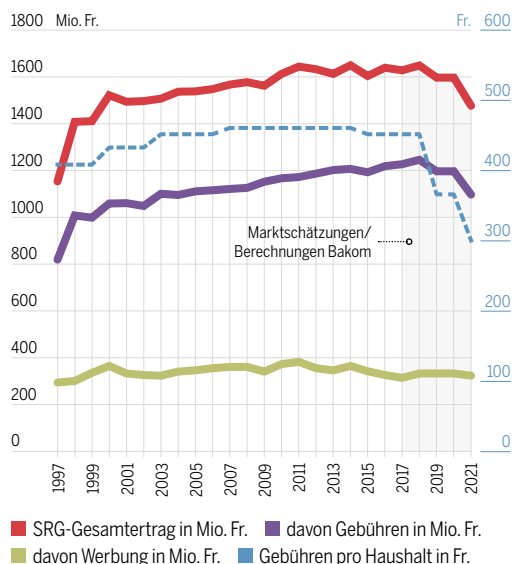
Noch am Abstimmungssonntag überboten sich die Parlamentarier denn mit kreativen Ideen, wie man nun die SRG kräftig drangsalieren könnte. Schon in den Tagen darauf reichten sie dann ihre Ideen offiziell ein.

CVP-Ständerat Beat Vonlanthen etwa verlangte in seiner Motion ein abendliches Werbeverbot ab Beginn der «Tagesschau»-Hauptausgabe. Grünen-Präsidentin Regula Rytz forderte in ihrer Motion einen «schrittweisen Abbau» der TV-Werbung und ein Sponsoringverbot für das Radio. Nationalrat Jürg Grossen, Chef der Grünliberalen, wollte eine Budgetkürzung von «mindestens 100 Millionen». Die BDP toppte ihn mit einem Vorschlag zur Budgetreduktion von 200 Millionen.

Bei solchem Elan von bisherigen SRG-Verbündeten konnten die bisherigen SRG-Widersacher der SVP natürlich nicht zurückstehen. Nationalrätin Natalie Rickli und Nationalrat

Die Einnahmen der SRG: runter erst ab 2021

SRG-Ertrag: drei Viertel Gebühren, ein Viertel Werbung



Auf einmal ist die SRG zu unerhörten Konzessionen bereit.

Wie die SRG schmerzlos 350 Millionen sparen kann

350 Millionen Franken kann die SRG einsparen, ohne dass es wirklich weh tut.

Massnahmen	Sparpotential in Mio. Fr.
Verzicht auf die zweiten TV-Kanäle (SRF 2, RTS 2, RSI La 2), stattdessen identischer Zweitkanal für alle Landesteile mit Sport, Serien, Dokus und Filmen. Parallele Ausstrahlung in der jeweiligen Landessprache	120
Verzicht auf die drei dritten Radiokanäle SRF 3, Couleur 3, Rete 3 und entsprechende Einsparungen in den zentralen News-Redaktionen	25
Verzicht auf Radio- und TV-Spartensender wie SRF 4, SRF Info, Musikwelle, Option Musique, Radio Swiss Pop, Radio Virus	15
Einstellung populistischer und ineffizienter Sendungen wie «Glanz & Gloria», «Die grössten Schweizer Talente», «Der Bestatter», «Tatort», «10 vor 10»	100
Abtretung eines Teils der Sportrechte mit Gesamtkosten von 51 Millionen Franken pro Jahr (Champions League, Fussball-Nationalmannschaft, Ski-Weltcup) an private Anbieter	20
Abbau des Personalbestandes in Redaktion, Produktion und Technik um 3 Prozent (nach Sendungseinstellungen)	30
Abbau des administrativen Personalbestandes um 5 Prozent	20
Reduktion der externen Produktionskosten um 6 Prozent	18
Total	348



Freiwillige Entbehrungen: SRG-Generaldirektor Marchand.



«Abspecken»: SRG-Vize Heimgartner.

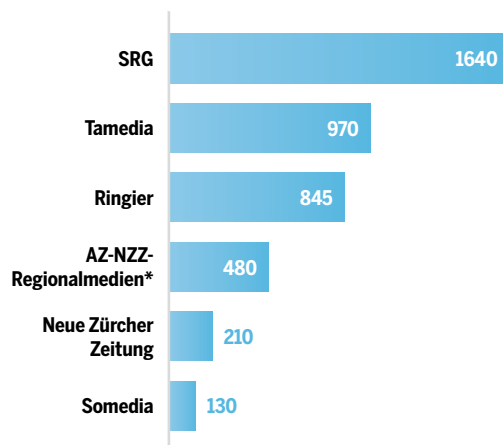
Gregor Rutz starteten zwei parlamentarische Initiativen, welche die Empfangsgebühren auf 300 Franken drücken und Unternehmen gänzlich von diesen befreien wollen.

So besehen, war die «No Billag»-Initiative ein politischer Grosseffort. Die SRG-Skeptiker und nicht der Sieger bestimmten die Agenda. Es war gleich ein doppelter Grosseffort.

Zum einen schüchtern die Initiative die SRG-Spitze dermassen ein, dass sie inzwischen zu unerhörten Konzessionen bereit ist, die bisher undenkbar waren. Sogar die zweiten TV- und die dritten Radio-Sendeketten können für Marchand nun auf einmal zur Disposition stehen. Nun, so unerhört war es dann doch nicht mehr. SRF-Direktor Ruedi Matter relativierte schon am Montag, Marchand habe das wohl nicht so ernst gemeint. Die Schliessung ganzer Sender sei keine Option.

Die grössten Medienhäuser der Schweiz

Inlandumsatz, in Mio. Franken



* Mit der Fusion der AZ Medien (Aargauer Zeitung) und der NZZ-Regionalzeitungen (Luzerner Zeitung, St. Galler Tagblatt) entstand im letzten Dezember neu der viertgrösste Medienkonzern der Schweiz.

Zum andern löste die Initiative – Abstimmungsabsturz hin oder her – einen veritablen Motivationsschub in der Politik aus. SRG-kritische Vorstösse sind quer durch die Parteien chic geworden. Nur die SP hält noch unverbrüchlich zum öffentlichen Funk und zu seinem Etat.

Dass die stolze SRG in die Rolle des Opferlamms geriet, ist wieder in der politischen Unerfahrenheit der neuen SRG-Spitze begründet. Ihr Stil kontrastiert deutlich zu jenem vergangener Zeiten. Darum ist ein Vergleich zu Marchands Vorgänger Roger de Weck angebracht.

Von Arroganz zu Demut

De Weck war stolz und unbeugsam. Vor der Abstimmung zum Radio- und Fernsehgesetz von 2015 wäre es ihm im Gegensatz zu seinem selbstquälerischen Nachfolger nie eingefallen, die Möglichkeit einer Ablehnung auch nur im Entferntesten zu thematisieren. Stattdessen pries er sein Unternehmen über den grünen Klee. Dass sich die SRG selbst bei einem Sieg an der Urne reformieren müsse – vergiss es.

Als die Vorlage dann mit dem Zufallsmehr von nicht einmal 3700 Stimmen hauchdünn durchkam, blieb de Weck weiterhin unbeeindruckt. Gewonnen ist gewonnen. Auf SRF kommentierte er das knappe Abstimmungsergebnis aus der Position des erhabenen Siegers: «Ich glaube, es ist ein guter Baustein für die Zukunft.»

Schon kurz darauf verkündete de Weck selbstbewusst die neue Werbeallianz Admeira von SRG, Ringier und Swisscom. Es war einer der grössten Knalleffekte der neueren Schweizer Mediengeschichte. Ringier trat in der Folge im Streit aus dem Verlegerverband aus. Medienhäuser wie Tamedia, NZZ und AZ Medien klagten über den Verband gerichtlich gegen die SRG und ihre Partner. De Weck blieb unbeeindruckt.

Das kann man von seinem Nachfolger nicht behaupten. Als der Sieg über «No Billag» am Sonntag feststand, freute sich Marchand nicht

mit den Worten, das sei nun ein guter Baustein für die Zukunft. Nein, er sagte stattdessen auf dem eigenen TV-Kanal in flachem Ton: «Wir müssen sparen und effizienter werden.»

Als ersten Beleg kündete Marchand dann das Ende der Unterbrecherwerbung bei Spielfilmen an. Sehr originell. Das TV-Publikum bekommt damit nur das Problem, wann es gefahrlos die neuen Erdnüsschen aus der Küche in die Stube hinüberschaffen kann.

Marchands Stellvertreterin Heimgartner machte derweil auf alpine Betroffenheit. Ihr sei, sagte die Bündnerin, «ein Stein, so gross wie der Calanda» vom Herzen gefallen.

In solchen Aussagen zeigt sich die gewandelte Eigeneinschätzung der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft. Aus einer selbstbewussten, mitunter arroganten Institution ist unter Marchand und Heimgartner ein Klub von Selbstzweiflern geworden.

Nun kann man diese neue Demut der SRG durchaus begrüssen. Man tut es dann, wenn man die SRG redimensionieren will. Das wollen, ausser der Mehrheit der Sozialdemokraten, inzwischen alle Parteien. Der öffentliche Sender ist ihnen zu übermächtig geworden, «No Billag»-Abfuhr hin oder her.

Mit einem Budget von über 1,6 Milliarden Franken ist die SRG das weitaus umsatzstärkste Medienhaus der Schweiz. Sie ist, gemessen am Inlandumsatz, fast gleich gross wie die zwei grössten privaten Medienunternehmen, Ringier und Tamedia, zusammen.

Das ist eine Dominanz, die selbst überzeugte Etatisten irritiert. SRG-Primus Marchand wird darum mit seinem Vorschlag einer Sparrunde von 100 Millionen Franken kaum durchkommen. Die Politik wird mehr verlangen.

Sie wird, wie üblich in der Politik, zuerst einmal etwas aussenwirksame Symbolik erwarten. Das kann die SRG jederzeit leisten. Sie kann zum Beispiel dünne Boulevard-

Die Abschussliste

Von «Happy Day» über «Tatort» bis zu «10 vor 10»: Es ist ziemlich klar, welche TV-Sendungen es nicht mehr braucht.

Zumindest in einer Frage zum Schweizer Fernsehen sind sich alle einig. Es ist die Frage nach der unbeliebtesten Sendung. Das ist «Schawinski». Roger Schawinski führt mit seiner Talkshow jede Umfrage an, die wissen will, welche Sendung man ersatzlos streichen kann. Wenn der *Blick* 30 000 Leser befragt, wenn das Umfrageinstitut Link eine Erhebung durchführt, immer bildet «Schawinski» das Schlusslicht beim Publikum. Dahinter, auf Platz zwei der unbeliebtesten TV-Gefässe, folgt in der Regel das Prominentenmagazin «Glanz & Gloria».

Wenn das Fernsehen SRF also sparen muss, kann man «Schawinski» per sofort streichen. Allerdings bringt das nicht viel. Die Sendung kostet 700 000 Franken im Jahr. Das sind gerade mal 0,13 Prozent des Deutschschweizer TV-Etats von rund 520 Millionen Franken. Schon ergiebiger wäre der Verzicht auf «Glanz & Gloria». Das zwölfminütige Format, jeweils am frühen Abend von Montag bis Freitag im Programm, kostet pro Jahr 4,3 Millionen Franken. Das liesse sich einsparen, indem zum Beispiel vorangehende Sendungen wie «Mini Beiz – dini Beiz» neu ausgerichtet würden.

Keine aufgeblasene Unterhaltung

In der SRG-Spitze läuft die Diskussion schon länger, welche Sendungen man aus politischen Gründen opfern sollte. Sen-

dungen, die der reinen Service-public-Lehre widersprechen, werden künftig wenig Chancen haben. Es sind oft Unterhaltungsformate, die im Privatfernsehen verbreitet sind. «Man wird reduzieren», beschrieb die stellvertretende Generaldirektorin Ladina Heimgartner noch wenige Wochen vor der «No Billag»-Abstimmung die bestehende Programmstruktur. Sie hielt es allerdings für «un glaublich», so kurz vor der Abstimmung eine Liste überflüssiger Sendungen zu veröffentlichen. Das wäre, so Heimgartner, «Opportunismus».

Ungefährdet sind die meisten Sendungen aus der Sparte Information. «Tagesschau», «Rundschau» und «Schweiz aktuell» sind beliebt und erfolgreich. Alle drei Sendungen gewannen über die letzten zwei Jahre Marktanteile hinzu, nur der «Kassensturz» verlor leicht an Boden. Eine grössere Informationssendung ist hingegen überflüssig geworden: «10 vor 10» braucht es nicht mehr. Das Format kann durch eine Spätausgabe der «Tagesschau» ersetzt werden. Noch am Samstag vor der Abstimmung kündete SRG-Generaldirektor Gilles Marchand in der deutschen *Welt* eine interne Kostenanalyse an: «Wir werden ein Effizienzsteigerungsprogramm lancieren müssen, um Millionen einzusparen.» Wenn es Marchand damit ernst ist, wird «10 vor 10» eingestellt.

Das Format hat sich überlebt. 1990 gab der damalige TV-Direktor Peter Schellenberg den

Auftrag, eine Art Gegenentwurf zur «Tagesschau» zu entwickeln. Der TV-Journalist Wildberger lancierte dann ein schmissiges News-Format, das sich deutlich von der betulichen «Tagesschau» abhob, die damals noch stark im Verlautbarungsjournalismus feststeckte. Inzwischen hat das völlig geändert. Die «Tagesschau» betreibt einen ähnlichen Journalismus wie «10 vor 10». Sie braucht keinen Gegenentwurf mehr. Mit dem Ersatz von «10 vor 10» durch eine «Tagesschau»-Spätausgabe könnten bis zu acht Millionen Franken pro Jahr eingespart werden.

Wenig Überlebenschancen haben, wenn der öffentliche Funk tatsächlich Ernst macht, auch aufgeblasene Unterhaltungsformate. Die Singsang-Show «The Voice of Switzerland» hat SRF bereits präventiv abgesetzt. Sie war mit Kosten von fast zehn Millionen Franken die teuerste TV-Kiste aller Zeiten. Auch «Die

Sendungen, bei denen Tausendernoten durch die Luft wirbeln, haben wenig Chancen.

grössten Schweizer Talente» sind reines Privatfernsehen und mit fast 600 000 Franken pro Sendung zu teuer. Noch läuft die Anmeldefrist für die nächste Staffel, aber sie ist nach der «No Billag»-Diskussion kaum mehr zumutbar. Ähnliches gilt für «Happy Day». Die Sendeformate, bei denen Tausendernoten durch die Luft wirbeln und am Schluss, dank dem Sponsoring einer Lotteriefirma, ein Zuschauer zum Millionär wird, ist Privat-TV reinster Güte und nicht mehr Service-public-tauglich.

Die SRG habe «noch nie so viel Selbstreflexion betrieben», sagt Generaldirektor Gilles

Teurer «Tatort», billiges «Glanz & Gloria»

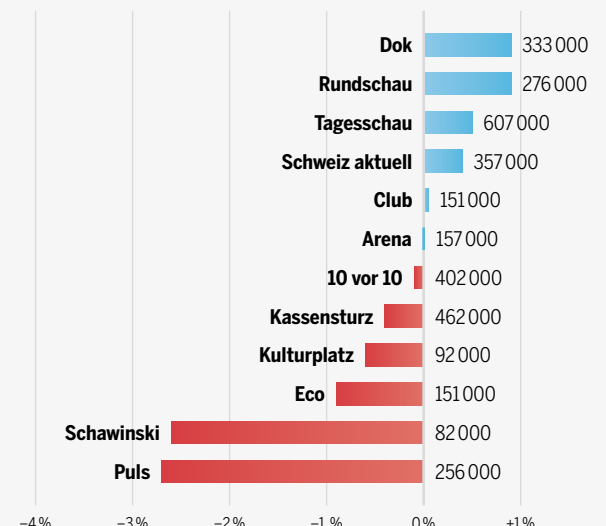
Was die Sendungen des Deutschschweizer Fernsehens kosten

Sendung	Kosten pro Sendung in 1000 Fr.	Kosten pro Jahr in Mio. Fr.	Sendung	Kosten pro Sendung in 1000 Fr.	Kosten pro Jahr in Mio. Fr.
Tagesschau	61	22,1	Sportpanorama	60	3,1
10 vor 10 *	50	12,5	Happy Day	591	3,0
Schweizer Film	1600	6,4	Puls	72	3,0
Sport aktuell	21	5,2	Eco	70	2,9
SRF bi de Lüt	120	5,0	Kulturplatz	66	2,7
Einstein	116	4,9	1 gegen 100	77	2,5
Rundschau	108	4,5	Grösste Schweizer Talente	591	2,4
Kassensturz	104	4,4	Dok	114	2,3
Glanz & Gloria	14	4,3	Arena	37	1,6
Bestatter	705	4,2	Schawinski	16	0,7
Tatort	2100	4,2			

* Kosten geschätzt

Veränderung der Marktanteile seit 2015

Veränderungen in Prozent und durchschnittliche Publikumszahl



Rund 100 Millionen Franken können pro Jahr ohne sichtbaren Qualitätsverlust eingespart werden.

Marchand. In diesem Fall sind auch die teuren Serien-Produktionen kein Zukunftsmodell. Das gilt etwa für die Krimi-Staffel «Der Bestatter» und deren Jahreskosten von 4,2 Millionen Franken. Gegen solche Grossspurigkeit hilft auch kaum weiter, dass der frühere Generaldirektor Roger de Weck bei jeder Gelegenheit betonte, wie wichtig der «Bestatter» als Lebensretter des helvetischen Zusammenhalts sei. Auf die potenzielle Abschlussliste gehört auch der «Tatort». Die zwei Folgen, die SRF pro Jahr produziert, kosten zusammen volle 4,2 Millionen Franken. Sie sind zudem häufig qualitativ schlechter als die Produktionen der ARD, die im Durchschnitt nur 1,7 Millionen Franken kosten. Schon von 2001 bis 2011 legte die SRG eine «Tatort»-Pause ein. Das scheint nachahmenswert.

Mehr Sport für die Privaten

Ebenfalls in den erweiterten Bereich der Serien-Produktionen gehört der Sport. 51,2 Millionen Franken lässt sich die SRG allein die jährlichen Sportrechte von Fussball über Ski-Weltcup bis Formel 1 kosten. Dazu kommen millionenteure Übertragungskosten von Lauberhorn bis St.-Jakobs-Stadion. Warum, so die Frage, überlässt SRF nicht einen Teil davon den interessierten privaten Sendern, statt sie regelmässig mit ihren Gebührengeldern zu überbieten?

Fragen wie diese gibt es genug, wenn die SRG, wie angekündigt, nun wirklich ihr Programmraaster überprüft. Warum muss ein erfolgloses Gesundheitsmagazin wie «Puls» wöchentlich sein, genügt vierzehntäglich nicht? Sind flache Quizshows wie «1 gegen 100» noch zeitgemäss? Und braucht es wirklich über sechs Millionen Franken pro Jahr als Zuschuss an Schweizer Filme?

Grob geschätzt, kann allein das Deutschschweizer Fernsehen im Programm problemlos und ohne sichtbaren Qualitätsverlust rund 50 Millionen Franken pro Jahr einsparen. Mit demselben Vorgehen beim Westschweizer und beim Tessiner Kanal wären es total um die 100 Millionen Franken. Wenn die SRG dann wieder einmal einwendet, dadurch wäre der Zusammenhalt der Schweiz gefährdet, dann gibt es das altbewährte, ironische Gegenargument. Während der TV-Sommerpause im Juli und August gibt es jeweils auch keine «Rundschau» und keinen «Bestatter» und keinen «Happy Day». Und trotzdem bleibt die Schweiz dann unerschüttert, wie sie ist.

Kurt W. Zimmermann



Seichte Untiefen: Nicole Berchtold («G & G»).



Grossspurig: Mike Müller («Der Bestatter»).

sendungen wie «Glanz & Gloria» aus dem Programm kippen oder den dudligen Spartensender Radio Swiss Pop schliessen. Das bringt zwar finanziell wenig, hat aber die gewünschte Service-public-Theatralik.

Schwieriger wird es mit der Frage der Finanzen. Dass die SRG sparen muss, darüber gibt es mittlerweile einen breiten Konsens in der Parlamentsmehrheit. Die Frage ist nur noch: Wie viel? Man kann dazu den Finger in die Luft strecken und dann wie Marchand auf 100 Millionen oder wie die BDP auf 200 Millionen kommen.

«Glanz & Gloria» ist passé

Man kann es aber auch berechnen. Das ist nicht allzu schwer. Die SRG kann 350 Millionen Franken sparen, ohne dass es wirklich weh tut. Mehr als 350 Millionen allerdings wären nach ihrem Triumph an der Urne eine nicht gerechtfertigte Strafaktion.

350 Millionen: Die wichtigste Massnahme betrifft dabei die zweiten TV-Sendeketten, die SRG-Generaldirektor Gilles Marchand selber ins Spiel gebracht hat. Die Kanäle SRF 2, RTS 2 und RSI La2 könnten, wie Marchand antönte, generell gestrichen werden. Das erscheint zu radikal.

Besser wäre ein gemeinsamer Zweitkanal, der in allen drei Landesteilen identisch ausgestrahlt wird und, wie im bisherigen Programmraaster, Filme, Serien und Sport anbietet. Der Zweitkanal würde in der jeweiligen Landessprache ausgestrahlt, Videos wären synchronisiert, Sport sprachregional kommentiert. Das Modell würde einen Spareffekt von etwa 120 Millionen Franken bringen.

Den zweiten grossen Block bildet mit einem Spareffekt von 100 Millionen Franken der Verzicht auf Sendungen, die nicht mehr dem

Service-public-Gebot entsprechen. In der «No Billag»-Debatte entstand ein breiter Konsens, dass Yellow-Press- und Populismus-Formate im öffentlichen Fernsehen nichts mehr verloren hätten. Nur radikale Boulevard-Anhänger verteidigten noch die seichten Untiefen der SRG. Ex-Medienminister Moritz Leuenberger etwa sagte: «Glanz & Gloria» gehört auf jeden Fall zum Service public.» Er war mit dieser Meinung ziemlich allein.

«G & G», «Die grössten Schweizer Talente» oder «The Voice of Switzerland» sind im Common Sense passé. Auch hyperteure Eigenproduktionen wie «Der Bestatter», «Tatort» und «Happy Day» haben im Schweizer Fernsehen kaum Zukunft, falls die neuerdings bescheidene SRG-Unternehmensspitze um Marchand und Heimgartner nicht nur heisse Alibi-Luft in den Äther geblasen hat.

Wenig sinnvoll erscheint auch die Weiterführung der dritten Radio-Ketten SRF 3, Couleur 3 und Rete 3, ein Schnitt, den auch Marchand ventilierte. Ihr Daseinszweck ist primär die Bekämpfung der privaten Radiokanäle wie Radio Energy, FM1 und Radio 24. Programmlich unterscheiden sie sich nur unwesentlich von der kommerziellen Konkurrenz. Ein Verzicht würde rund 25 Millionen Franken bringen.

Rund 15 Millionen an finanzieller Erleichterung bringt der SRG zudem das Ende aller der seltsamen Spartenkanäle, die im öffentlich-rechtlichen Radio und TV entstanden sind. Warum eigentlich gibt es bei der SRG all diese Sender wie SRF 4, SRF Info, Musikwelle, Option Musique, Radio Swiss Jazz, Radio Swiss Classic, Radio Swiss Pop und Radio Virus? Niemand weiss es.

Als der frühere SRG-Generaldirektor Roger de Weck im Jahr 2015 das Budget um 40 Millionen verkleinern und darum 250 von 6000 Stellen abbauen musste, kündigte er das im Stil eines griechischen Dramas an: «Sehet her, wie wir den Dolch in die eigenen Eingeweide stecken.» Man hörte dann nie mehr etwas von der Übung, weil die natürliche Fluktuation das Problem von selber entschärfte.

Das ist diesmal nicht anders, wenn es an den SRG-Speck geht. Im Bereich Technik, Redaktion und Produktion kann die SRG ohne viel Aufhebens drei Prozent der Kosten sparen. Fünf Prozent Kostenabbau sind machbar in der aufgeblähten Administration, sechs Prozent bei den externen Zulieferern. Das macht insgesamt eine Entlastung von rund 70 Millionen Franken.

Bis ins Jahr 2021 wird sich beim Budget der SRG allerdings nicht allzu viel verändern. Ab 2019 sind zwar die Gebühreinnahmen, wie schon beschlossen, bei 1,2 Milliarden Franken eingefroren. Aber erst danach, wenn die Empfangsgebühr womöglich auf 300 Franken sinkt, muss die SRG ein ernsthaftes Abspeck-Programm angehen.

Die SRG muss sparen. Aber sie hat dazu alle Zeit der Welt. ○

«Miststück Taylor hat alles ruiniert»

Rendez-vous mit dem Kaiser des Highlife im legendären Eagle Ski Club hoch über Gstaad: Taki Theodoracopulos erzählt Anekdoten aus sechzig Jahren über Eskapaden und Partys mit Weltstars im Berner Oberland. Und er verrät, wie man noch mit 81 ganze Nächte durchzechet, ohne umzukippen. Von Urs Gehrig und Raffael Waldner (Bild)

Tausend Meter über Gstaad klebt der Eagle Ski Club auf dem Wasserngrat wie ein Adlerhorst. Da nur über einen privaten Skilift erreichbar, muss die Hochsolvenz in Gucci und Prada ein paar Meter im Eiswind durch den Schnee stapfen bis zur schmiedeeisernen Pforte. Dahinter beginnt die Welt der Super-Superreichen. Normalsterblichen ist der Zutritt strengstens verboten.

«Taki wartet auf mich», sage ich zu der mich streng musternden Concierge. «Ahhh, Taki!» Ihre steifen Lippen verschmelzen zu einem süßen Lächeln. «Gehen Sie die Treppe hoch, er sitzt an seinem Tisch, hinten im Fenstereck.»

Taki Theodoracopulos oder Taki, wie ihn Freunde und Neider der Einfachheit halber nennen, ist so etwas wie der inoffizielle Kaiser des exklusiven Club. Er lässt rein, wer ihm gerade passt. Roman Polanski, Harvey Weinstein. Heute bin ich sein Gast. Und da sitzt er in rotem Vlies, umringt von Erbadel, Pharma-Größen und Blaublut.

Hallo Taki!

Hierher, da gibt es Platz! Weisswein? Roten?

Ein Glas Weissen, gern.

(*Kindergeschrei*) Was? Ich kann nichts hören!

Weissen, gern.

(*Schreit*) Nein, nein, nein! Ich habe gesagt, keine Kinder! Werft die Kinder raus! Das hier ist die Ecke von König Herodes. Keine Kinder!

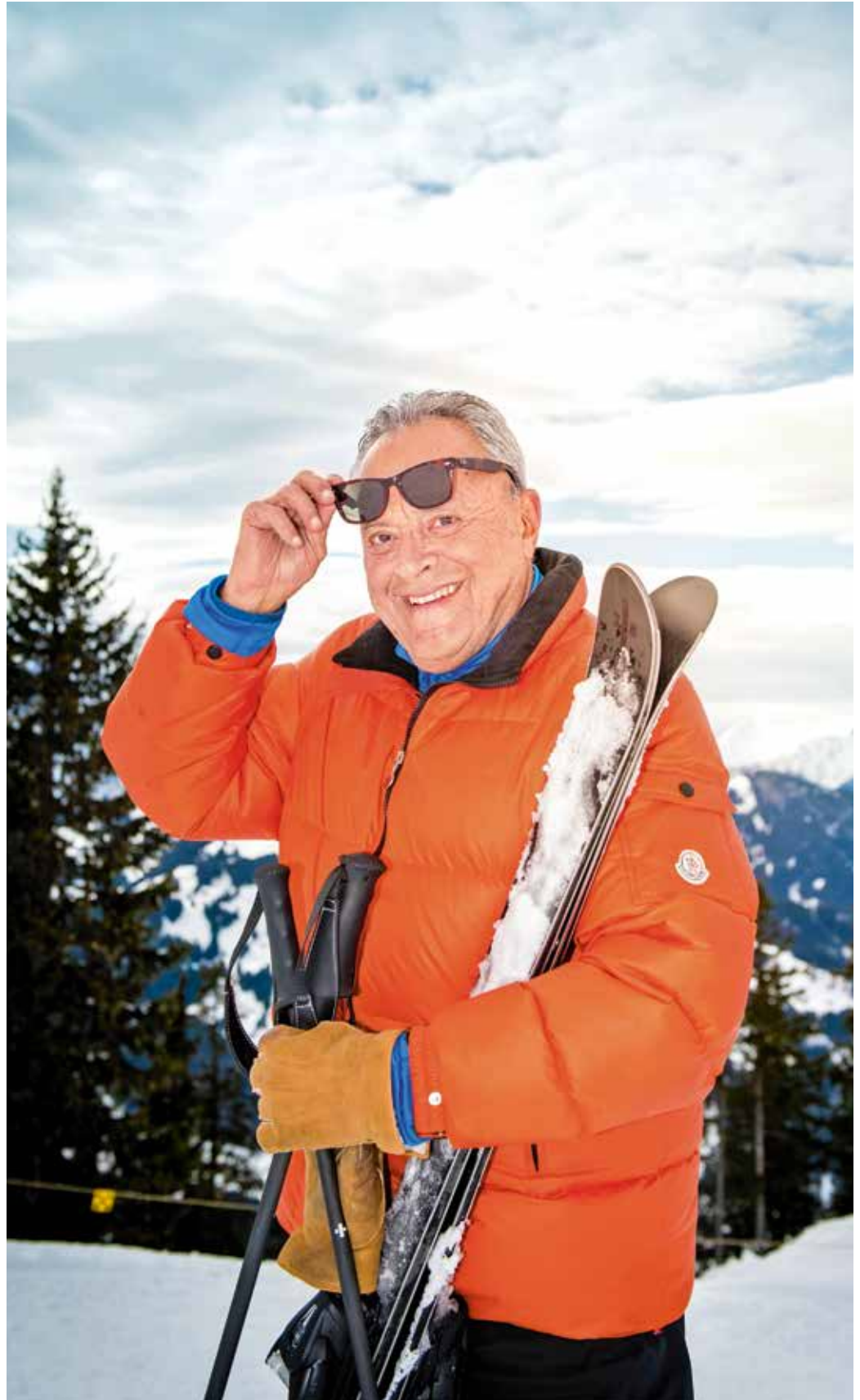
Sie sind das älteste Mitglied des Eagle Club, nicht wahr?

Das älteste Mitglied, seit 1958, aber noch nicht alt, erst 81. (*Ein Club-Mitglied ruft: «Aber der Verruchteste von allen. Mit Abstand.»*)

Sie können sagen, wer in den Club aufgenommen wird und wer nicht?

Leider nicht. Dame Vivien Duffield [englische Philanthropin] lässt alte Leute rein, die nicht Ski fahren. Ich sagte ihr: «Ich will keine alten Leute!» Sie: «Was ist denn mit dir los?» Ich: «Ich fahre Ski. Sobald ich die Bretter weglege, trete ich aus dem Club aus.»

Taki ist eine verblüffende Erscheinung. Trotz seinen 81 Jahren ist sein Gang elastisch. Seine Gesichtsbräune ist eine Beleidigung für jeden, der sein Geld mit Arbeit verdient. Er ist der Enkel eines früheren Premierministers Griechenlands und Erbe eines Ree-



«Es war verdammt schwierig, keinen Spass zu haben»: Taki Theodoracopulos.

dereivermögens und hat, obwohl er keinen einzigen Tag in seinem Leben arbeiten musste, einen beachtlichen Leistungsausweis. Er ist Kolumnist, Entertainer, Lebemann, Schürzenjäger, aktiver Karate-Schwarzgurt, er war Weltklasseathlet, Leiter des olympischen Tennisteamts Griechenlands und Judo-Champion. Vor allem aber ist er ein wandelndes Lexikon des Highlife und ein raconteur extraordinaire. Kaum ein Weltstar, mit dem er nicht gezecht, getantzt, gepöbelt hat oder in amouröse Abenteuer verwickelt gewesen war.

Klubs für Reiche gibt es überall. In St. Moritz zum Beispiel gibt es den Corviglia Club. Was macht euren Eagle Club so exklusiv?

Schauen Sie, wo wir sitzen. Zuoberst auf dem Berg! Der Grund, warum wir den Club auf der Bergspitze gebaut haben, ist einfach: Er ist für die wenigen Leute, die zuoberst auf der sozialen Leiter angekommen sind. Höher geht nicht. In Corviglia haben sie ihre Klubhütte mitten in den Berg hinein gesetzt, weil ihre Mitglieder immer noch am Klettern sind.

Gegründet wurde der Eagle Ski Club 1957 als Rückzugsort für die obersten paar Dutzend. Prinz Romanow, Peter Ustinov und Roger Moore trafen sich hier. Anfangs zählte der Club 81 Mitglieder, heute sind es fast 900. Und wenn Kind und Kegel dabei sind wie heute, geht es zu und her wie in einem Club Med. Das Innenleben ist primitiv, Steinwände, Holztapete, rustikale Beleuchtung. Wüsste man nicht, wo man ist, man wähnte sich in einer SAC-Hütte mit Bedienung. Selbst die Rösti und Bratwurst schmecken wie in einer hundskommunen Landbeiz.

Ich habe mir den Club irgendwie anders vorgestellt.

Was, wie denn?

Haben Sie das Interieur hier schon einmal ausgewechselt?

Die Wand dort neben dem Buffet haben sie vor vierzig Jahren neu gestrichen. Nach einer Tortenschlacht waren die Wände so übel zugerichtet, dass man mit dem Pinsel dahintermusste. *(Ruft den Kellner, der eine blaue Sennenkutte trägt)* Giuseppe! Keine Kinder, raus mit ihnen! Gib mir die Karte. Keine Kinder, hast du verstanden, dies ist König Herodes' Ecke. *(Ruft in die Runde)* Heut Nacht will ich es so richtig krachen lassen.

Was ist los heute Nacht?

Ich war eine Woche lang anständig. Ich war im Trainingscamp. Karate, Judo, Karate, Judo. Und kein einziger Drink. Heute haue ich auf den Putz.



Richard Burton mit Elizabeth Taylor (1966)...



...und Gunter Sachs mit Brigitte Bardot (1967).

Seit 1956 haben Sie jeden Winter in Gstaad verbracht. Erinnern Sie sich noch an das erste Mal, als Sie die Promenade hinuntergingen?

Es war wie in einem 1930er Hollywoodfilm über ein österreichisches Dorf. Metzger, Käserei, Tabakladen, niedlich und hübsch aufgereiht wie auf einer Perlenkette, und eine Bibliothek gab es damals. Heute können die Leute zwar bis auf eine Milliarde zählen, aber lesen können sie nicht.

Haben Sie Feldmarschall Lord Montgomery, den Helden von El Alamein und legendären Sieger über Rommel, noch erlebt? Er soll sich damals in Gstaad herumgetrieben haben.

Man sah ihn kaum. Er war Engländer, wissen Sie. Seine Partys endeten exakt um 22 Uhr, worauf er sagte: «Gentlemen, die Nacht ist zum Schlafen da.» Er war eine Art Celebrity, weil er den Skisprung-Wettbewerb, den Montgomery Cup, ins Leben gerufen hat.

Wo hat sich denn die High Society damals getroffen?

Im «Palace». Damals gab es noch nicht so viele Privatchalets, wir alle residierten während des Winters drei Monate lang im «Palace»: der Earl of Warwick. Emilia Pucci.

William Buckley. Alistair Horne. David Milstein. Yehudi Menuhin. Es war eine Art Künstlerkolonie damals. Ich hatte ein Zimmer für zehn Dollar. Ohne Bad. Den ganzen Winter. Ich hatte 4000 Dollar im Monat zur freien Verfügung, die mir mein Vater gegeben hatte. Ein anständiges Taschengeld. Ich war ein guter Skifahrer. Ich trainierte den ganzen Tag. Es war verdammt schwierig, keinen Spass zu haben.

Der Ruhm des Hotel «Palace» als Celebrity-Schloss geht auf Ernst Scherz, den Grossvater des heutigen Direktors, zurück. In den 1960er Jahren begannen Stars wie Maurice Chevalier, Ella Fitzgerald, Audrey Hepburn, Petula Clark oder Louis Armstrong ins Berner Oberland zu pilgern. Marlene Dietrich gab im «Palace» ein Gastspiel. Peter Sellers drehte Szenen von «The Return of the Pink Panther» im Hotel. Diskretion ist das Erfolgsmodell der Patronsfamilie Scherz. Die Weltelite fühlt sich ganz zu Hause, und folglich gibt sie sich hemmungslos süßen Sünden hin.

Taki, man sagt, im «Palace» seien ganze Erbschaften verzockt worden. Waren Sie mit von Partie?

Als gäbe es kein Morgen. Poker und Backgammon. Ich war zwanzig, und ich spielte mit Leuten, die bedeutend reicher waren als ich. «Wie viele Ex-Lovers hast du heute Abend hier?», fragte eine italienische Herzogin ihre Freundin. «Meinst du am Grill oder hier am Tisch?», gab die Freundin, eine Prinzessin, zurück. Ich schluckte leer und tat so, als hätte ich ihre Konversation überhört. «Vier», sagte die Prinzessin. «Ich habe fünf gezählt», gab die Herzogin

«Werft die Kinder raus! Das hier ist die Ecke von König Herodes. Keine Kinder!»

zurück. Von dem Moment an wusste ich, das «Palace» war genau der richtige Ort für mich. Wir haben alle gezockt.

Dem britischen Labour-Minister Harold Lever haben Sie angeblich 50 000 englische Pfund beim Backgammon abgeknöpft?

Es war meine grosse Zeit. Mit John Zographos, John Hemingway und Bobby Sweeny. Aber in den 1980ern haben die professionellen Gauner den Braten gerochen und haben uns das Spiel verdorben.

Michael Jackson verliebte sich ins «Palace» und wollte das Märchenschloss kaufen.

Jackson war hier? Den hat bestimmt auch die alte Taylor angeschleppt. Hätte ich das gewusst, hätte ich meine Kinder weggeschlossen. Hey, da drüben ist Roger Moores Sohn! Geoffrey Moore. *(Taki zeigt auf einen Typen mit Sonnenbrille und einem braunen Teint)*



«Gentlemen, die Nacht ist zum Schlafen da»: britischer Feldmarschall Lord Montgomery (r., 1946).

wie geröstetes Kunstleder. Er trägt eine Schiebermütze, verkehrt rum. Die Skikleider hängen schlampig an ihm herab wie bei einer Vogelscheuche.) Er ist immer betrunken. Vielleicht ist er gerade nüchtern. Er hat ein Chalet direkt unter meinem. Jedes Mal, wenn ich pinkle, spült es ihm die Pfütze direkt ins Badezimmer.

Taki ist vor kurzem vom Oberbort, dem Milliardenhang hinter dem «Palace», weggezogen. Es gäbe da zu viele Neureiche, die mit ihren Ferraris durch die Strassen brausten, klagt er. «Einige legen sich unterirdisch Schwimmbäder, Garagen und Haus-

«Polanski hat mir nie etwas angetan. Okay, wir hatten unsere Reibereien wegen Frauen.»

kinos an.» Er baute sich ein Chalet am Berg gegenüber, an der Wispile. Sein altes verkaufte er für 35 Millionen Dollar an einen Araber.

Wann hat sich Gstaad zu ändern begonnen?

Das kann ich Ihnen genau sagen. Es war, als dieses verdammte Miststück Elizabeth Taylor hier aufkreuzte. Sie hatte ein Rudel Paparazzi im Schlepptau. Plötzlich hingen sie an jeder Ecke. Und dann kamen die Gaffer. «Wo ist das Chalet der Taylor?», fragten sie und kriegten den Mund nicht mehr zu.

Liebte Taylor nicht gerade die Intimität der Gstaader Szene? Vor Journalisten

schwärmte sie, wie fantastisch es sei, so un-gezwungen neben Bauern und Berglern in den Kneipen zechen.

Ja, das sagte sie, aber wie alles, was sie absonderte, war es Abfall. Sie war dauernd betrunken. Sie brachte ihre schreckliche Familie hierher und ihre schrecklichen Kinder. Einmal sah ich Larry auf der Strasse, ihren achten und letzten Ehemann. Ich rief ihm zu: «Hi, Larry the lorry driver [Larry der Lastwagenfahrer].» Er war wie eine Tragödie anzuschauen. Larry stammte aus der Arbeiterklasse, und so sah er auch aus. Taylor nannte ihn «Larry den Löwen». Nein wirklich, ein scheussliches Pack, die Taylors. Neben den Paparazzi und «Larry the lorry driver», brachte Taylor Richard Burton nach Gstaad.



«Höllische Partys»: David Niven (l., 1962).

Richard war wunderbar, er blieb immer zu Hause und trank. Er war sehr anständig. Sein Vater war ein Minenarbeiter gewesen, Hollywood interessierte ihn nicht. Und er hatte eine sehr gepflegte Ausdrucksweise.

Man fragt sich, was Burton in Taylor gesehen hat?

Haben Sie seine erste Frau gesehen (Theaterintendantin und Nachtclubbesitzerin Sybil Christopher, eine Waliserin)? Sie sah sehr fad aus.

Elizabeth war also ein Albtraum. Wen mochten Sie persönlich eigentlich am besten?

Audrey Hepburn. Sie hat sich unter die Leute gemischt. Sie war sehr scheu, eine echte Lady, nicht wie diese verdammten Schnepfen, die sich heute im Dorf rumtreiben. (Zum Kellner) Okay, Paulo, was zum Henker ist das? Keine Kinder! Ich will einen Espresso. Doppelt. Nehmen Sie noch etwas Wein?

Wie war Audrey privat?

Genau wie in ihren Filmen. Sehr damenhaft. Sie war dieses niederländische Mittelklassenmädchen. Sie sagte mir jeweils: (Verstellt die Stimme) «Oh, ich habe dich an mir vorbeischwingen sehen.» Ich war ziemlich schnell auf meinen Brettern zu jener Zeit. Sie machte Langlauf. Einmal, als ich an ihrem Tisch sass, geriet ich in ein Handgemenge. Ein amerikanischer Botschafter aus Genf hatte mich provoziert. Sie war traumatisiert. Sie hat Gewalt nicht verstanden. Sie war sehr proper. Richard Burton war auch sehr proper. Julie Andrews haben wir nie gesehen. Ihr Ehemann, Blake Edwards, war einer der Ersten, der eine geheime Telefonnummer hatte. Niemand hat ihn gekannt. Der grosse Star war David Niven. Er gab Partys, lud alle ein. Alle wollten David als Gast in ihrem Haus. Er scheute keinen Effort und schmiss höllische Partys.

Welches war Ihr bestes Jahr in Gstaad?

Das muss in den sechziger Jahren gewesen sein.

Das war die Zeit, als Johnny Hallyday in Gstaad Einzug hielt.

Er kam 1963 zum ersten Mal. Es gab sofort eine Keilerei. Sie zog sich hin von der «Palace»-Bar durch die Tür den Hang hinunter.

Worum ging es?

Er schickte jemanden zu uns rüber, um meine erste Frau, Cristina de Caraman, die Tochter eines Grafen, zum Tanz aufzufordern. Ich antwortete: «Sie tanzt nicht mit dem Dienstpersonal.» Er war ein verdammter Rockstar. Ich war nicht beeindruckt. Da stürzten sich alle auf mich, seine ganze Band.

Gab es damals viele Schlägereien?

Ja, es war sehr physisch. Niemand trat nach, wenn einer zu Boden ging. Niemand griff zu einem Glas. Wie kämpften wie Gentlemen. Wir prügelten uns, und alles geschah bei

besten Laune. Alle lachten. Heute keilen nur noch die Schläger.

Auch Gunter Sachs landete manchmal eine Faust. Und er war ihr guter Freund, oder?

Ja, aber ich mochte seine Partys nicht, er brachte zu viele Promis ins Dorf. Wir mochten das nicht.

Er brachte Brigitte Bardot.

Brigitte kam mit ihrem Hündchen. Ansonsten brachte er viele billige Leute. Ich mochte ihn trotzdem. Wir waren fünfzig Jahre eng befreundet. Er trank nicht so viel. Ich glaube, er ruinierte sein Leben mit LSD oder so einer Droge. Es gibt zwei Sorten Leute: jene, die gut Party feiern können, und jene, die es nicht können. Die einzigen Deutschen, die es verstanden, Party zu feiern, waren Leopold Bismarck und Henry Fuerstenberg.

Sind die Deutschen zu wenig relaxed?

Ja, ich denke das Problem ist da oben. *(Zeigt an den Kopf)*

Warum beging Gunter Selbstmord?

Ich weiss es nicht. Wahrscheinlich hatte er Alzheimer. Ich sprach mit Rolf, seinem Jungen. Ich denke, es war eine Neurose.

Gstaad sah einige Tragödien über die Jahre. Polanski, zum Beispiel.

Ich mag Polanski.

Was mögen Sie an ihm?

Er ist intelligent. Kaum kam er 69 hier an, freundete ich mich mit ihm an. Wir fuhren zusammen Ski. Er war ein sehr guter Skifahrer. Heute will niemand mehr etwas von ihm wissen, sie sagen, er sei ein Monster, wegen der Anschuldigungen. Ich scheiss drauf.

Er hat ein dreizehnjähriges Mädchen vergewaltigt, in den USA wurde ein Missbrauchsverfahren gegen ihn eingeleitet.

Wenn er das getan hat, ist das schrecklich, aber das Ganze liegt über vierzig Jahre zurück, und er hat bereits viel bezahlt in seinem Leben. Er darf nicht in die USA einreisen. Seine Familie wurde von den Deutschen ausgelöscht. Seine Frau von amerikanischen Psychokillern ermordet. Was will man noch von ihm? Soll man als Nächstes seine Filme verbieten? Soll man die Bilder von Caravaggio wegschliessen, weil er ein Mörder war? Flaubert war ein Kinderschänder. Was machen wir mit seinem Meisterwerk? Wie können wir Byron reinen Gewissens lesen? Er hat seine Schwester gevögelt. *(Ruft in den Club)* Keine Kinder! Das ist König Herodes' Eck! – Polanski hat mir nie etwas ange-tan. Okay, wir hatten unsere Reibereien wegen Frauen.

Haben Sie sich wegen Frauen gestritten?

Er hat Bruce Lee ausgeschickt, um mir eine Lektion zu erteilen. Ich freundete



«Es war sehr physisch»: Johnny Hallyday (1963).

mich mit Meister Lee an, und alles ging glimpflich aus. Wie auch immer, ich respektiere Polanski, wir haben manche Nacht durchzechet.

Und Harvey Weinstein, was hat er im Saanenland getrieben?

Ich brachte ihn hier hinauf in den Eagle Club. Er kam in einem ausgeleierten T-Shirt. Weinstein war extrem anständig mit mir. Und offenbar auch mit den Frauen: Es gab keine Klagen. *(Ruft in den Club)* Keine Kinder! Das ist König Herodes' Eck! *(Takis Grosstochter tritt an den Tisch)* Komm Kleines, du darfst kommen. *(Sie fragt Taki: «Warum sagst du, das ist König Herodes' Ecke?»)* Taki: «König Herodes, mein Liebes, hat alle Kinder umbringen lassen. Alle.»

Vor der Bar bildet sich eine Mensentraube. Es sind vorwiegend Frauen mit chirurgisch aufgepeppten Körpern in Designer-Skianzügen. Es müssen Mütter sein, denn sie halten alle ihr Handy dicht auf den Knirpsen, die sich zur Rangverkündigung aufreihen. Jetzt werden die Sieger der Skirennen verkündet. Moore Jr. verteilt die Pokale.

«Finisez vite!», schreit Taki. Zähflüssig zieht sich das Prozedere hin. «Hört auf damit!», schreit Taki in die Richtung von Geoffrey Moore: «Ihr habt gerade mein Interview ruiniert.» Er stampft durch den Club der Tür entgegen. «Heute Abend besaufe ich mich. Und wie.» Draussen klinkt er sich in seine Ski ein und macht sich – ohne Helm – abfahrtbereit.

Taki, nehmen wir den Tiger Run (schwarze Piste, die steilste im Saanenland)?

Ich mag die Neureichen nicht, die hierherkommen.

Wer hat sie angelockt, Valentino?

Er schleppte Madonna an.

Wo ist all die Klasse geblieben, die man auf Bildern des alten Gstaad noch sieht?

In den guten alten Tagen haben die nouveaux riches die Aristokratie kopiert. Heute äffen sie Hollywood nach. Sie kleiden sich wie Penner. Jedes zweite Wort ist «fuck». Sie sehen es in den Filmen. Wenn

«Heute äffen sie Hollywood nach. Sie kleiden sich wie Penner. Jedes zweite Wort ist <fuck>.»

man sich früher danebenbenahm, wenn man sich prügelte, dann kam Heidi und stellte einen in den Senkel. Wenn man hingegen «fuck» sagte, flog man raus, hochkant. In den Neunzigern war es zu Ende mit den Manieren. Wir gingen stets im Smoking zum Essen, oder im Blazer mit Krawatte. Heute kommen sie in T-Shirts. Araber sind die Schlimmsten. Weil sie so laut sprechen. Und sie starren die Frauen an, als wären sie parfümiertes Frischfleisch. Also, ich mach mich aus dem Staub. Diese Nacht wird lang.

Bevor wir davonbrausen, verraten Sie uns: Was ist die Kunst des Partyfeierns?

Es ist ganz einfach, es braucht Disziplin. Du stehst auf und trainierst, du leidest wie ein Schwein, dann gehst du feiern. Du schaffst die Partys nicht ohne Training, aber ohne Partys ist das Training nichts wert. Und du musst trinken können. Trinken macht Spass. Und du musst dich mit jungen Leuten umgeben. Wenn ich an eine Party komme, setze ich zwei Themen auf den Index: Schmerz und Tod. Darüber will ich kein Wort sprechen. ○



Die Temporärarbeit. Wenn Sie eine Dauerstelle suchen. Temporärarbeitende erhöhen ihre Chancen auf eine Festanstellung: rund die Hälfte unterzeichnet innerhalb eines Jahres einen unbefristeten Arbeitsvertrag.

Globalisierung und Repression

Chinas Präsident träumt von der «grossen Verjüngung» seiner Nation und will das Reich der Mitte zum Modell für andere Länder machen. Die USA haben noch keine Antwort auf das immer selbstbewusstere Auftreten Pekings gefunden. *Von Elizabeth Economy*



Neue Rolle auf der globalen Bühne: Xi Jinping.

Der chinesische Präsident Xi Jinping ist einer der mächtigsten Staatenlenker der Welt. Seit seiner Wahl zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) im Jahr 2012 vereinigt er mehr Autorität in seiner Person als jeder andere chinesische Führer seit Mao Zedong. Dank dieser Machtfülle hat Xi die Innen- und die Aussenpolitik Chinas von Grund auf umgekrempelt. In bewusster Abkehr von Deng Xiaopings Reformpolitik, die mit aussenpolitischer Zurückhaltung einherging, hat Xi die Rolle der Kommunistischen Partei in Politik und Wirtschaft gestärkt und eine ambitionierte, selbstbewusste Aussenpolitik initiiert. Für Amerika und die übrige Welt bedeutet das neue Chancen zur Kooperation, aber auch enorme Herausforderungen.

Xis Aufstieg war keineswegs vorgezeichnet. Sein Vater, ein ruhmreicher kommunistischer Revolutionär und hoher Funktionär in den Anfangsjahren der Volksrepublik, wurde von Mao Zedong während der Kulturrevolution wegen politischer Unzuverlässigkeit ins Gefängnis geworfen. Xi selbst lebte und arbeitete sieben Jahre lang in ärmlichen Verhältnissen auf dem Land. Trotz der Verfolgung, die seine Familie erlebte, hielt er den Kommunisten die Treue, wurde aber – als Sohn eines kaltgestellten Funktionärs – erst nach mehreren Anläufen in die Partei aufgenommen. Seine politische Karriere verlief stetig, aber weitgehend unspektakulär, bis er 2007 in das höchste Parteigremium berufen wurde, den Ständigen Ausschuss des Politbüros. In seine Zuständigkeit fielen unter

anderem die Zentrale Parteihochschule, die Olympischen Spiele 2008 und die Strategie im Südchinesischen Meer. 2012 wurde er schliesslich Generalsekretär der Kommunistischen Partei und Vorsitzender der Zentralen Militärkommission, 2013 dann Staatspräsident.

«Verjüngung der chinesischen Nation»

Eines der hervorstechendsten Merkmale seiner bisherigen Amtszeit ist die ungewöhnliche Konsolidierung seiner Macht. Xi hat sich vom Modell der kollektiven Führung, die für China seit den späten 1970ern prägend war, deutlich entfernt und das Modell der diktatorischen Einmannherrschaft wiedereingeführt. Er kontrolliert praktisch alle wichtigen staatlichen Gremien, einschliesslich derjenigen, die für nationale

Sicherheit, Wirtschaftsreformen und Cyber-Sicherheit zuständig sind. Er bezeichnet sich als «Kern» der Partei, was signalisieren soll, dass er über allen anderen steht. Er verlangt persönliche Loyalität von den verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen, von Armee, Provinzfunktionären und den Medien. Seine politischen Gedanken haben Eingang in die chinesische Verfassung gefunden. Auf dem 19. Parteitag im Oktober 2017 benannte er, entgegen der üblichen Praxis, keinen Nachfolger als Generalsekretär. Und erst kürzlich schlug die Kommunistische Partei vor, den seit 1982 geltenden Verfassungsartikel zu ändern und die Begrenzung der Amtszeit des Präsidenten abzuschaffen, so dass Xi auf Lebenszeit herrschen könnte. Seine institutionelle Machtfülle ist beispiellos.

Im eigenen Land hat er eine Reihe wichtiger Probleme in Angriff genommen. Seine Antikorruptionskampagne und seine Bemühungen, die Luftverschmutzung in den Griff zu bekommen, sind weitaus erfolgreicher als die seiner Vorgänger. Das Durchschnittseinkommen ist deutlich gestiegen. Gleichzeitig hat Xi die Repression nach innen verstärkt: Dissidenten werden verfolgt, das Internet unterliegt strenger Überwachung, Systeme zur Gesichts- und Spracherkennung wurden eingeführt,

Er ist entschlossen, seine Vision von der zentralen Rolle Chinas in der Welt zu verwirklichen.

zahllose Bürgerrechtler wurden verhaftet, und der Kontakt zwischen ausländischen Organisationen und ihren chinesischen Partnern wurde erheblich erschwert. An der Wirtschaftsfront hat Xi überraschenderweise darauf verzichtet, Marktreformen voranzutreiben; stattdessen hat er strikte Kapitalkontrollen eingeführt und den Einfluss der Partei in staatlichen und privaten Unternehmen gestärkt. Ausländische Firmen haben kaum noch die Möglichkeit, in Kernbereichen der Wirtschaft (etwa jenen neuer Technologien) auf dem chinesischen Markt zu konkurrieren.

Xi strebt für China auch eine neue Rolle auf der globalen Bühne an. Sein Ziel ist die «grosse Verjüngung der chinesischen Nation». Er hat mehrere bedeutende Projekte auf den Weg gebracht, beispielsweise die Asiatische Infrastruktur-Investitionsbank und die «One Belt, One Road»-Initiative (auch «Neue Seidenstrasse» genannt), ein anspruchsvolles Projekt, das sich an den historischen Handelsrouten und Seewegen orientiert. 69 Länder sollen durch Infrastrukturmassnahmen, Handel, Investitionen und Sicherheitskooperation mit China verbunden werden. Chinesische Staatsunternehmen kontrollieren inzwischen 76 Häfen in fast dreissig Ländern oder besitzen Mehrheitsanteile. Gleichzeitig will Xi den chinesischen Einfluss weltweit stärken. Mit Hilfe chinesischer Medien,

Denkfabriken und Kulturinstitute soll ein eigenes Narrativ von der zentralen Rolle Chinas in der Welt propagiert werden. Zum ersten Mal seit Mao spricht ein chinesischer Führer auch davon, dass China als Modell für andere Länder dienen könne. In Äthiopien und im Sudan etwa schulen chinesische Funktionäre ihre Kollegen im Umgang mit Medien und Propaganda.

Trump sucht Gemeinsamkeiten mit Peking

Für die meisten Länder ist das neue China ein schwieriger Akteur auf der internationalen Bühne. China ist führend in der Entwicklung und Anwendung sauberer Energie, beteiligt sich an Blauhelm-Missionen der Vereinten Nationen und ist ein wichtiger Motor für das globale Wirtschaftswachstum. Andererseits setzt es sich regelmässig über internationale Normen hinweg. China missachtet eine Entscheidung des Internationalen Schiedsgerichtshofs hinsichtlich seiner Souveränitätsansprüche im Südchinesischen Meer; Chinesen, die Staatsangehörige anderer Länder sind, werden verschleppt; und ausländische Unternehmen müssen ihre Technologie transferieren, wenn sie in China Marktzugang erhalten wollen. Darüber hinaus ist China zunehmend daran interessiert, die internationale Ordnung entsprechend seinen eigenen Interessen zu beeinflussen. So vertritt das Reich der Mitte in den globalen Verhandlungen über die Zukunft des Internets den Standpunkt, dass jeder Staat das Recht habe, auf seinem eigenen Territorium das Netz zu überwachen – eine Auffassung, die den Prinzipien der Globalisierung widerspricht, die Xi ansonsten in den höchsten Tönen lobt.

In Washington ist man weiterhin bemüht, Gemeinsamkeiten mit Peking zu finden. Präsident Trump betont seine persönliche Bewunderung für Präsident Xi, zu dem er ein freundschaftliches Verhältnis pflegen will. Auf der

internationalen Bühne will er mit China zusammenarbeiten – beispielsweise um zu einer Lösung der Nordkorea-Frage zu kommen. Gleichzeitig ist Amerika als eines der Länder, die seit mehr als siebenzig Jahren für die freiheitliche Weltordnung eintreten, zunehmend besorgt angesichts der Repressionsmassnahmen in China und der aussenpolitischen Ambitionen Pekings. All jene Kräfte, die in Amerika für eine robuste Politik gegenüber China plädieren – die Geschäftswelt und die Zivilgesellschaft –, sind durch Xis ausbleibende Unterstützung für ein positives Engagement geschwächt worden. Washington droht mit der Verhängung von Strafzöllen auf eine Reihe von chinesischen Gütern, hat Ermittlungen in Bezug auf chinesische Urheberrechtsverstösse und den aufgezwungenen Technologietransfer eingeleitet und erwägt eine deutliche Ausweitung des Mandats des US-Ausschusses zur Kontrolle von Auslandsinvestitionen. Ausserdem intensiviert Amerika seine Beziehungen zu Australien, Japan und Indien, nicht zuletzt als Antwort auf das immer selbstbewusstere Auftreten Pekings in der asiatisch-pazifischen Region.

Der jüngste Vorschlag des Zentralkomitees, die Begrenzung der Amtszeit des Staatspräsidenten aufzuheben, verweist auf Xis Entschlossenheit, seine Vision von der zentralen Rolle Chinas in der Welt zu verwirklichen. Wir müssen diese Vision ernst nehmen. Überall dort, wo Xis Politik einer friedlichen, stabilen und prosperierenden internationalen Gemeinschaft förderlich ist, sollten wir sie begrüssen – wo nicht, sollten wir sie ablehnen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Elizabeth C. Economy ist Senior Fellow und Direktorin der Asien-Abteilung des Think-Tanks Council on Foreign Relations. Ihre jüngste Arbeit, «The Third Revolution: Xi Jinping and the New Chinese State», wird im Mai 2018 bei Oxford University Press erscheinen.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Die Automobilbranche im Wandel

ab Montag, 12. März 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 19. März 2018, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

«Sie wollen den Wandel, jetzt»

Vor seinem Zürcher Auftritt hat Steve Bannon, ehemaliger strategischer Berater im Weissen Haus, in Italien die Wahlen beobachtet. Die *Weltwoche* hat ihn zu seiner Einschätzung der Wahlresultate befragt. Von Urs Gehrig

Sie kommen direkt aus Italien in die Schweiz. Was ist der Haupteindruck, den Sie von den Wahlen mitgenommen haben?

Es gibt Leute in Italien, die glauben, dass es sich um Provinzwahlen gehandelt habe und dass ihre Politik auf globaler Ebene nichts bedeute. Sie könnten damit nicht falscher liegen. Die Wahlen am Sonntag waren ein Erdbeben, noch erstaunlicher, als ich es vermutet hatte. Dies war übrigens der Grund, wieso ich nach Italien reiste: um mehr zu erfahren. Es lässt sich behaupten, dass der Wahlanteil der Populisten oder zumindest der Anteil der zum Populismus neigenden Wähler bei über 60 Prozent liegt. Man muss bedenken, wie gross die Fünf-Sterne-Bewegung und die Lega Nord noch vor einigen Jahren waren. Wer dies mit den Stimmenanteilen von heute vergleicht, der sieht, wie rasch diese Gruppierungen gewachsen sind. Dies ist ein populistischer Sieg, der als ein massives Signal an die permanente politische Klasse in Rom und, noch wichtiger, an dieselbe Klasse in Brüssel verstanden werden sollte: Die Leute wollen den Wandel.

Die populistischen Bewegungen, die zulegen, von den Fratelli d'Italia bis zu den «grillini», liegen inhaltlich weit auseinander. Was haben sie gemeinsam?

Gemeinsam ist ihnen die Opposition gegen das ganze Establishment. Sie wollen Souveränität für das italienische Volk, das ist der gemeinsame Faden. Wichtig ist, dass die Lega überall im Süden Wahlkampf geführt hat, und noch wichtiger ist die Erkenntnis, was sie in gewissen Regionen erreicht hat. In der Toskana, der traditionellen Hochburg der Linken oder von Mitte-links, kam sie auf 20 Prozent. Dies entspricht, auf amerikanische Verhältnisse umgemünzt, einem Sieg Trumps in Wisconsin. Im ganzen Land sieht man eine Ablehnung der Verhältnisse, so, wie sie sind. Wie ich schon vor den Wahlen gesagt habe, gibt es definitiv politische Differenzen zwischen der Fünf-Sterne-Bewegung und der Lega und auch einigen anderen populistischen Gruppen, aber das Signal an die europäische politische Klasse ist viel wichtiger: Die Leute, vor allem die Italiener, wollen den Wandel, und sie wollen ihn jetzt.

Was bedeutet dies für Europa?

Das Signal in Bezug auf Europa ist, dass die Londoner *Financial Times*, das *Wall Street Journal* und das, was ich die «Partei von Da-



«Eine Gemeinsamkeit, die mächtiger ist»: Bannon in Rom.

vos» nennen möchte, seit den französischen Wahlen etwas völlig unterschätzt haben: Es gibt wirklich eine populistische nationale Revolte, die unter Dampf steht. Dies ist ein weltweites Phänomen. Italien ist die dritt- oder viertgrösste Wirtschaftsmacht in Europa, ein unglaublich wichtiges Land, einer der Gründerstaaten des europäischen Projekts. In keinem anderen Land haben sich politische Führungspersonlichkeiten mehr für das europäische Projekt eingesetzt als in Italien. Diese Leute haben von den italienischen Wählern eine Absage erhalten. Ein Erdbeben, meiner Meinung nach, eine Erschütterung, eine tektonische Verschiebung, die in den

«Ein Erdbeben, meiner Meinung nach, eine Erschütterung, eine tektonische Verschiebung.»

nächsten Wochen und Monaten, wenn man in Italien eine Regierungsbildung versucht, anhalten wird.

Was waren Ihre hauptsächlichsten Beobachtungen im italienischen Wahlkampf?

Ich habe mich umgesehen. Ich traf mich mit zahlreichen Personen, die im politischen Geschäft sind. Ich hatte Gelegenheit,

mit gewöhnlichen Bürgern zu reden, und ich kann Ihnen sagen, dass die Leute den Wandel wollen, weil sie das gegenwärtige System für gescheitert halten. Sie wollen sich nicht länger mit schönen Worten abspeisen lassen. Für mich ist besonders wichtig, dass sie die Souveränität des Landes zurückhaben wollen. Italienische Bürger wollen, dass es die Italiener sind, die Entscheide treffen, die im besten Interesse Italiens sind.

Wenn man die Ergebnisse im rechten Lager anschaut, sieht man, dass die Lega stärker war als erwartet und sogar Silvio Berlusconi Forza Italia überflügelte. Ist Berlusconi am Ende?

Well, Berlusconi war der Trump vor Trump. Man darf Berlusconi nie abschreiben. Jeder, der behauptet, Berlusconi sei erledigt, macht einen grossen Fehler. Aber Tatsachen haben Folgen: Der Sieg der Lega über Forza Italia bedeutet, dass Salvini Berlusconi als De-facto-Leader der Rechten ablöst. Der Sonntag war eine Vertrauensabstimmung für Matteo Salvini, der die Partei übernommen hatte, als sie bei ungefähr 3 Prozent lag. Schauen Sie sich das Resultat an, das zu erreichen ihm gelungen ist! Offensichtlich wird es jetzt schwieriger für Berlusconi, den Königsma-

cher zu spielen. Es sieht so aus, als habe Cinque Stelle jetzt ein Mandat, zumindest eine Regierungsbildung zu versuchen.

Eine Möglichkeit wäre eine Koalition aus der Fünf-Sterne-Bewegung und Forza Italia. Was halten Sie davon?

Alle diese Möglichkeiten wird man erwägen. Meiner Ansicht nach wird Folgendes geschehen. Eine der Gründungslegenden von Cinque Stelle ist zwar die, dass die Bewegung nie eine Koalition eingehen werde. Aber warten wir ab! Jetzt hat sie nämlich die Gelegenheit, an die Macht zu kommen. Über 30 Prozent Stimmenanteil ist beeindruckend! Sie wird ein Mandat zur Regierungsbildung erhalten und versuchen, eine Koalition zusammenzubasteln.

Sie selber haben sich für ein Zusammengehen von Fünf-Sterne-Bewegung und Lega ausgesprochen. Gibt es da Gemeinsamkeiten, oder liegen sie nicht viel zu weit auseinander?

Die zwei populistischen Emporkömmlinge, die vor wenigen Jahren kaum existierten, haben in Italiens zentralistischem System den Partito Democratico und Forza Italia ersetzt. Die Fünf-Sterne-Bewegung hat etwas von ihrer euroskeptischen Rhetorik zurückgenommen. Aber ich denke, die Wählerschaft beider Parteien besteht aus

«Jeder, der behauptet, Berlusconi sei erledigt, macht einen grossen Fehler.»

Euroskeptikern. Sie fragen sich wirklich, was in Brüssel los ist. Natürlich sind gewisse politische Pläne der Parteien weit voneinander entfernt. Die Lega ist in der Migrantenfrage aggressiver. Doch was sie verbindet, scheint mir stärker als das, was sie trennt. Wichtig ist auch: Wenn sie sich finden, dann werden sich ihnen auch andere populistische Parteien anschliessen, was das Mandat zum Regieren stärkt. Siegen war der erste Schritt – etwas aufbauen, das siegreich sein kann. Schritt zwei nun beschäftigt sich mit der Art, wie zu regieren ist. Italien hat immer noch riesige Probleme. Probleme mit seiner Wirtschaft, ein massives Schuldenproblem und dann das gewaltige Problem der illegalen Einwanderung. Italien steht vor wirklich beängstigenden Problemen. In dieser Beziehung braucht es eine Regierungskoalition, die ein wirkliches Mandat hat. Wenn man diese Zahlen eines populistischen Aufschwungs sieht – wie gesagt, stimmten mehr als 60 Prozent für eine Absage an das Establishment –, dann ist dies eine Gemeinsamkeit, die mächtiger ist als das, was die beiden Parteien trennt.

Italien

Ende der liberalen Mitte

In Italien kommen sogenannte populistische Parteien zusammen auf über 50 Prozent. Das gab es noch nirgends – und es verheisst Hoffnung. Von Nicholas Farrell

Die Populisten haben einen grandiosen Sieg errungen, die Linken eine krachende Niederlage kassiert. Doch für ein Verständnis der politischen Landschaft in Europa reichen die herkömmlichen Begriffe «links» und «rechts» nicht mehr aus. Populisten können sowohl Linke als auch Rechte sein, genauso wie der Rest der Bevölkerung.

Die italienischen Wähler haben am Sonntag vor allem der Tyrannei der politischen Mitte den Todesstoss versetzt. Sie haben endlich «Basta!» gesagt, denn sie haben genug von Regierungen, die einfach immer weitermachen. Die seit Jahrzehnten tonangebende Mitte hat die materielle und moralische Verarmung der Italiener zu verantworten.

Auf die beiden populistischen Parteien, die Fünf-Sterne-Bewegung und die Lega, entfielen mehr als 50 Prozent der Wählerstimmen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist dies noch nie in einem grossen europäischen Land passiert.

Die liberale Elite wird nun alles in ihrer Macht Stehende tun, um diesen populistischen Aufstand zu sabotieren. Der Begriff «liberal», der so oft verwendet wird, steht aber nicht einfach für die Linke – er bezeichnet etwas viel Gefährlicheres.

Wie der Molotow-Ribbentrop-Pakt

Tatsächlich repräsentiert die liberale Elite ein Bündnis zwischen der internationalistischen Linken und der globalen kapitalistischen Rechten, eine Allianz so unheilig wie der Molotow-Ribbentrop-Pakt von 1939 zwischen den Sowjets und den Nazis. Die internationalistische Linke sieht im Nationalstaat die Wurzel allen Übels, während die globale kapitalistische Rechte den Nationalstaat als Hindernis betrachtet, das der Profitmaximierung im Wege steht. Gegen diese Allianz kämpft der Populismus – in Italien und anderswo.

Bei den Wahlen am vergangenen Sonntag wurde der Partito Democratico (PD) deutlich abgestraft. 2013 hatte die Partei noch 29 Prozent der Wählerstimmen errungen und konnte eine Regierung zusammenschustern. 2014 kam die Partei auf 40 Prozent, am vergange-



Herber Schlag: Parteichef Renzi.

nen Sonntag waren es nur noch 18 Prozent. Ihr Vorsitzender, Matteo Renzi, der als italienischer Tony Blair verkauft und im Oktober 2016 von Präsident Barack Obama als Europas vielversprechendster junger Politiker gelobt wurde, trat zwei Monate später als Ministerpräsident zurück, nachdem er ein Verfassungsreferendum falsch eingeschätzt und verloren hatte. Sein Nachfolger wurde der damalige Aussenminister Paolo Gentiloni.

Doch Renzi verschwand nicht von der Bühne. Im Gegenteil, seine Partei nominierte ihn als Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten. Am Montag, nach dem Wahldebakel, kündigte er seinen Rücktritt als Parteivorsitzender an.

Ein herber Schlag waren die Wahlen auch für Silvio Berlusconis Forza Italia, der laut Umfragen ein besseres Ergebnis zugetraut wurde als der Lega, ihrem Koalitionspartner. Doch sie kam auf nur 14 Prozent.

Sowohl die Fünf-Sterne-Bewegung als auch die Lega sind gegen die EU, gegen die Gemeinschaftswährung und gegen illegale Einwanderung, aber beide sind einander spinnefeind.

Um eine parlamentarische Mehrheit zu erlangen, muss eine Partei beziehungsweise Koalition auf mindestens 40 Prozent der Wählerstimmen kommen. Also werden die italienischen Politiker in den nächsten Wochen versuchen, mit allen möglichen Schachzügen, Mauscheleien und Unaufrichtigkeiten eine Regierung zu bilden. Aber am Ende wird es eine populistische Regierung sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Tamara Funciello über die brisanten Themen des Monats

Donnerstag, 22. März 2018

Ort: Restaurant «Zum Äusseren Stand», Zeughausgasse 17, Bern

Beginn: 18.30 Uhr, Türöffnung: 17.30 Uhr

Anmeldung bis 20. März erforderlich an:
ontheroad.funciello@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:
Genauere Informationen folgen.

Imperialismus à la chinoise

Von Hansrudolf Kamer — Chinas Macht weckt Widerstände – in Amerika, aber auch in der Nachbarschaft. Vor allem Indien modernisiert sein Militär und baut seine Stellung im Indischen Ozean aus.



Mit Chinas Aufstieg verschieben sich die geopolitischen Gewichte. Das beunruhigt nicht nur die Amerikaner, die ihre Strategien überprüfen, sondern auch die asiatische Nachbarschaft. «We fed the tiger, and created a monster», meint der alte Nixon-Mann Pat Buchanan, der im letzten Jahrhundert die epochale Wende seines Chefs als Redenschreiber im Weissen Haus miterlebte.

In der grossen Halle des Volkes in Peking tagt zurzeit der Nationale Volkskongress mit seinen rund 3000 Delegierten, der die Beschlüsse des jüngsten Parteitags abnicken wird. Das betrifft unter anderem die graduelle Machtkonsolidierung des grossen Führers Xi Jinping, der nun das – weitgehend zeremonielle – Präsidentenamt über das Jahr 2023 hinaus behalten darf.

Das ist noch nicht die Mao-Diktatur, doch vielleicht ist der Anfang gemacht. Xi scheint getrieben, die alte Grösse Chinas wiederherzustellen. Der Zeitpunkt scheint ihm günstig, weil Amerika seit der Finanzkrise schwächelt und Präsident Trump sich geopolitisch erst beweisen muss.

Chinas Reformler Deng Xiaoping hatte der Kommunistischen Partei ein Korsett für geordnete Führungswechsel verpasst, die innerparteilichen Konflikte gemanagt und damit – nach dem Tiananmen-Massaker 1989 – eine relativ lange Periode der Ruhe und Stabilität eingeleitet. Sämtliche Parteiführer bis und mit Hu Jintao verdanken ihre Posten seinem Einfluss. Xi Jinping nicht mehr. Er rüttelt am Gerüst, stellt, wo er kann, seine Gegner kalt, fördert den Personenkult. Dengs sogenannte Institutionalisierung scheint an ihr Ende zu kommen.

Innere und äussere Entwicklung hängen zusammen. Die Maxime Dengs, aussenpolitisch keine Wellen zu werfen und keine schlafenden Hunde zu wecken, wird nicht mehr beachtet. Die wirtschaftliche Potenz, die wachsende Militärmacht und der politische Schattenwurf generieren eine arrogante Unbekümmertheit, die in ganz Asien und im Pazifikraum spürbar ist und Reaktionen auslöst.

Alte Muster werden sichtbar. Der grosse Rivale in Asien ist Indien, der traditionelle Gegner ist Japan, und beide finden zusammen.

Vietnam, die Kämpfation, sucht die Nähe der China-Gegner. Nicht zu unterschätzen ist Taiwan, das sich unter Trump wieder mehr Hoffnung auf Rückenstärkung macht. Die übrigen – die Philippinen, Indonesien, Malaysia – sitzen auf dem Zaun und warten ab. Die westlichen Alliierten Australien und Neuseeland spüren seit langem Chinas heissen Atem.

Indien hat im Krieg gegen China 1962 eine schmerzliche Niederlage erlitten, was unvergessen ist. Deng holte sich aber 1979 mit seiner Strafexpedition in Vietnam eine blutige Nase. Die Grenze im Himalaya ist weiterhin strittig. Im Sommer letzten Jahres stoppten in Donglang, das zu Bhutan gehört, indische Truppen den chinesischen Versuch, eine Strasse in einem historisch umstrittenen Gebiet zu bauen. Der Zwist geht zurück auf die Grenzziehung zwischen dem britischen Empire und China im Jahr 1890.

Um Indien und Amerika zu ärgern, unterstützt China Pakistan und zieht es zunehmend in seinen Orbit. Die Turbulenzen in Afghanistan und in der eigenen Provinz Xinjiang sollten allerdings zur Vorsicht mahnen. Aber – das alles scheint das Reich der Mitte nicht weiter zu berühren. Es fühlt sich imstande, sein Umfeld zu beherrschen und sogar auszuweiten.

Die noch andauernde Krise auf den Malediven ist eine Probe aufs Exempel. Vor kurzem

ist der Ausnahmezustand im tropischen Ferienparadies verlängert worden, der dem autokratischen und islamistischen Präsidenten Abdullah Yameen dazu dient, politische Gegner zu verhaften. Letzte Woche wurden regierungskritische Richter eingebuchtet, die den Autokraten aufgefordert hatten, politische Gefangene freizulassen.

Neben den üblichen Gratisbekundungen aus aller Welt, auf den Malediven sei die Demokratie in Gefahr und müsse wiederhergestellt werden, ist das nichts weiteres als ein Ringen um Einfluss der beiden asiatischen Riesen. Die Malediven gehören zur traditionellen Interessensphäre Indiens. Unter Rajiv Gandhi hatte es 1988 militärisch interveniert, um einen Putsch gegen die Regierung niederzuschlagen.

Aus Maos Exzessen lernen

China versucht seit langem, die Inselgruppe in seinen Einflussbereich zu ziehen, und war damit in den letzten Jahren recht erfolgreich. Peking warnte bereits vor einem Eingreifen äusserer Mächte. Indien zögert und verweist darauf, dass die Verhältnisse nicht mehr die gleichen seien wie vor dreissig Jahren.

Das chinesische Mittel ist die Einschüchterung, alternierend mit wirtschaftlichem Werben. Mit seiner historischen Tradition sieht sich China unter Xi wieder als Instrument, die «regionale Harmonie» unter seiner Führung herzustellen. Auf dem Weg dahin müsste der neue Kaiser indes beweisen, dass er von Maos Exzessen gelernt hat und China kein Monster ist. Sonst ergeht es ihm wie dem Riesen Gulliver im Lande der Liliputaner, so wie es Jonathan Swift einfühlsam beschrieben hat.



Rütteln am Gerüst: Deng-Xiaoping-Plakat in Shenzhen.



Inside Washington

Live aus dem Weissen Haus

Nach Twitter kommt TV: Akt zwei der Trump-Show.

Präsident Trump hat eine neue Kommunikationsstrategie: live auf Sendung gehen, Politikdebatten im Fernsehen direkt übertragen, mit Beamten und einfachen Bürgern, die dem Präsidenten ihre Ansichten, Klagen, Erfahrungen und Wünsche vortragen. Die *New York Times* hat unter dem Titel «Live aus dem West Wing: Trump zieht den Vorhang hoch» hinausposaunt: «Genauso wie seine feurigen, unbekümmerten Wahlkampfkundgebungen sind die <Zuhörsitzungen> des Präsidenten eine Methode, Trumps Instinkte für Reality-Shows mit seinem nächsten Akt als Politiker zu verknüpfen.»

Linke Kritiker des Präsidenten tun die Kameraauftritte im Weissen Haus als leere Show-Einlagen eines Showmans ab. Seine rechten Verbündeten im Kongress befürchten jedoch, dass die Shows vielleicht doch allzu realistischer Ausdruck seiner politischen Instinkte sind.

Letzte Woche bei einem Treffen wegen Schiessereien an Schulen und anderswo, meinte Trump, dass seine eigene Partei Angst vor der Waffenlobby habe. Wörtlich sagte er:

«Ich möchte Waffen frühzeitig aus dem Verkehr ziehen. Nehmt erst die Waffen weg, dann fangt mit dem rechtlichen Prozess an.»

Der republikanische Senator Ben Sasse aus Nebraska, schon lange ein Trump-Kritiker, kommentierte bissig:

«Starke Führer stimmen nicht automatisch dem zu, was sie zuletzt gehört haben. Wir werden keine verfassungsmässigen Garantien einfach über Bord werfen, nur weil die letzte Person, mit der der Präsident heute gesprochen hat, sie nicht mag.»

Theater oder Politik – die Trump-Show wird live aus dem Weissen Haus ausgestrahlt. Und wie bei allem, was mit Trump zu tun hat, schaut Washington gebannt zu und kann auf keinen anderen Kanal umschalten. *Amy Holmes*

Blufft Putin?

Russland verfolgt militärisch hochfliegende nukleare Aufrüstungspläne. Was ist von Wladimir Putins Atomwaffenprogramm zu halten? Ein nüchterner Blick auf dessen Rede vom 1. März. *Von Peter Forster*

Knapp drei Wochen vor der Präsidentenwahl hat der russische Autokrat Wladimir Putin fünf Atomvorhaben vorgestellt. Er versah sie allesamt mit dem Etikett «besonders furchterregend». Blufft Putin? Oder läuft es erneut nach dem Muster, das wir seit 2015 von den konventionellen Waffen T-14, T-15, 2S35 Koalizija-SW und T-50 kennen? Der Westen ruft: «Alles nur Schein» – doch später stellt sich heraus: Den russischen Konstrukteuren war revolutionär Neues gelungen.

Bei den von Putin erwähnten fünf Projekten handelt sich um den Gefechtskopf Awangard, der mit Hyperschallgeschwindigkeit fliegen soll; die Hyperschallrakete Kinschall (Dolch), die vom kampfwertgesteigerten MiG-31 abgeschossen wird und eine Reichweite von 2000 km erreichen soll; die nuklear bewaffnete Unterwasserdrohne Status-6, auch Status-B; ein atomar angetriebenes Cruise-Missile ohne Namen mit enormer Reichweite; die Interkontinentalrakete RS-28 Sarmat (Nato-Code Satan-2).

Westliche Experten zweifeln

Beginnen wir mit dem bekanntesten Projekt, der RS-28 Sarmat. Putin führte im Wortlaut aus, Sarmat befinde sich «in der aktiven Testphase». Russland versehe die Rakete mit einem Selbstschutzsystem, das Tausende von 30-mm-Geschossen ausstosse. Zudem soll das neue Flab-System S-500 die Sarmat-Silos schützen. Der kritische russische Militärexperte Alexander Golz erinnert daran, dass die alte Satan-1 aus ukrainischer Produktion stammt. Es werde Zeit vergehen, bis die Raketenstreitkräfte Satan-2 in Betrieb nähmen. Amerikanische Experten bezweifeln, dass Sarmat schon geflogen sei. Die Geheimdienste der USA hätten einen Flugtest wohl gemeldet. Die russische Regierung wies die Vorwürfe der Vereinigten Staaten zurück, Sarmat verletze Verträge zur Waffenkontrolle.

Der Überschallraketen-Komplex Kinschall rast laut Putin mit zehnfacher Schallgeschwindigkeit (Mach 10) 2000 km weit ins Ziel und sei im Dezember 2017 der Truppe übergeben worden. Sie weiche gegnerischen Abwehrsystemen aus und treffe ausserordentlich genau.

Westliche Experten bezweifeln, dass Kinschall bereits operationell sei. Überdies könne Kinschall von russischem Territorium aus in den USA nur Alaska erreichen – oder die amerikanischen Stützpunkte auf Kreta und am Persischen Golf. Allerdings übersehen die Kritiker, dass nicht nur russische Unterseeboote, son-

dern auch russische Flugzeuge immer wieder zu beiden Küsten der Vereinigten Staaten vorstossen. Eine Zeitlang gehörten Flüge von Tu-95- und Tu-160-Fernbomben entlang der Ostküste zur russischen Routine.

Vom geheimnisumwitterten Hyperschall-Gefechtskopf Awangard schwärmt Putin, er fliege «wie ein Feuerball» auf sein Ziel zu. Weil seine Flugbahn in einer Höhe von Dutzenden von Kilometern über der Erde verlaufe, weiche er allen Abwehrsystemen aus. Die Testphase sei mit Erfolg abgeschlossen worden. Nach westlichem Schema wird auch im Fall des neuen Gefechtskopfs Putins farbige Beschreibung angezweifelt. Stärker noch hinterfragen die Kritiker jedoch die Aussage, Awangard habe die Tests erfolgreich bestanden. Warum, fragen Putins Gegner, hat Russland die Awangard-Versuche vor dem Westen geheim gehalten

Vollends hart ins Gericht gehen die Kritiker mit Putins Unterwasserdrohne. Gemäss Putin ist Status-6 oder Status-B – dies die vorläufigen Bezeichnungen – atomar angetrieben und nuklear bewaffnet. Die neue Waffe gleicht einem Torpedo und soll so schnell, wendig und weitreichend sein, dass sie den Gegner unterlaufe.

Admiral Wladimir Koroljow, der Befehlshaber der russischen Kriegsmarine, doppelte nach: Die Drohne verschaffe Russland mit den neuen Unterseebooten der Borei-Klasse einen Vorsprung. Sie greife gegnerische Flugzeugträger, Flottenverbände und Stützpunkte in Küstennähe an. Die Explosion löse eine atomar verseuchte Flutwelle aus und verwüste Landstriche entlang der Küste.

Neuer namenloser Marschflugkörper

Diesem furchterregenden Szenario begegnen Beobachter mit Zweifeln. Eine derartige Unterwasserdrohne brauche Stunden, ja Tage bis ins Ziel. Weil nicht mit Funk ausgerüstet, könne sie nicht zurückgerufen werden. Das Risiko atomarer Unfälle sei unverhältnismässig gross. Das Torpedo-Geschoss entfalte erst seine Wirkung, wenn das atomare Armageddon schon vorbei sei. Und schliesslich: Status-6 sei keine Waffe, sondern «eine Strafe des jüngsten Gerichts».

Nicht ganz so dick, aber doch deftig tragen die Zweifler auf, wenn sie das fünfte Vorhaben zerzausen: das nuklear angetriebene Cruise-Missile noch ohne Namen. Laut Putin weicht der neue Marschflugkörper jeder feindlichen Raketenabwehr spielend aus. Er sei nicht zu



Aufrüstung mit aller Macht: Präsident Putin.

bremsen, er fliege unerhört weit. Das Geschoss wiege wenig. Ein atomarer Reaktor treibe es an.

Über den namenlosen Marschflugkörper ist im Westen nur so viel bekannt, dass er erprobt worden sei – gemäss Putin mit Erfolg. Dennoch hausieren die härtesten Widersacher des Präsidenten mit der Behauptung, das neue Cruise-

Missile existiere überhaupt nicht. Es sei unmöglich, in einem Marschflugkörper einen atomaren Antrieb einzubauen.

Sollte ein solches Cruise-Missile entgegen Putins Aussage, es sei gar nicht abzuschliessen, getroffen werden, würden unbeabsichtigt Gebiete verseucht. Überhaupt hätten die her-

kömmlichen Waffen Tomahawk (USA) und Kalibr (Russland) einen Stand erreicht, der sie sicherer und effektiver mache als Putins angekündigtes Geschoss. Putins Rede sei eine «ungeheure Blödheit».

Zurück zur Grossmachtrolle

Das ist dicke Post. Ob der Westen aber der russischen Bedrohung mit solchen Anwürfen angemessen begegnet, muss umgekehrt auch angezweifelt werden. Die Polemik nicht zuletzt deutscher Beobachter erinnert an Aussagen der gleichen Auguren, nachdem 2015 die ersten T-14-Armata-Kampfpanzer über den Roten Platz gerollt waren: «Alles nur Bluff», «kein wirklicher Fortschritt», «ein Potemkinsches Dorf».

Seit Putin 2000 das Zepter übernommen hat, strebt Russland erneut beharrlich nach seiner alten Grossmachtrolle. Putin rüstet mit aller Macht auf: konventionell und, wie wir jetzt wissen, auch nuklear. Vor den Wahlen mag Putin die atomare Keule schwingen; und die meisten seiner Vorhaben harren der Vollendung. Doch vor Russlands Hochrüstung den Kopf in den Sand zu stecken, ist die falsche Antwort. Der Westen tut gut daran, Russlands militärisches Erstarken zur Kenntnis zu nehmen, bevor es zu spät ist.

Peter Forster ist Chefredaktor der Militärzeitschrift *Schweizer Soldat*.

Giardini

LEBEN
IM
GARTEN

14.-18. MÄRZ 18
MESSE
ZÜRICH

20th
EDITION

JUBILÄUMSAUSGABE

Das Garten-
erlebnis
des Jahres.

Feiern Sie mit uns die 20. Ausgabe
des europaweit einzigartigen Garten-
ereignisses und erleben Sie die
neusten Trends für Garten, Terrasse
und Balkon mit all Ihren Sinnen.

giardina.ch/tickets



Mehr als ein softpornografisches Bonbon? «Die Ruhepause der Modelle» von Félix Vallotton (1905).



Ikone der Woche

Blau wie die Blume

Von Claudia Schumacher

In seinem Ölgemälde «Le repos des modèles» (1905) reflektierte der in Lausanne geborene Félix Vallotton sein Schaffen. Porträt, Akt, Interieur, Stilleben und Landschaftsmalerei: Geschickt fasst er darin seine Themen zusammen. Dazu Bilder im Bild: Der Spiegel zeigt den Raum, die Frauen und zwei Bilder Vallottons, eines seiner Eltern und das einer Flusslandschaft. Der Fluchtpunkt der Komposition ist die blaue Blume, auch die beiden Frauen blicken auf das Symbol der Romantik. Obwohl die Frauen ebenso schön wie nackt sind, bleibt die Temperatur des Bildes kühl, ein wenig melancholisch, blau wie die Blume eben. Womit Vallottons Schaffen inhaltlich, aber auch atmosphärisch gut verbildlicht wäre, und das in einer Bildordnung, die ebenso gewitzt wie ästhetisch wirkt. – Oder etwa nicht? Sehen wir vielleicht etwas ganz anderes?

Abhängen und reden

Welche Funktion nehmen die Frauen im Bild ein? Sind sie mehr als dekorative Elemente, mehr als ein softpornografisches Bonbon auf einem Bild, das ein Mann für vornehmlich männliche Betrachter malte?

Am besten nimmt man in die Ausstellung «Women – Frauenbilder durch die Jahrhunderte» jemanden zum Reden mit. Das Kunstmuseum Winterthur schaut momentan in seiner Ausstellung die eigene Sammlung an, klopft sie ab auf das Frauenbild, wie es über Jahrhunderte vor allem männliche Künstler prägten. Die Autoren der gezeigten Werke reichen von den Altmeistern über Bonnard und Vallotton bis hin zu zeitgenössischen Künstlerinnen wie Pipilotti Rist oder Sylvie Fleury. Das Kunstmuseum Winterthur schafft damit auf friedliche Weise einen Diskussionsraum, wie ihn auch die Manchester Art Gallery schaffte, allerdings auf provokative Art: Dort wurde als eigenständiger Kunstakt vorübergehend das Waterhouse-Gemälde «Hylas und die Nymphen» abgehängt, um Platz zu machen für eine Diskussion über die Darstellung von Frauen in der Kunst. Auch wenn sich keine KunstliebhaberIn wünschen kann, dass Museen ihre historischen Sammlungen im Zuge der #MeToo-Debatte dauerhaft zensieren, so ist es klug, über stereotype Darstellungen von Frauen nachzudenken. Da spielt auch «Le repos des modèles» wieder schön hinein: Frauen, die sich vom männlichen Blick abwenden und sich eine Gesprächspause gönnen. Nackt und ehrlich: So gehört sich das auch für eine gute Kunstdebatte.

Women – Frauenbilder durch die Jahrhunderte. Kunstmuseum Winterthur, 24. Februar bis 17. Juni 2018.

Seismograf des Schweizer Musikgeschmacks

Die Branche darbt, doch der Produktionsfirma Hitmill läuft es prächtig. Gründer Roman Camenzind hat mit Baschi, Bligg, Pegasus und anderen das Rezept gefunden, um Schweizer Hits zu produzieren. *Von Rico Bandle*

Der erfolgreichste Musikproduzent der Schweiz hat eine erstaunliche Eigenheit: Er mag keine Konzerte. «Ich langweile mich da zu Tode», sagt Roman Camenzind. Dabei hat er als Frontmann der Band Subzonic einst selbst vor Tausenden von Zuschauern gespielt. «Vor einem Riesenpublikum zu stehen, ist gigantisch. Aber im Publikum? Das interessiert mich einfach nicht.» Schon in seiner Jugend hätten ihn Konzerte eher abgestossen. «An Open-Air-Festivals fängt es spätestens ab dem zweiten Tag so richtig an zu stinken.»

Wir sitzen in einem schmucklosen Sitzungszimmer in einem schmucklosen Gebäude im Zürcher Langstrassenquartier. Roman Camenzind erscheint überraschenderweise mit kurzen Haaren, bis vor wenigen Wochen trug er sie noch lang, stets zu einem Dutt hochgebunden, wie der Fussballer Zlatan Ibrahimovic.

Die grösste Leistung von Subzonic bestand darin, das Monopol der Berner Bands aufzubrechen.

«Ich habe die Haare vor zwei Monaten abgeschnitten, als Geschenk für meine Frau», sagt er. In diesem Haus also entstanden die Hits von Baschi («Bring en hei»), Bligg («Rosalie»), Pegasus («Skyline»), Adrian Stern («Amerika»), Heimweh, den Schwiizergoofe und vielen mehr. «Wer zu uns kommt, sucht den Erfolg», sagt Camenzind. Und die zwanzigjährige Geschichte des Studios zeigt: Sie finden ihn auch. Immer wieder. Die Tonträger aus dem Hitmill-Studio liefern ein präzises Abbild des Schweizer Massengeschmacks.

Die Einnahmen der Musikindustrie sind in den letzten Jahren eingebrochen: Es werden kaum noch Tonträger verkauft, und über Streaming-Dienste wie Spotify ist kein Geld zu verdienen. Bei Hitmill aber läuft es hervorragend. Die Produktionsfirma kann es sich leisten, Kunden abzulehnen. Camenzind sagt, dass die meisten Akteure in der Musikindustrie den Fehler machten, sich auf die jungen Zielgruppen zu konzentrieren. «Aber es kommt niemand mehr an die Jungen heran. Der Markt für die Zwölf- bis Vierzigjährigen ist eine riesige Blackbox.»

Der Musikbranche geht es damit gleich wie den traditionellen Medien und der Werbung: Verzweifelt versuchen alle, die Jungen anzu-

sprechen. Mit bescheidenem Erfolg. Erst recht kommt niemand mehr an deren Geld heran, denn konsumiert wird gratis. «Früher konnten wir Künstler im Fernsehen auftreten lassen und Print-Inserate schalten. Heute nützt das nichts mehr, die jungen Leute schauen sich das nicht an.» Nicht einmal mehr das Radio – einst unabdingbar, um einen Song bekanntzumachen – bringe etwas. Die Einzigen, die Zugang hätten zu den Jungen, seien Instagram und Youtube. «Diese grossen, global tätigen Plattformen taugen für die Promotion von internationalen Künstlern, nicht aber für solche, die sich auf den Schweizer Markt konzentrieren», sagt Camenzind.

Anstatt wie andere sein Leid darüber zu klagen, hat sich Hitmill der veränderten Situation angepasst und setzt den Fokus auf das Publikum vierzig plus. «Das ist zwar weniger sexy, aber an diese Leute kommen wir heran. Und sie sind auch noch bereit, für Musik Geld auszugeben.» Auch genretechnisch kennt Hitmill keine Berührungsängste: Pop, Schlager, Volksmusik, Kinderlieder – alles ist möglich, oft auch kombiniert. Das ländliche, ältere Publikum schaut noch Fernsehen, hört Radio. Und kauft CDs. Camenzind, der hippe Musikproduzent aus dem trendigen Zürcher Kreis 5, ist uneitel genug, diese oft verkannte Zielgruppe ernst zu nehmen.

«Auch DJ Bobo fand ich cool»

Für alles offen zu sein, das gehörte schon immer zum Wesenszug Camenzinds. Er ist 1976 geboren, die für den Musikgeschmack entscheidenden Teenagerjahre durchlebte er also in den neunziger Jahren. Damals gab es auf den Pausenplätzen drei grössere Fraktionen: Die Hip-Hopper, die Rocker und die Raver, die der elektronischen Musik zugeneigt waren. Camenzind interessierte sich für alle Musikrichtungen gleichermassen, wollte sich keiner Gruppe zuordnen. «Mir gefielen die Red Hot Chili Peppers, Metallica, Guns 'n' Roses, die Beastie Boys. Aber auch DJ Bobo fand ich cool.»

In seiner Band Subzonic, die er mit sechzehn Jahren gründete, waren alle Richtungen vertreten: Der Gitarrist war ein typischer Rocker mit langer Mähne, der DJ brachte Hip-Hop-Beats ein. Frontmann Camenzind pflegte eine Art Sprechgesang. Mit dem Zuzug der Sängerin Myrto Joannidis bekamen die Songs später einen poppigen Anstrich, selbst einige DJ-



Musiker, Mentor, Produzent: Roman Camenzind



Verwandlung zum Volks-Rapper: Bligg.

Bobo-Klavierparts fanden Einzug in die Arrangements.

In den dreizehn Jahren ihres Bestehens gewann Subzonic drei Goldene Schallplatten. Ihr bekanntester Song, «Titelgschicht», hielt sich 33 Wochen lang in der Hitparade. Die grösste Leistung der Band bestand aber darin, mitgeholfen zu haben, das Monopol der



in seinem Studio im Zürcher Kreis 5.



Eigener Stil: Pegasus.



Erfolgreichster Pop-Song der Schweiz: Baschi.

Berner Bands auf erfolgreichen Mundartpop aufzubrechen.

Bei Subzonic waren schon die wichtigsten Elemente vorhanden, die bis heute zum Erfolgsrezept von Hitmill gehören: die Überwindung der Genre-Grenzen und der Fokus auf die Mundart. Camenzind empfiehlt allen Musikern, in ihrer Muttersprache zu singen.

«Wenn dir der Songtext wichtig ist, so solltest du ihn in jener Sprache schreiben, in der dein Wortschatz am grössten ist», sagt er. Dies nicht nur, weil man sich in der Muttersprache besser ausdrücken kann, sondern auch, weil die Erfolgsaussichten grösser seien: «Jeden Tag erscheinen dreitausend englischsprachige Songs. Da irgendwie zur Geltung zu kommen,

ist für einen Schweizer fast unmöglich.» Zu glauben, mit englischsprachigen Texten könne man leichter auf dem Markt Fuss fassen, sei ein weitverbreiteter Trugschluss.

Camenzinds Geschäftssinn – der gemäss vielen Beobachtern noch ausgeprägter sein soll als seine Musikalität – kam schon früh zum Ausdruck. Im Buch von Rainer Kuhn zum 20-Jahre-Jubiläum von Hitmill erzählt

«Roman und sein Team haben von Anfang an gecheckt, was einen guten Song ausmacht.»

Camenzind, wie er als Kind vor der Züspar-Messe die herausströmenden Leute um ihr Billett anbettelte. Die gesammelten Eintrittskarten verkaufte er dann weiter, zur Hälfte des regulären Preises. 1400 Franken habe er so an nur zwei Tagen verdient. Mit dem Geld kaufte sich der Junge einen Bass und einen Verstärker, um in einer Band dabeisein zu können.

Kartoffelsack zum Popstar machen

Heute wird ihm dieser Geschäftssinn oft zum Vorwurf gemacht. Hitmill sei eine Fließbandfabrik ohne künstlerischen Anspruch. Die beteiligten Produzenten – neben Camenzind sind das Fred Hermann und Georg Schlunegger – würden alles für Geld machen, sich prostituieren. Natürlich steckt in solchen Vorwürfen gegen den Branchenprimus immer Neid. Aber ist da nicht etwas dran? Sicher ist: Hitmill grenzt sich nicht ab vom Kommerz. Kunden, die Musik für einen Werbespot in Auftrag geben, werden genau gleich behandelt wie Bands.

Würde Hitmill auch ein Antitalent zum Popstar machen, wenn die Bezahlung stimmt? Entsprechend dem berühmten Werber-Bonmot, dass man mit einer Million Franken einen Kartoffelsack zu einem Bundesrat machen könne? Camenzind widerspricht. «Wir lehnen einen Grossteil der Kunden ab.» Wenn man sich entscheide, einen Auftrag anzunehmen, so arbeite man mindestens zwei Monate intensiv mit dem Künstler zusammen. «Täglich mit jemandem stundenlang im Studio zu sitzen, von dem man findet, der kann nichts, oder mit dem man sich nicht versteht, ist eine Tortur. So kann nichts Gutes entstehen.»

Krokus-Gründer, Produzent und Songwriter Chris von Rohr ist mit Roman Camenzind seit vielen Jahren befreundet. Letztes Jahr haben die beiden in der TV-Sendung «Songmates» gemeinsam innerhalb von zwei Tagen einen Sommersong komponiert und aufgenommen. Wie die beiden Routiniers mit vollem Elan in kurzer Zeit einen Song herzauberten, war ein Feuerwerk der Kreativität und Lebensfreude. Unabhängig voneinander sagen beide, das Projekt sei das schönste gewesen, das sie seit langem gemacht hätten. >>>

«Wir zwei verstehen uns blind, ergänzen uns perfekt», sagt von Rohr. «Er, der moderne Technik-Zampano, der Paganini der Pro Tools, und ich, der Vintage-Dude mit dem Hang zum Urigen – eine sehr reizvolle Mischung.»

Die «Factory-Arbeitsweise» von Hitmill sei trotzdem nicht unbedingt sein Ding. Lieber schwelgt von Rohr in Nostalgie, schwärmt von den klassischen Rockbands, bei denen die Songs auch im Zusammenspiel entstanden, beim nächtelangen Jammen. «Wenn gute Musiker zusammen in einem Raum um gute Musik ringen, so hat das oft eine andere Energie, als wenn man es am Computer macht.»

Bei allen Unterschieden – von Rohr findet nur lobende Worte für Camenzind. «Roman und sein Team haben von Anfang an gecheckt,

Camenzinds Credo: «Lass dich nicht von Leuten beeinflussen, die deine Musik eh nicht kaufen.»

was einen guten Song ausmacht», sagt er. «Er verfügt über ein ausgeprägtes Feeling für Melodie und Harmonie.» Der Hitmill-Chef wisse, wie man die Herzen der Leute treffe, wie man sie berühre – und genau darum gehe es in der Musik.

Bliggs Verwandlung

Camenzinds grosse Stärke ist sein Auge für das verborgene Potenzial von Künstlern. Er entdeckt Stärken in ihnen, von denen sie selbst nichts wussten. Bestes Beispiel dafür ist Bligg. Aus dem düsteren Rapper, der bloss ein Nischenpublikum ansprach, machte Camenzind einen der populärsten Musiker der Schweiz, der landauf, landab die grossen Säle füllt. Wie es dazu kam, ist typisch für Camenzind: Er sah Bligg in der Fernsehsendung «Die grössten Schweizer Hits», in der die SRF-Redaktion Künstler dazu animierte, eigene Songs gemeinsam mit Musikern anderer Genres vorzutragen. Bligg rappte in Begleitung der Appenzeller Streichmusik Alder. Camenzind war begeistert, rief Bligg an und überzeugte ihn, eine ganze Platte in diesem Stil zu machen. Das Resultat, «o816», landete umgehend auf Platz eins der Schweizer Hitparade und erreichte Fünffach-Platin mit über 140 000 verkauften Exemplaren. Der coole Rapper aus Zürich Schwamendingen hatte sich zu einem Volkskünstler verwandelt.

Während Camenzind für die grossen Linien zuständig ist, übernimmt sein Partner Fred Hermann meist die Feinarbeit. Das war bei Bligg der Fall, aber auch bei Pegasus. Die Bieler Erfolgsband klang stark wie die Beatles, bevor Hitmill ihr zu einem eigenen Stil verhalf. Sänger Noah Veraguth erzählt, wie dies vor sich ging: «Roman hat sich unsere Songs angehört und dann eine Vision entwickelt, was man mit ihnen machen könnte.» Der Produzent moti-

vierte die Band, Neues auszuprobieren, sich für andere Genres und Stile zu öffnen. Die Hauptarbeit im Studio allerdings habe dann Fred Hermann übernommen. «Fred kann stundenlang an einer kurzen Passage herumtüteln, bis sie perfekt ist», schwärmt Veraguth. Camenzind sei eher der Mentor gewesen, der bei den Aufnahmen alle paar Tage vorbeigekommen sei. «Er hörte sich die Sachen an, konnte dann ganz präzise sagen, was ihn störte, wo es noch Verbesserungspotenzial gab – und verschwand dann wieder.» Die CD «Human. Technology 2.0» wurde die bis dahin erfolgreichste der Band.

Den grössten Hit allerdings, den das Hitmill-Studio in den zwanzig Jahren seines Bestehens hervorgebracht hat, ist Baschis «Bring en hei» (2006). Die Fussballhymne des Baseli-Sängers steht auf der ewigen Bestenliste der Schweizer Hitparade auf Rang 19 und ist damit der erfolgreichste Schweizer Song der letzten fünfzig Jahre. Auch Baschi war eine Entdeckung aus dem Fernsehen: Der Sänger nahm 2003/04 bei der SRF-Casting-Show «Music Star» teil, schied verhältnismässig früh aus, wurde trotzdem zum erfolgreichsten Teilnehmer einer solchen Sendung in der Schweiz – auch dank Roman Camenzind.

Lady Gaga im Kreis 5

Im Hitmill-Buch äussert Camenzind an einer Stelle den wichtigen Satz: «Lass dich nicht von Leuten beeinflussen, die deine Musik eh nicht kaufen.» Er hat früh gelernt, nicht das zu machen, was angebliche Experten und Trendsetter für richtig halten, sondern das, was dem Publikum gefällt. Gerade bei der Musik liegen diese Positionen oft weit auseinander. Georg Schlunegger, der dritte Partner bei Hitmill,

kümmert sich um Volksmusik, Schlager und Kinderlieder. Dieses Segment ist zwar wenig prestigeträchtig, aber äusserst populär.

Im Volksmusikprojekt «Heimweh» hat Georg Schlunegger einen Männerchor zusammengestellt mit Sängern und Jodlern aus sieben Kantonen. Die CD erreichte Goldstatus, bevor sie überhaupt in den Handel kam. Ein Coup

«Wir verschenken unsere Musik nicht auf Spotify, machen den Vertrieb selber. Das zahlt sich aus.»

von Hitmill und Vermarktungsgenie Camenzind: ««Heimweh» gibt es nicht auf Spotify, wir verschenken die Musik nicht, machen den Vertrieb selber. Das zahlt sich aus.»

Klar, dass Lady Gaga einmal bei ihm im Studio war und mit ihm einen Song aufnahm, ist für Camenzind ein grosses Erlebnis. Schon unzählige Male hat er Medienvertretern erzählt, wie er dem US-Superstar mitten in der Nacht beim Kebab-Lokal New Point an der Langstrasse die Verpflegung holte. Und dass Gaga während der vier Stunden im dunklen Studio nie die Sonnenbrille auszog. Doch für ihn ist das nicht mehr als eine schöne Anekdote. Viel wichtiger ist, wie Hitmill Schweizer Künstler wie Bligg, Baschi, Pegasus und den Heimweh-Chor zum Erfolg brachte. Und dass Roman Camenzind damit die Schweizer Musik mehr geprägt hat als jeder andere in den letzten zwanzig Jahren.

Rainer Kuhn: Hitmill – Ein Blick hinter die Kulissen der Schweizer Hitfabrik. Heller. 191 S., Fr. 24.50



«Wir verstehen uns blind»: mit Krokus-Gründer Chris von Rohr (l.).

Familiäre Eiseskälte

Dank ihrer Präsenz im Schweizer Fernsehen ist Barbara Bleisch die bekannteste Philosophin des Landes. In ihrem neuen Buch plädiert sie dafür, die Familie ökonomisch zu betrachten: Der Mensch soll sich zur Selbstoptimierung umbauen. *Von Regula Stämpfli*

Barbara Bleisch unterrichtet angewandte Ethik an den Universitäten Zürich und Bern. Was dies heisst, erkennt man an der Gästeliste und den Themen, die Bleisch für die SRF-Sendung «Sternstunde Philosophie» auswählt, die sie moderiert. Die Sendungen tragen Titel wie «Schafft die Demokratie ab», «Phänomen Pornografie» oder «Wie dürfen wir Kinder machen?». Ihre Ethik versteckt sich hinter naiv scheinenden Fragen: «Dürfen Frauen mit 60 schwanger werden?», «Haben Embryonen Rechte?» oder «Und warum sollen wir Menschen uns nicht verbessern, wenn es technisch machbar ist?».

Für Bleisch ist Huxleys «Schöne neue Welt» keine Dystopie, sondern erstrebenswerte Zukunft. Undemokratisch, menschen- und frauenfeindlich – «Sternstunde Philosophie» ist gerne vorne dabei. Dass Bleisch mit ihrer speziellen Art von Service public noch nicht öffentliches Thema war, mag an ihrer sehr hohen Stimme, ihrer mädchenhaften Ausstrahlung, die immer sehr viel Unschuld insinuiert, und/oder an den sehr tiefen Quoten der Sendung liegen.

Wer Barbara Bleisch, ihre Publikationen, Themen und Gäste der «Sternstunde Philosophie» näher unter die Lupe nimmt, stösst sehr schnell auf Ungeheuerliches. Auf Peter Singer beispielsweise, Bleichs Lieblingsphilosoph. Dieser plädiert für «Menschenrechte für Menschenaffen» und «Sterbehilfe für schwer behinderte Kinder» (24.5.2015, abrufbar auf srf.ch). Singer ist ein Gast ganz nach Barbara Bleichs Geschmack. Sie schreibt über ihn: «Ein Gespräch mit einem unverblühten Weltverbesserer, der sich nicht scheut, uns zünftig ins Gewissen zu reden.» Dies würden wohl auch intellektuelle Islamisten von sich behaupten ...

Bei der Beurteilung der Beschwerde wegen Diskriminierung Behinderter ein Jahr später, lehnte die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) eine Beanstandung ab. Natürlich soll man mit einem Philosophen wie Singer sprechen können, die Frage ist, wie. Barbara Bleisch hatte Peter Singer eine unwidersprochene Propaganda-Plattform geliefert. Es gab keine Gegenstimmen, kaum Gegenfragen. Wieso denn auch? Man könne schliesslich nicht erwarten, dass



Kaum Gegenfragen: «Sternstunden»-Moderatorin Bleisch.

sich Barbara Bleisch zur «Anwältin» der «Sache der Behinderten» mache – so das UBI in seiner mündlichen Begründung. Ausserdem hätten sich die Behindertenverbände nicht wirklich mit der «Philosophie von Peter Singer auseinandergesetzt», sie hätten ihn wohl «völlig falsch» verstanden. Wie man Singers «Sterbehilfe für schwer behinderte Kinder» falsch verstehen kann, führte das UBI nicht aus.

Die Singer-Episode erwähne ich hier deshalb so umfangreich, weil sie viel über Barbara Bleichs Einfluss in der SRG und über ihre philosophisch-ideologischen Positionen aussagt. Wie Peter Singer will Barbara Bleisch den Graben zwischen Natur und Geschichte, zwischen Evolution und Gesellschaft aufheben. Marx und Darwin sollen fröhlich vereint die Welt übernehmen. Praktisch äussert sich dies dann so, dass Barbara Bleisch zusammen mit der Präsidentin der Nationalen Ethikkommission, Andrea Blücher (vom Sozialdemokraten Alain Berset berufen), beispielsweise die «Leihmutterchaft» als «ein respektables Unterfangen» preist.

Eltern sind Wegwerfware

Zum Hauptkennzeichen moderner Ideologien gehört, sich völlig unideologisch und sachlich zu geben: So tut Bleisch, als würde sie mehr denken

und weniger fühlen. Was sie indes tun, ist, naive Fragen zu stellen, die als Fratze des Bösen immer die falschen Antworten für ein falsches System ergeben sollen. So heisst es in ihrem neuen Buch: «Wenn es auch oft heisst, Kinder seien im Alter die einzige Freude, so ist das noch lange kein Grund, Kinder in die Welt zu setzen. Kinder sind nicht die Schuldner ihrer Eltern. Natürlich aber haben Kinder ihren Eltern gegenüber insofern Pflichten, als Eltern in erster Linie auch Menschen sind, denen mit Achtung und Menschlichkeit zu begegnen ist.» Weiter: «Dass wir unsere Eltern entsprechend weder bestehlen noch betrügen dürfen und dass wir einen Notarzt rufen sollten, wenn unser Vater einen Herzinfarkt erleidet, versteht sich von selbst.»

Im Ernst jetzt?

Die Eiseskälte wird bei Barbara Bleisch zum familiären Normalfall. Jedes menschliche «Mitgefangen-Mitgegangen» gehört schleunigst über Bord geworfen. Eltern

sind Wegwerfware wie überzählige Embryos. Es sei denn, sie weisen noch einen künftigen Nutzen für spätere Selbstoptimierung auf: «Familienbeziehungen», so Bleisch an einer anderen Stelle, müssen als das gesehen werden «was sie im Kern sind: in vielerlei Hinsicht bedeutungsvolle und aussergewöhnliche Kontexte, die von unermesslichen Wert für uns sein können». Sind sie dies nicht, soll der «Fürsorgevertrag» (Bleich) durchaus gekündigt werden.

Weiter meint die Philosophin: «Gratis ist die Kinderaufzucht ja, wie gesagt, mitnichten. Damit meine ich nicht einmal nur die umfangreichen finanziellen Aufwendungen, die die Eltern statt in die Fürsorge und Erziehung ihrer Kinder auch in einige Weltreisen oder ein Eigenheim hätten investieren können.»

Ach ja: Barbara Bleisch hat das Buch übrigens ihren Eltern gewidmet.



Barbara Bleisch: Warum wir unseren Eltern nichts schulden. Hanser. 176 S., Fr. 28.90

«Mein offizieller Titel hätte geheissen: <Edutainer>»

Bodo Kirchhoff gehört seit vielen Jahren zu den wichtigsten Autoren im deutschsprachigen Raum. Im Interview spricht er über gute Geschichten, den Bedeutungsverlust der Literatur und darüber, weshalb er, der als Kind missbraucht wurde, ein Buch über seine Sexualität schreiben möchte. *Von Pia Reinacher*

Vor einem Jahr erhielt Bodo Kirchhoff den Deutschen Buchpreis – eine Auszeichnung, die er einst selbst ins Leben gerufen hat. Nun ist der Schriftsteller in Zürich, um über sein neues Buch zu sprechen, die Funktion von Literatur in Zeiten sozialer Medien und die Bedeutung von Literaturpreisen. Es sei schön, in Zürich zu sein, witzelt er: «Man fährt recht lang von Frankfurt aus, länger als nach Berlin, aber man ist dafür richtig im Ausland.»

Herr Kirchhoff, in Ihrem neuen Buch «Betreff: Einladung zu einer Kreuzfahrt» ironisieren Sie virtuos Triumph und Elend des Schriftstellerlebens. Wie kamen Sie auf die Kreuzfahrt?

Im letzten Frühsommer bekam ich von einer Reederei in der Tat eine Einladung zu einer Kreuzfahrt in die Karibik: Aussenkabine mit Balkon, alles frei, Getränke, Essen und so fort. Dies alles unter der Bedingung mehrerer Lesungen für die Gäste jeweils zur Primetime. Am nächsten Tag schrieb ich eine höfliche Absage auf zwei Zeilen – habe aber in dem Moment, als ich sie abschickte, gedacht: Das kann man auch in 120 Seiten machen! So fing es an.

Sie stellen dem Buch ein Zitat von Kafka voran: «Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.» Geht es um die Entlarvung von Schriftstellermythen?

Ich wollte erzählen, was für ein Missverständnis vorliegt, wenn man einen Schriftsteller auf ein Kreuzfahrtschiff einlädt. Dazu darf ich vielleicht sagen: Es gibt nicht so viele Schriftsteller wie Bücher, es gibt eher eine Menge Autoren, die für eine solche Kreuzfahrt in Frage kämen. Ich wäre der Sprachlieferant auf dem Schiff gewesen. Mein offizieller Titel hätte geheissen: «Edutainer». Ich habe mich auch gefragt: Wären ein Kafka, ein Rilke, eine Duras auf das Schiff gegangen? Kafka vermutlich wegen des Bordkinos, da hätte er ruhig weinen können, und Rilke hat sich sowieso immer gern einladen lassen und die Duras bei freien Getränken an jeder Bar vielleicht auch.

Der Schriftsteller wird heutzutage als Unterhalter gebucht.

Es gibt jedenfalls einen Widerspruch, der mich sehr beschäftigt. Das literarische Buch an sich verliert immer mehr an praktischer Bedeutung. Es ist nicht mehr eine

(Bildungs-)Quelle, aus der man etwas für sein Leben herausziehen kann. Das sind heutzutage der Ratgeber, das Internet oder zur Not auch eine Kreuzfahrt. Trotzdem hat das Buch nichts von seinem Nimbus eingebüsst. Der Politiker nimmt es als Fetisch gern in die Hand und setzt darauf, dass man ihm abnimmt, dass er es auch gelesen hat.

Denken Sie beim Schreiben an die zukünftigen Leser?

Nein. Ich überlege schon, was ich da mache. Aber es ist doch wie aus einem Kokon heraus geschrieben, wenn ich in meiner Arbeitswohnung sitze und dort neun Stunden fast am Stück arbeite. Der mögliche Leser ist da sehr weit weg, und was für mich als Allerletztes in Frage käme, wäre, für eine Zielgruppe zu schreiben. Die eigentliche Leistung der Literatur war und ist, dem Leser eine Geschichte an die Hand zu geben, die er auf sein eigenes Leben anwenden kann, indem er sie als Parabel auf das Leben überhaupt versteht.

Die einen Schriftsteller sagen, sie würden Figuren erfinden, die anderen, die Figuren würden sich von selbst entwickeln und gewinnen ein Eigenleben. Ist das nicht übertriebene Stilisierung?

Da ist was dran an der Geschichte. Das hat aber mit dem Autor zu tun. Ich hatte schon mehrfach eine Nebenfigur, die immer stärke

«Sie können ein Buch schreiben, da kann jeder Satz richtig sein, aber es ist trotzdem todlangweilig.»

ker wurde. Warum? Weil mir einfach mehr zu der eingefallen ist. Die Hauptfigur hatte nicht diesen Horizont. Es stimmt auch, dass manchmal durch eine Figur ein ganzes Buch besser wird, ja sogar, wenn man den Namen der Figur ändert. Die Namen in einem Buch sind die geheime Poesie.

Sie sagten einmal, Schreiben sei Handwerk plus eigener Abgrund, das eine ohne das andere sei nichts.

Das sage ich jeweils in den Schreibseminaren, die ich mit meiner Frau durchführe. Sie können ein Buch schreiben, da kann jeder Satz richtig sein, aber es ist trotzdem todlangweilig. Und Sie können ein Buch schreiben, das im Chaos erstickt, und es wird nie fertig. Das Problem ist, dass es ein Paradoxon ist. Sie müssen auf der einen Seite sehr

wach sein und müssen wissen, was mach' ich da und wie mach' ich das – und auf der anderen Seite sich sehr fallen lassen, sehr offen sein, sehr weich sein, sehr durchlässig, sehr viel aus sich selbst zulassen. Wenn Sie das zusammenbringen, dann kriegen Sie ein Buch hin. Der Rest ist Disziplin, Sturheit und was weiss ich.

Ein Spiessbürger ohne Abgründe wäre als Schriftsteller ungeeignet?

Das kommt darauf an. Die Leute, die in unsere Schreibseminare kommen, versuchen, den Abgrund und das Dunkle in sich zu entdecken. Wir helfen dabei allerdings nach ... Man muss ein Buch mit dem aufladen, was einen wirklich umtreibt. Was nicht heisst, dass man das eins zu eins auspackt.

Das heisst, Schriftsteller sollen ihre eigenen Emotionen transportieren, ohne die private Biografie zu verraten?

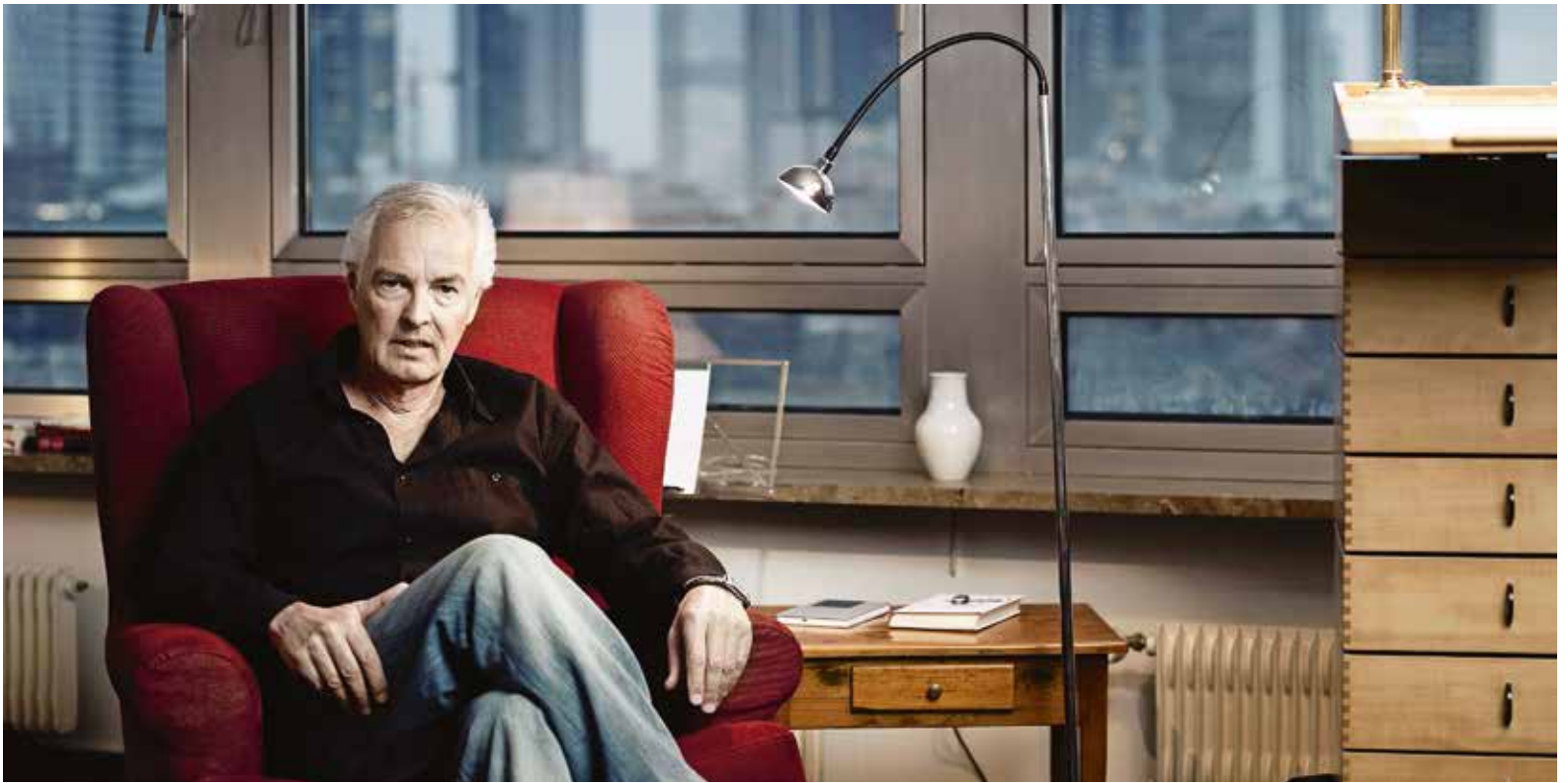
Das ist enorm wichtig. Wir haben überwiegend Menschen, die aus ihrem eigenen Leben erzählen. Ich mache das im Moment in meinem Buch, das ich seit drei Jahren ständig unterbreche. Das ist ein Buch über meine Kindheit und Jugend, und das endet so mit Mitte zwanzig. Wenn man so will, ist es im weitesten Sinne eine Geschichte meiner Sexualität. Das ist sehr schwer zu erzählen.

2010 enthüllten Sie in einem vielbeachteten Artikel im Spiegel, dass Sie als zwölfjähriger Schüler vom Kantor der Evangelischen Internatsschule am Bodensee mehrfach sexuell missbraucht wurden. Sie haben mir erzählt, dass Sie die Geschichte Ihrer Sexualität mit der Beziehung zwischen Ihnen als Vierjährigem und Ihrer Mutter beginnen.

Das ist richtig. Ich habe nach dem Tod meiner Mutter mit dem Buch begonnen, die Arbeit aber schon zweimal unterbrochen, für «Widerfahrnis» und die «Kreuzfahrt». Im Moment mache ich den letzten grossen Anlauf zu dem Buch mit dem Titel «Die gehäutete Zeit». Über sich selbst zu schreiben, ist schwierig und schmerzvoll zugleich, auch über die eigenen Eltern zu schreiben.

Weshalb?

Meine Eltern hatten sich getrennt. Sie hatten anfangs eine sehr innige Beziehung, aber dann gingen sie wieder auseinander. Meine Mutter war Schauspielerin und hat dann Romane geschrieben, die nicht so meine Sache waren. Ich habe aber – nach dem Tod meiner Mutter – versucht, mich in ihre Welt



«Geheime Poesie»: Schriftsteller Kirchhoff.

hineinzusetzen und überhaupt in jene meiner Eltern. Mein Vater hatte eine kleine Firma, die nicht lief, es war immer zu wenig Geld da, meine Mutter wollte mit dem Schreiben etwas hinzuverdienen, aber auch etwas Glanz in ihr Leben bringen.

Der Tod der Mutter ist immer eine extreme Zäsur.

Ja, ja, natürlich. Das war sehr schwierig, und ich will darauf auch nicht näher eingehen. Ich sage nur so viel: Eine Geschichte seiner Sexualität zu erzählen, ist der Versuch, sich in einem der existenziellsten Bereiche, die es gibt, näherzukommen und die Welt über die Welt seines eigenen Körpers zu verstehen. Ich schreibe dieses Buch aber immer auch in dem Gedanken, was meine Eltern dazu sagen könnten.

Und man möchte sie auch nachträglich – schreibend – nicht verletzen?

Richtig. Es gibt Autoren die machen das, aber die müssen das auch mit sich selbst ausmachen.

Robert Menasse hat dieses Jahr mit einem politischen Buch über Europa den Deutschen Buchpreis gewonnen, Sie ein Jahr zuvor mit «Widerfahrnis». Dort konfrontieren Sie das Schicksal eines pensionierten, saturierten Paares mit dem Schicksal eines in Sizilien gelandeten Flüchtlingsmädchens. Dabei kommen Sie zu Angela Merkels Leitspruch «Wir schaffen das».

Das war nicht so geplant, sondern hat sich so ergeben beim Erzählen. Dass es so politisch geworden ist, hat das Buch schliesslich besser gemacht. Ich bin im Grunde kein politischer Schriftsteller, aber ich bin

ein wacher Beobachter. Der richtige Gang eines Buches ist für mich immer wichtiger als eine mögliche Botschaft, sie kann nur Nebensache sein.

Gibt es die Gefahr des Sozialkitsches in der Literatur?

Selbstverständlich. Man kann sich nur davor hüten.

Glauben Sie, dass die politische Aktualität des Themas dazu beigetragen hat, dass Sie den Deutschen Buchpreis bekommen haben?

Das weiss ich nicht. Ich war selbst früher Teil der Jury. Ich weiss, was da abgeht. Es sind sieben Leute, und irgendwie braucht man eine Mehrheit. Was dabei den Ausschlag gibt, weiss ich aber nicht. Darüber schweigen wir lieber. Am Ende ist es die Gesamtgüte. Ich hätte den Preis gerne drei, vier Jahre früher verliehen bekommen, aber das ist jetzt egal. Meine Arbeit danach jedenfalls hat es nicht verändert.

Sie haben diesen Preis ja, unterstützt von Ihrer Frau, selber erfunden. Es gibt ihn seit 2004. Warum sind solche Preise wichtig?

Ich hatte 2001 den Roman «Parlando» veröffentlicht. Er erhielt nur gute Besprechungen und verkaufte sich auch gut. Alles, was noch fehlte, war ein Preis, der Büchern dieser Art einen Rückenwind gibt. Einen deutlichen Rückenwind, und zwar für das ganze Werk. Wie das durch den Prix Goncourt in Frankreich oder den Man Booker Prize in Grossbritannien geschieht. Bei uns gab es nur, in der höfischen Tradition, Hunderte von Kleinstpreisen, die alle in ihrer Wirkung verpufft sind. Also haben wir ein Konzept gemacht, zusammen mit der Deutschen Bank.

Dann gab es Probleme mit der Deutschen Bank, die wir alle kennen. Sie sprang ab. Also haben wir die Idee nochmals zu dritt vertieft, meine Frau, Joachim Unseld und ich. Wir gingen damit zum Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Da gab es zuerst einmal Skepsis gegenüber einem deutschen Preis, der das Provinzielle überwindet. Der Börsenverein hat sich dann aber sehr dafür eingesetzt. Von Anfang an wurde es ein Preis, der in allen Medien auftauchte, der es auf Anhieb bis in die «Tagesschau» brachte. **Und doch muss man sagen: Die Jury, die Politik, selbst die Wirtschaft feiert sich da gewaltig mit und zieht einen narzisstischen Nutzen daraus.**

Ja, eine Jury läuft immer Gefahr, sich selbst zu feiern. Wir schlugen mal vor, die Juryberatungen öffentlich zu machen. Aber das stiess sofort auf Entsetzen. Warum eigentlich? Trotzdem ist der Deutsche Buchpreis wichtiger denn je: Durch die elektronischen Medien sind zwei Lesergenerationen weggebrochen. Fast jedes Mittel ist recht, Büchern, die es normalerweise schwer hätten, einmal im Jahr eine solche Aufmerksamkeit zu geben.

Bodo Kirchhoff wurde 1948 in Hamburg geboren. Seine Romane, in denen es um die Abschweifungen der Liebe, die Exaltationen der Lust und die Sisyphusarbeit der Ehe geht, werden von Kritikern und Lesern gleichermaßen geschätzt. 2016 wurde er für die Novelle «Widerfahrnis» mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm «Betreff: Einladung zu einer Kreuzfahrt» (Frankfurter Verlagsanstalt).

Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte und überarbeitete Fassung eines öffentlichen Gesprächs, das Pia Reinacher im Rahmen der Reihe «Grosse Bücher – grosse Autoren» an der Universität Zürich mit dem Autor führte.



Auschwitz, Neuengamme, Dachau, Buchenwald: Holocaust-Überlebender Feingold.

Geschichte

Als Österreich zur Ostmark wurde

Marko M. Feingold erlebte den «Anschluss» seiner Heimat an Nazideutschland vor genau 80 Jahren in seiner Geburtsstadt Wien. Dann überlebte er vier Konzentrationslager. Heute blickt der 104-Jährige beinahe gelassen auf sein Leben. Von Peter Bollag und Erol Gurian (Bild)

Am Anfang des Gesprächs steht ein Missverständnis, aber eines, das irgendwie sinnbildlich ist für das Selbstverständnis des Marko Feingold: Journalist und Fotograf fahren zur Wohnung von Marko Feingold. Er aber wartet mit seiner Frau Hanna in einem Nebenraum der Salzburger Synagoge – in einem ganz anderen Teil der Stadt. So selbstverständlich sieht der nicht unbedingt streng religiös lebende Marko Feingold die Israelitische Kultusgemeinde als sein natürliches Lebenszentrum an, dass er seine Gesprächspartner dort erwartet und nicht etwa in seinem Haus.

Seit 1977, also seit über vierzig Jahren, steht der kleingewachsene Mann mit dem feinen Schnauzer und den wachen Augen der Kleingemeinde in der Mozartstadt vor. Heute hat sie nur noch einige Dutzend Mitglieder, aber nach dem Zweiten Weltkrieg platzte sie aus allen Nähten. Denn in Salzburg warteten viele

Überlebende der Konzentrationslager auf ihre Weiterreise nach Palästina, dem späteren Israel, oder in andere Länder.

Verrückte Zufälle

Auch Marko Feingold war einer von ihnen, als er mit anderen Häftlingen nach der Befreiung aus dem KZ Buchenwald zurück nach Österreich gebracht wurde. Der Bus fährt nach Wien, doch Feingold entschliesst sich spontan, in Salzburg auszusteigen und sich hier eine Existenz aufzubauen, ein Kleidergeschäft. Dies ungeachtet vieler alter Nazis, die es nach seiner Aussage damals in der Stadt gab: «Ich habe immer gesagt, ich muss auch mit denen leben, die ich mir nicht aussuchen würde als Nachbarn.»

So gibt er, der seit Jahrzehnten Mitglied der SPÖ ist, sich auch pragmatisch, wenn er auf die derzeitige Regierungspartei FPÖ in Wien angesprochen wird: «Man soll die mal arbeiten

lassen und dann schauen, was rauskommt.» Der Ehrenpräsident der Jüdischen Gemeinde Salzburg schaut im Übrigen noch immer gerne nach Wien und nicht nur auf die dortige Politik: Dort ist er aufgewachsen, und ohne Hitler würde er möglicherweise auch noch immer dort leben. Dass sein Umzug von Wien nach Salzburg über vier Konzentrationslager führte, ist eine andere Geschichte, die der 104-jährige Mann im schmucklosen Nebenraum der Salzburger Synagoge nun erzählt.

Marko Feingolds Leben verlief nach verrückten Zufällen und hätte unter anderen Umständen auch schon im März 1938, mit gerade mal 25 Jahren, zu Ende sein können. Zusammen mit seinem Bruder Ernst wird Marko Zeuge, wie die deutsche Wehrmacht in Wien einmarschiert. Ein Ereignis, das als «Anschluss» in die Geschichte eingegangen ist und sich in diesen Tagen zum 80. Mal jährt.

Dabei tappen Marko und sein Bruder Ernst in eine Falle, die sie sich sozusagen selbst gestellt hatten. Die Jahre zuvor hatten sie als ziemlich erfolgreiche Vertreter von Schmierseife in Italien verbracht. Sie hatten gutes Geld verdient und das Leben ungeachtet der aufziehenden politischen dunklen Wolken in vollen Zügen genossen.

Doch im Februar 1938 entscheiden sich die beiden Brüder, nach Österreich zurückzufahren. Ihre Pässe sind abgelaufen, und sie wollen diese in ihrer Heimatstadt verlängern. «Auch da wäre noch alle Zeit der Welt gewe-

«Den Auftritt des <Führers> wollte ich mir doch nicht entgehen lassen.»

sen, dies zu tun und wieder nach Italien zurückzukehren», sagt Marko Feingold abgeklärt im Salzburg des Jahres 2018. Italien, das zwar unter Mussolini Deutschlands Verbündeter war, sich gegenüber Juden aber noch relativ grosszügig verhielt, wäre in jenen hektischen Wochen und auch noch etwas länger ein sicherer Hafen für die beiden Brüder gewesen, glaubt der 104-Jährige auch heute noch.

Jüdische «Reibkommandos»

Doch hätten es sich die Brüder in jenen Wochen eben einfach in Wien gutgehen lassen, schreibt Feingold auch in seinem 2012 erschienenen Buch*, trotz der allgemeinen politischen Unrast und den sich bald dramatisch zuspitzenden Ereignissen. Diese überschlagen sich, als der autoritär regierende Bundeskanzler Kurt Schuschnigg von der Vaterländischen Front zum Rücktritt gezwungen wird: Aus Österreich wird bald die «Ostmark». Am Tag des Einmarsches, dem 13. März, als die Österreicher nach Schuschniggs Willen eigentlich über die Unabhängigkeit des Landes hätten abstimmen sollen, muss Feingold erleben, wie «die Kellner unseres Stammcafés sofort die Hakenkreuz-Binden über ihre weissen Anzüge streiften. Und sie waren selbstverständlich nicht die Einzigen in jenen Tagen.»

Doch lässt er sich durch den sofort einsetzenden Terror nicht einschüchtern und hält durch, auch als er sieht, wie jüdische «Reibkommandos» von johlenden Menschenmengen gezwungen werden, die Parolen der Vaterländischen Front von den Hauswänden zu waschen – eine öffentliche Demütigung.

Der feingliedrige Feingold, der in Aussehen und Kleidung auch Italiener hätte sein können, wagt sich am 15. März sogar auf den Wiener Heldenplatz. Dort verkündet Adolf Hitler den «Eintritt seiner Heimat in das Deutsche Reich» – unter dem Jubel Zehntausender: «Den Auftritt des <Führers> wollte ich mir doch nicht entgehen lassen, auch wenn mir bewusst war, dass ich mich einem grossen



Feingold nach seiner Befreiung, April 1945.

Risiko aussetzte. Man hätte mich verhaften können.»

Das passiert erst einige Tage später, als Ernst und Marko der Gestapo ins Garn gehen. Sie werden ins Hotel «Metropol» gebracht, das berühmte Hauptquartier der Gestapo, wo in diesen Tagen und Wochen gefoltert und getötet wird. Die Feingold-Brüder haben aber Glück und kommen frei, mit der Auflage, das Reich sofort zu verlassen. Nun beginnt ein jahrelanges regelrechtes Katz-und-Maus-Spiel mit den Deutschen: Die Feingolds fliehen in die Tschechoslowakei, anschliessend nach Polen, dann wieder zurück, Sicherheit gibt es nicht.

Und wieder fordern die beiden Feingold-Brüder das Schicksal heraus: Im Frühjahr 1939 arbeiten sie im inzwischen ebenfalls von den Deutschen besetzten Prag für die Wehrmacht – als Quartiermacher. Sie fliegen auf, werden wieder verhaftet, nur: Diesmal gibt es keine Entlassung.

Noch bevor der Zweite Weltkrieg begonnen hat, fängt damit das Martyrium der beiden Feingold-Brüder an. Am Ende wird von vier Geschwistern nur Marko überleben. Doch wie überlebt man vier Konzentrationslager? Marko Feingold reagiert auf diese ebenso logische, wie eigentlich nicht zu beantwortende Frage zunächst fast abwesend, so, als würde er über das Schicksal eines ganz anderen Menschen sprechen.

Dann redet er lange über die Gräueltaten jener Jahre: Auschwitz, Neuengamme, Dachau und

schliesslich Buchenwald (wo er 1945 befreit wird) sind die Stationen der kommenden Jahre. Und bereits in dieser Aufzählung spiegelt sich die ganze Dramatik. Der Wiener erlebt die Unmenschlichkeit der Täter, die Hilflosigkeit der Opfer. Aber daneben auch anderes: Solidarität unter Häftlingen etwa, Menschlichkeit in einer unmenschlichen Umgebung, in der der Tod fast ständiger Begleiter ist. Dass er alles überlebt – am Schluss wiegt er noch knapp dreissig Kilo –, scheint ihn selbst am meisten zu überraschen: «Auch als die Amerikaner schon nahe waren und die Befreiung greifbar schien, rechneten wir jeden Moment damit, von der SS liquidiert zu werden.»

Rolle als Zeitzeuge

Doch es geschieht nicht, und so kann Marko Feingold heute zusammen mit seiner Frau im hohen Alter seine wichtige Rolle als Zeitzeuge wahrnehmen: Sie gehen in Schulen, sie empfangen in der Synagoge Menschen, die wissen wollen, wie möglich wurde, was geschah. Sogar ein Film wird mit Marko Feingold gedreht. So beschäftigt ist Feingold, dass er nicht einmal weiss, ob er Zeit hat, am nächsten Montag der Einladung des österreichischen Bundespräsidenten zu einer Feierstunde aus Anlass des Jahrestages von 1938 Folge leisten zu können: «Zur gleichen Zeit soll ich eigentlich vor Schülern sprechen», sagt er nachdenklich, ein Termin, den er keinesfalls absagen will: «Auch sie haben ein Recht darauf, von mir zu hören, wie es war.»



Marko M. Feingold:
Wer einmal gestorben ist,
dem tut nichts mehr weh.
Otto Müller. 327 S., Fr. 35.90

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Rudi Bindellas Gespür für Räume

Der Zürcher Gastro- und Weinunternehmer hat den Schweizern die italienische Tischkultur nähergebracht. Zum 70. Geburtstag übergibt Rudi Bindella die grösste familiengeführte Restaurantgruppe des Landes an seine Söhne. Die Meilensteine des leidenschaftlichen Gastgebers. *Von David Schnapp*

Irgendwann während meiner Gymnasialzeit fragte mich mein Vater, ob ich die Absicht hätte, in meinem Leben noch etwas zustande zu bringen oder nicht. Ich war nicht gerade ein brillanter Schüler, aber mein Vater fand, ich hätte noch eine Chance verdient, und schlug vor, dass ich das Collège St-Michel in Freiburg besuchen sollte.» Rudi Bindella erzählt diese Anekdote am weiss gedeckten Tisch in einem Restaurant unweit des Zürcher Paradeplatzes, das seinen Namen trägt. Wir treffen uns, um über die Meilensteine des Gastronomieunternehmers zu sprechen, der heute mit rund 1300 Mitarbeitern in über 40 Lokalen mit täglich 10 000 Gästen 140 Millionen Franken Umsatz erzielt. Dazu kommen noch rund 145 Millionen aus den Bereichen Weinhandel, Immobilien und Handwerksbetriebe. Es ist das grösste familiengeführte Unternehmen seiner Art in der Schweiz, und demnächst tritt die nächste Generation auf die Führungsbrücke.

Aus «Moby Dick» wird «Santa Lucia»

1964 trat Rudi Bindella also ins militärisch geführte Internat ein, wo man «keine halbe Stunde zur freien Verfügung hatte, weil alles genau durchgeplant war», wie er sagt. Ein erster Meilenstein gelang dem jugendlichen Bindella schon zu dieser Zeit: die Gründung der Formation «Les Moby Dicks», einer bis heute existierenden Cover-Band, die das populäre Liedgut der damaligen Zeit pflegte und bis heute pflegt. Als Schlagzeuger und Sänger ist Bindella ein leidenschaftlicher Autodidakt. Hier gibt es gewisse Parallelen zu seiner unternehmerischen Tätigkeit. Sie basiert zwar auf einem soliden ökonomischen Fundament, aber ebenso auf einem ausgezeichneten Bauchgefühl für Rhythmus und die passenden Harmonien.

«Ich habe schon als Bub im Unternehmen mitgearbeitet, mein Vater wollte, dass ich alle Bereiche durchlaufe und dass ich mir für nichts zu schade bin», sagt Bindella heute. Er brachte schliesslich doch noch etwas Akademisches zustande, promovierte mit einer Dissertation über Bodenpolitik und Steuerrecht in der Schweiz und bekam als 28-Jähriger vom Vater den Auftrag, den Gastronomiebereich des KMU mit damals sieben Restaurants neu aufzustellen.

Es gab zwar unter den Bindella-Lokalen bereits zwei Pizzerien mit dem Namen «Santa Lucia», aber auch schweizerische Kost im «Moby Dick» oder ein «hochtrabendes Res-

taurant namens «Columna zur Treu», so Bindella. 1977 machte er aus dem gutbürgerlichen «Moby Dick» in Oerlikon ein «Santa Lucia», es war das erste Restaurant, das er vollständig neu ausrichtete, und ein erster markanter Wegpunkt für den jungen Unter-



Ferien in Athen: Rudi Bindella (r.), um 1958.

Pasta nach Rudi Bindella

«Ich koche am liebsten Teigwaren, und je nachdem ist es eine Liebeserklärung an die Person, für die ich am Herd stehe», sagt Rudi Bindella über seine eigene kulinarische Tätigkeit. Am liebsten bereite er trockene, also nicht gefüllte Pasta zu, zum Beispiel mit Muscheln, «aglio, olio e peperoncino» oder mit frischen Tomaten. Hier verrät er sein Rezept: «Ich fange an mit Olivenöl, darin wird Knoblauch und etwas Stangensellerie angezogen. Parallel dazu wird das Pastawasser aufgesetzt, die Teigwaren müssen *al minuto* und *al dente* zubereitet werden. Frische Datteltomaten kommen nun ganz oder in Stücken zum Öl, das Ganze wird gesalzen und gepfeffert. Sind die Teigwaren fertig, werden sie mit einem Teil der Sauce zwei drei Minuten vermischt und verheiratet und dann mit der Fleischgabel zu kleinen Nestern gedreht. Zum Schluss kommt noch etwas Sauce über die Nester sowie Basilikum oder Majoran.» (das)

nehmer. «Santa Lucia» baute er später zur Pizzeriamarke mit landesweiter Ausstrahlung aus.

Rudi Bindella – Tessiner Vater mit spanischem Stammbaum, aus Appenzell stammende Mutter – beschloss in der Folge, das Unternehmen ganz auf italienische Tafelfreuden auszurichten. Weinberge in der Westschweiz wurden verkauft, andere in der Toskana erworben. Der Kauf des Weinguts Tenuta Vallocaia in Montepulciano war ein nächster Meilenstein.

Es ist nicht ohne Ironie, dass ein katholischer Zürcher mit protestantischem Arbeitsethos und Wurzeln im Tessin, im Appenzell, in Spanien und in Deutschland die italienische Tischkultur zu einer ernstzunehmenden unternehmerischen Grösse auf dem Schweizer

«Von der Pizza hatten wir es so auf eine höhere Ebene der italienischen Küche geschafft.»

Markt entwickelt hat. 1975 trat Rudi Bindella ins Unternehmen ein, das sein Grossvater 1909 gegründet hatte, um mit dem Import von Chianti-Weinen den Bedürfnissen einer wachsenden Zahl von Italien-Liebhabern gerecht zu werden. Mit dem Tod des Vaters 1982 übernahm Rudi den Betrieb. «Meine beiden Schwestern sagten, sie würden alles mit mir machen, nur nicht gemeinsam eine Firma führen», erzählt er mit sanftem Lächeln. Bindella musste sich verschulden, um die Geschwister auszahlen zu können, «ein fast schon waghalsiges Risiko», wie er es heute sieht.

Kleine Margen, lange Tage

Ein nächster Meilenstein war für Bindella der Umbau des Restaurants, in dem er zu diesem Gespräch sitzt. Aus dem ehemaligen Tearoom «In Gassen» wurde ein Flaggschiff der Gruppe. Das «Bindella» ist heute eine ausgezeichnete Adresse für geschmackvolle, schnörkellose venezianische Küche, die ehrlich und auf sympathische Art rustikal erscheint. Hier treffen sich Banker, Frauengruppen, Paare und – besonders am Wochenende – ganze Familien auf Einkaufsausflug an der Bahnhofsstrasse und essen Kalbsleber auf venezianische Art oder Rindsfilet mit Kräutern aus dem Pfännli.

Um überhaupt ein Restaurant führen zu dürfen, das Wein ausschenkt, brauchte es 1985 noch «ein Monster-Bewilligungsverfahren»,



«Sie müssen wissen, wohin die Reise geht»: Patron Bindella im «Ristorante Bindella» in Zürich.

erzählt Bindella. Man musste das Alkoholpatent von einem anderen Lokal auf das neue übertragen, der Staat wollte mithilfe der Bedürfnisklausel seine Bürger vor übermäßigem Alkoholkonsum schützen. «Sechs Monate lang lag das Dossier bei Regierungsrat Jakob Stucki (SVP) auf dem Tisch, und als wir schliesslich die Bewilligung erhielten, den Schlüssel drehten und aufmachten, war das Restaurant vom ersten Moment an ein Erfolg. Das war ein wichtiger Entwicklungsschritt», sagt Bindella. «Von der Pizza hatten wir es so auf eine höhere Ebene der italienischen Küche geschafft.»

Rudi Bindella zeichnet sich aus durch eine besondere Mischung an Talenten, zu denen etwa das Gespür für Räume gehört, das Wissen um die Funktion eines guten Gastgebers oder natürlich das nötige ökonomische Verständnis für ein funktionierendes, erfolgreiches Unternehmen. Dabei kann die Gruppe – wie etwa beim mondänen «Terrasse» am Zürcher Bellevue – auch einmal ein paar Jahre warten und Stellschrauben nachdrehen, bis ein Konzept in der Gewinnzone ist.

Andere, etwa das «Terroir» mit Schweizer Küche und Takeaway beim Zürcher Kunsthaus, mussten einem anderen Konzept wei-

chen, weil sie die Erwartungen nicht erfüllten: «Drei Millionen Franken Umsatz muss ein Lokal machen, damit es funktioniert», sagt Bindella. Gastronomie ist ein personalintensives Geschäft, Skaleneffekte gibt es höchstens beim Einkauf. Aber die Gastronomie ist generell «hartes Brot», wie Bindella es ausdrückt. Kleine Margen, lange Tage – und wie beim Fussball weiss natürlich jeder Gast, wie man es richtig machen würde. Zur Stärke der Gruppe gehört es, dass ihre Betriebe selbst unter demselben Markendach individuell auftreten. Nicht jedes «Santa Lucia» sieht gleich aus, jedes Lokal wird feinsinnig auf Ort und Gästebedürfnisse eingestellt. «Wir standardisieren nur dort, wo es der Gast nicht sieht», sagt Bindella.

Aus Fehlern lernen

Dass er auch in verschiedenen Krisensituationen bestehen konnte, führt Rudi Bindella zunächst auf das «Resonanzgesetz» zurück: Es komme natürlich auf die Entourage an, die man sich zusammenstelle. «Ich gehe mit den Leuten offen und ehrlich um, und deshalb sind sie auch in Krisen zu mir gestanden», sagt Bindella und führt Eigenschaften wie «Belastbarkeit» und «Zielstrebigkeit» als Erfolgsfaktoren auf. «Sie müssen wissen, wohin die Reise geht, und dürfen nicht aufgeben, bis Sie das Ziel erreicht haben. Es gehört zum Leben eines Unternehmers, dass man immer wieder seelisch oder wirtschaftlich geprüft wird. Das sehe ich als Stärkung an», sagt der Patron.

Diese erfolgreiche Führungskultur auf der Basis gegenseitigen Respekts ist zweifellos ein Meilenstein; sie wirkt sich auf die Atmosphäre jedes Restaurants aus und zum Beispiel auf die Art, wie Kinder in den Bindella-Lokalen empfangen und bewirtet werden. Bindella sieht es so: «Es gibt eine menschliche und eine sachliche Führungsebene. Ich will den Menschen respektvoll, liebenswürdig und freundlich begegnen. In der Sache bin ich gleichzeitig bestimmt, präzise und begründet. Bei meinen Kindern habe ich gelernt zu erklären, warum etwas so und nicht anders ist.»

Das Wort «Rücksicht» ist Bindella wichtig, es gehe darum, zu sehen, was hinter einem geschehe – «wie im Autoverkehr, wo Sie im Rückspiegel die Rücksichtslosigkeiten mancher Strassenbenützer erkennen». In den Leitlinien der Bindella-Gruppe ist festgehalten, dass Mitarbeiter Fehler machen dürfen – auch grosse. «Nicht so gern gesehen ist, wenn man zwei Mal denselben Fehler begeht», sagt Bindella. Verlässlichkeit ist ihm wichtig; einen Termin nicht einzuhalten, sei schlimmer, als sich rechtzeitig zu melden, wenn der Termin nicht eingehalten werden könne.

Themenwechsel: Im Film «The Founder» wird die Geschichte erzählt, wie aus einer kleinen Burgerbude zweier Brüder im kali-



Es begann mit Chianti: Firmensitz, um 1950.



Erfolgskonzept: «Santa Lucia» in Zürich.

fornischen San Bernardino der Weltkonzern McDonald's entsteht. Es braucht dafür aber den skrupellosen Ray Kroc, der die Chance für ein Franchising erkennt, die Brüder schliesslich um die Einflussmöglichkeiten in ihrem eigenen Unternehmen bringt und erkennt, dass er nicht im Burger-, sondern im Immobilienbusiness ist. Er beginnt die Häuser zu erwerben, in denen McDonald's untergebracht ist.

Kunst als Teil der Marke

Beim letzten Teil der Geschichte gibt es eine Verbindung zurück in die Schweiz: Immobilien sind bei Bindella eine tragende Säule, schon Rudis Vater sicherte Standorte über den Erwerb der Immobilie ab. Rudi Bindella gelang es etwa, 2010 das Restaurant «Barbatti» in Luzern zu kaufen – «Grund und Boden sind einer der wenigen Werte, die sich kontinuierlich entwickeln», sagt der Ökonom. Trotzdem gibt es Grenzen: «Das Haus der ehemaligen Volksbank an der Zürcher Bahnhofstrasse, das unser neues Ristorante «Ornellaia» [Eröffnung im April 2018, d. Red.] beherbergen wird, kostet mit Umbau einen dreistelligen Millionenbetrag. Das kann nur eine Bank oder eine Versicherung finanzieren, kein Gastronomieunternehmen», sagt Bindella. «Die Massfindung ist privat und geschäftlich ein zentraler Punkt. Der Italiener sagt: «Mach den Schritt nicht länger, als dein Bein ist.»»

1989 traf die Immobilienkrise auch Bindella, im überhitzten und anschliessend deflationierenden Markt verkaufte man deshalb zur Entlastung Liegenschaften in Biel, Lausanne oder Zürich, die nicht betriebsnotwendig waren. «Ein Unternehmer muss Probleme lösen und handeln. Wenn ein Chef erklärt, er habe



Zeit für die nächste Generation: Familie Bindella.

keinen Plan B und müsste dann halt die Lichter löschen, würde ich mich gleichentags von ihm trennen, weil er seiner grossen Verantwortung nicht gerecht wird», sagt Bindella.

Sieht man die Häuser, die ein Restaurant beherbergen, als Hardware, dann sind Inneneinrichtung und die Leute, die es betreiben, die Software. Als Glanzstück ist in diesem Zusammenhang die umfangreiche Kunstsammlung Bindellas zu sehen, die in jedem seiner Restaurants sichtbar wird, «denn die Kunst kann das

Es ist dem Unternehmer immer wieder gelungen, Meilensteine zu setzen und Lokale zu etablieren.

Erscheinungsbild eines Restaurants wesentlich prägen», so der Chef. Als Unternehmer müsse man sich um die Detailpflege kümmern, sagt Rudi Bindella: «Welche Lampen verbreiten die richtige Stimmung, welche Gläser stehen auf dem Tisch, und welche Bilder hängen an den Wänden?» Die Kunst schafft den einmaligen, stilvollen Kontext, den man in Bindella-Restaurants antrifft und der Teil der Marke ist. «In der Gastronomie geht es darum, schöne Räume zu schaffen und diese zu beseelen», sagt Bindella über sein Geschäftsprinzip.

In den letzten zehn Jahren ist es dem Unternehmer immer wieder gelungen, Meilensteine zu setzen und neue Lokale zu etablieren, etwa mit dem erwähnten «Barbatti», wo erstmals bei Bindella ein Restaurant dem Werk eines Künstlers gewidmet wurde, jenem des Bildhauers Rolf Brem. Mit dem «Terrasse» gab es 1998 noch eine Premiere: Ein Grossbetrieb mit Bar und Restaurant war neu für die Gruppe. Zu dieser Kategorie mit über fünfzig

Mitarbeitern zählt auch der fast zeitgleich erschlossene Berner «Kornhauskeller», einer der schönsten Gasträume im Land.

Zuhören als Führungsprinzip

In wenigen Monaten findet der nächste Generationenwechsel statt, der schon vor langem aufgegleist wurde. Am 24. April 2018 übernimmt Rudi Bindella jr. die operative Verantwortung für Gastronomie, Marketing und Human Resources, «ich bleibe ihm als Gesprächspartner erhalten», sagt der Vater, der die Familientradition der «langen Leine» weiterpflegt: Seit längerem teilt er mit Rudi jr. das Büro: «Ich schliesse die Schubladen nicht ab, er kann meine Gespräche mithören, und er hat jederzeit Zugang zu meinem Computer», umschreibt Bindella sein Verständnis von grenzenlosem Vertrauen in die nächste Generation. «Er ist jetzt 40, in diesem Alter sollte er meiner Meinung nach in der Lage sein, eine solche Aufgabe zu übernehmen», sagt der Vater über den Sohn.

Rudi jr., auch ein Ökonom, hat wie sein Vater zuvor die Möglichkeit gehabt, das Unternehmen kennenzulernen. Er hat Konzepte erarbeitet und hat mit dem «Più» auch eine zeitgemässe, urbane Pizzeria entwickelt, von der es bereits zwei Filialen in der Stadt Zürich gibt. Das Konzept kommt beim Publikum an und ist so etwas wie das Gesellenstück des neuen Chefs. Und es ist zweifellos der jüngste Meilenstein in der Bindella-Geschichte, die nächste Generation wird sanft ins Bild eingeblenet.

Die Verantwortung wird sich Rudi jr. mit seinen Brüdern Adrian (*1979) und Christian (*1985) teilen. Ein weiterer Bruder, Stephan (*1982), und eine kleine Schwester, Gioia (*2011), vervollständigen die nächste Bindella-Generation. Bindella selbst sieht das so: «Ich bin im Geschäft an der Seite meines Vaters aufgewachsen und wollte tatsächlich so werden wie er. Heute ist das vielleicht ein altmodisches Konzept. Mein Vater hat mich immer machen lassen, auch wenn er da und dort kritisiert hat», erzählt Bindella. Am Schluss habe er aber immer Freude an den Ideen seines Sohnes gehabt. «Mit Machenlassen habe ich gute Erfahrungen gemacht», sagt Bindella zum Schluss.

Bevor er sich an den Tisch setzt, Pasta mit weissem Trüffel und Rindsfilet im Pfännli bestellt, spricht er mit seinem Geschäftsführer und anderen Mitarbeitern. Der Chef hört interessiert zu, die anderen berichten – so sieht es aus – offen und auf Augenhöhe. Es ist nur eine kurze Szene, aber sie erweckt den Eindruck, dass stimmt, was Bindella über seine Führungsprinzipien sagt. «Wenn ich ein Umfeld schaffe, in dem sich die Leute wohl fühlen, habe ich mein Ziel erreicht. Ich baue das Spielfeld, auf dem sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bestätigen und entfalten können.»

Gigant der Aschenbahn

Einer der von mir am meisten bewunderten Läufer hiess Roger Bannister. Er war der erste Mensch, der die Meile unter vier Minuten absolvierte. Letzte Woche ist er 88-jährig gestorben.

Ein Nachruf von Hanspeter Born

Es war eine andere Zeit. Das vom Krieg geschundene Europa erholte sich, die Wirtschaft zog an, Zuversicht drückte durch. Man begann, von neuen Horizonten zu träumen. Schneller, höher, weiter. 1953 erklimmte der Neuseeländer Hillary, begleitet vom nepalesischen Sherpa Tenzing, den als unbezwingbar geltenden höchsten Berg der Welt, den geheimnisvollen Mount Everest. Ein anderer mythischer Rekord, der lockte, war die «Traummeile». Darunter verstanden die Schweden, die das Wort erfanden, die unglaubliche Leistung, eine Englische Meile – 1609,34 Meter – in einer Zeit von unter vier Minuten zu durchlaufen. Der grosse Paavo Nurmi hatte 1923 die Strecke in 4:10,4 zurückgelegt, der Schwede Gunder Hägg drückte 1945 den Rekord auf 4:01,4. Neun Jahre blieb er ungebrochen. War es einem Sterblichen möglich, die magische Vier-Minuten-Grenze zu unterbieten?

Im Literaturgymnasium im Berner Kirchenfeld, wo ich als 15-Jähriger die Schulbank drückte, runzelte man über «sinnlose Rekordjagd» die Stirn. Als Mittel zur körperlichen Ertüchtigung war Sport zwar vertretbar – mens sana in corpore sano –, aber bitte nicht zu viel «Trainiererei», was bekanntlich der Gesundheit schadet, und bitte nicht auf Kosten von Schule, Studium und Beruf. Undenkbar, dass ein junger Mann – eine junge Frau schon gar nicht – am helllichten Tag in Turnschuhen und Turnhosen oder im Trainingsanzug (den allerdings kaum jemand besass) durch die Strassen der Stadt rannte. Man hätte ihn für einen Verrückten gehalten, einen Tagedieb, und hätte ihm *Schlötterlig* nachgerufen. Wenn einer nach Feierabend zu dunkler Stunde mit Nagelschuhen und Gewehr auf den nächsten Waffenlauf trainierte, mochte das noch gehen. Die Jogging-Manie lag in weiter zeitlicher Ferne.

Am nächsten Tag staunte die Welt

Pubertierende schwärmen. Meine Helden waren die Giganten der Aschenbahn. Einer der von mir am meisten bewunderten Läufer hiess Roger Bannister. Der hatte es nämlich nicht nur in den Beinen, sondern war Oxford-Absolvent und hart schuftender Assistenzarzt am St Mary's Hospital in London. Ich wusste von ihm – man las ja den *Sport* –, dass er fünfmal wöchentlich über Mittag jeweils eine Stunde trainierte: zehn Minuten Einlaufen, Intervalltraining 10 × 400 m in knapp über 60 Sekunden



Historischer Moment: Bannister (1929–2018).

den mit zwei bis drei Minuten Pause, Auslaufen, Dusche, zurück ins Spital.

Seine Trainingskameraden, die ihn antrieben, waren die beiden Chris, Chris Chataway und Chris Brasher. Mit ihnen hatte Roger den Plan ausgeheckt, wie die Vier-Minuten-Meile zu knacken wäre. Brasher würde die ersten

Regen wäre ja noch gegangen, aber die Windböen? Sollte man den Rekord vergessen?

beiden der vier Runden in knapp unter zwei Minuten an der Spitze laufen, knapp vor Chataway, der ihn dann ablösen würde, bis auf der Gegengeraden Bannister an ihm vorbeiziehen und dann sich auf den letzten 300 Metern richtig «auskotzen» würde.

Am 6. Mai 1954, dem für den Rekordlauf vorgesehenen Tag, machte Bannister wie üblich seine Patientenrunde im Spital, bevor er um 14.30 Uhr den Zug nach Oxford nahm, wo er am Abend auf dem Sportplatz an der Iffley Road mit einer AAA-Auswahl (Amateur Athletic Association) gegen das Team seiner alten Uni antreten wollte. Das Wetter verhies nichts Gutes. Regen wäre ja noch gegangen, aber die Windböen? Sollte man den Rekord vergessen? Die beiden Chris' wurden ungeduldig. Eine

halbe Stunde vor dem Start entschied Roger: «Right, let's go.» Brasher, der, nervös, noch einen Fehlstart verursacht hatte, lief etwas zu schnell, Chataway etwas zu langsam, aber Bannister schaffte die letzte Runde in 59 Sekunden, was damals als unglaublich galt. Der Speaker gab bekannt: «Resultat von Event Nr. 8: 1 Meile. Erster, R. G. Bannister von Exeter und Merton Colleges, in einer Zeit, die, Ratifikation vorausgesetzt, neuen Bahn-, britischen, europäischen, Commonwealth- und Weltrekord bedeutet, 3 Minuten...» Der Rest – «59,4 Sekunden» – ging im stürmisch unbritischen Applaus der paar hundert Zuschauer unter. Ein einziger BBC-Kameramann hatte den historischen Moment gefilmt, aber ein Dutzend Sportjournalisten, die gehaut hatten, was kommen könnte, waren dabei gewesen. Am nächsten Tag staunte die Welt.

Der Beruf ging vor

Im August des gleichen Jahres gewann auf dem Berner Neufeld Bannister, wild angefeuert von mir, die 1500 Meter mit einem souveränen Endspurt. Es war das letzte Rennen des 25-Jährigen. Der Beruf ging vor. Er wurde ein berühmter Neurologe, 1975 schlug die Queen ihn zum Ritter.

Für den sportverrückten Schüler, der sich einst für Bannister begeistert hatte, gab es 2004 ein Nachspiel. Zum 50-Jahr-Jubiläum der Berner EM war Sir Roger als Ehrengast eingeladen, und ich durfte für ihn und Lady Bannister den Fremdenführer spielen. Ich hatte sie in Zürich abgeholt und sollte ihnen Bern zeigen: Bundeshaus, Kindlifresserbrunnen, Zytglogge, Münster, Bärengraben. Vorher wollte ich noch in der Aare schwimmen, auch wenn sie sehr kalt war. Auf dem Weg zum Parkplatz stellten Passanten fest, dass ich verstört wirkte und wirres Zeug redete. Ambulanz, Inselspital, Elektrokardiogramm, MRI. Meine aus Zürich herbeigeeilte Frau entschuldigte sich bei den Bannisters für das Ausbleiben ihres Guides und beschrieb meine Symptome. Sir Roger, Kapazität für Hirnneurologie, konnte sie beruhigen: «Ihr Mann hat transiente globale Amnesie, vorübergehenden Gedächtnisverlust, wahrscheinlich ausgelöst durchs Schwimmen im kalten Wasser. Nach ein paar Tagen zu Hause im Bett sollte er wieder ganz gesund sein. Künftig lieber rudern statt schwimmen.»

Roger Bannister, der an Parkinson litt, ist am Samstag im Alter von 88 Jahren friedlich entschlafen.



Die Bibel

Realitätssinn ist christlich

Von Peter Ruch

Wer von euch wird sich, wenn er einen Turm bauen will, nicht zuerst hinsetzen und die Kosten berechnen, ob er auch genug habe zur Ausführung (Lukas 14, 28). Jesus erzählt hier ein Miniaturgleichnis und bemüht dazu die Ökonomie. Wer ein Projekt ausführen will, tut gut daran, den Aufwand zu berechnen. Ich erinnere mich an Eindrücke aus Kalabrien, wo die Landschaft mit Bauruinen übersät war. Die Bauherrschaften hatten sich verrechnet. Auch Rigi Kaltbad bot während Jahren eine solche Zierde. Planung und Kostenberechnung ist ein Axiom jeglicher Kultur. Nicht erst beim Turm, schon beim Zaun ist sie erforderlich. Übersteigen öffentliche Grossprojekte das Budget um mehr als das Dreifache, ist wahrscheinlich Kostenverschleierung im Spiel. Bauvorhaben wie die Elbphilharmonie oder der Flughafen Berlin wären anständigerweise vielleicht abzubrechen (gewesen). Der Staat baut unbeirrt weiter, weil ihn die grundsätzliche Knappheit der Mittel wenig kümmert. Damit setzt er fragwürdige Signale für den Umgang mit Ressourcen.

Jesus führt noch ein zweites Gleichnis an, wonach ein Feldherr die Erfolgchance zu berechnen hat, ehe er in den Krieg zieht. Bei absehbarer Unterlegenheit soll er um Frieden bitten. Beide Metaphern zielen auf die Nachfolger Jesu Christi. So kann denn keiner von euch, der sich nicht von allem lossagt, was er hat, mein Jünger sein (Lukas 14, 33). Somit betrachte zum Beispiel ich mich nicht als qualifiziert für die Nachfolge. Viel zu sehr hänge ich an Hab und Gut und an den Menschen, die mir lieb und wichtig sind. Der Realität, wie sie in den beiden Gleichnissen aufleuchtet, soll ich mich stellen. Dem Projekt Nachfolge bin ich nicht gewachsen. Was ich tun kann, ist, auf die Barmherzigkeit Gottes zu hoffen. Voraus geht die Geschichte vom grossen Abendmahl, zu dem Krethi und Plethi eingeladen werden. Und im Kapitel 15 geht es um die Verlorenen, um die sich Gott akribisch bemüht. Gott will, dass wir unsere Grenzen erkennen. Er selber neigt zum Glück dazu, Grenzen zu überschreiten.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Nach allen Seiten: Jessica Chastain in «Molly's Game».

Kino

Poker-Domina

«Molly's Game», die Biografie einer knallharten Lady in einer Männerdomäne, ist Frauenpower pur, dank grandioser Besetzung.

Von Wolfram Knorr

Mit rüdem Schmiss und selbstbewusster Bravour erzählt Molly Bloom (Jessica Chastain) ihr Leben wie eine effektvolle Super-show. Das wirblige Biopic, erste Regiearbeit des Drehbuchvirtuosen Aaron Sorkin («The Social Network»), zeichnet eine verrückte Karriere: Molly ist Freestyle-Skiläuferin und Hoffnung der Olympischen Spiele 2002 in Salt Lake City, aber ein schwerer Sturz bedeutet das Sport-Aus. Statt Jura zu studieren, wie vom Vater (Kevin Costner) gewünscht, kellnert sie, heuert als Sekretärin bei Hollywood-Produzent Dean Keith (Jeremy Strong) an. Der aufgeplusterte Kräh-Heini führt sie in die Pokerszene ein, und bald organisiert sie für den Gockel illegale Pokerturniere mit Promis aus der Sport-, Film- und Politzene. Strafbar ist das nicht, so lange die Betreiber kein Geld aus dem Spielbetrieb, sondern nur Trinkgeld nehmen. Molly wird immer professioneller, takelt sich auf, vom Loder-Haar über die Pfefferschoten-Lippen bis zum verlockenden Décolleté, um die Zocker bei Laune zu halten. Sie überwirft sich mit Keith, wird gefeuert und zieht eigene Turniere auf. Investiert in eine Luxus suite, lockt die alten Gambler und wird zur Pokerqueen. Leider entgeht ihr, dass die Russenmafia mit am Tisch sitzt. Das FBI nimmt die Witterung auf, und Molly Bloom steht vor einem Scherbenhaufen.

Aaron Sorkin, der natürlich auch das Drehbuch zu «Molly's Game» schrieb, zieht alle Re-

gister optischer, akustischer und verbaler Effekte: vom Patschen der Spielkarten auf dem grünen Filz und dem flutschigen Verteilen der Karten über die Blicke der Spieler und ihre staubtrockenen Kommentare bis zu Mollys Coolness, alles von korrumpierender Eleganz. Um ihren Hals aus der Schlinge zu ziehen, heuert sie den Strafverteidiger Charlie Jaffey (Idris Elba) an, dem sie ihr Leben auffächert wie Spielkarten. Nur entspricht die rothaarige, ruppige Lady in den auffallenden Gewandungen nicht so ganz seiner Klientel. Jessica Chastain, die sich schon in John Maddens «Miss Sloane» furios als eiskalte Lobbyistin durch die Männerwelt keilte, spielt auch hier lustvoll durchtrieben Frau Satan persönlich, eine nach allen Seiten schillernde Lady, die sich in einer Männerdomäne durchsetzt.

«Molly's Game» erzählt das Leben wie ein Kartenspiel. Es wird ausgeteilt und offengelegt. Spielsüchtig war die Poker-Domina nie, wird dafür zu einem weiblichen Gulliver, mit Sarkasmus auf den Macho-Gambler-Wahn runterblickend. Bloom erreichte mit ihren Turnieren einen solchen Ruf, dass sich die Stars darum rissen, an ihren Turnieren teilnehmen zu dürfen. In ihrer Autobiografie «Molly's Game» nennt sie Namen wie Leonardo DiCaprio oder Ben Affleck und Tobey Maguire («Spider Man»), der ihr als unangenehm und geizig aufgefallen

war. Aaron Sorkin hat die Namen geändert, aber es gibt einen Spieler (Michael Cera), der wie eine Klette grinsend herumhängt und mit dem eindeutig Maguire gemeint ist. Es ging ihr, so Sorkins Interpretation, um Rebellion gegen die Macht der Männer. ★★★★★

Weitere Premieren

Ella & John — Das alte Ehepaar Spencer entmottet sein Wohnmobil und macht sich noch mal auf die Reise – zum Entsetzen der erwachsenen Kinder. John (Donald Sutherland) und Ella (Helen Mirren) ist das wurscht. Das Roadmovie hat dank der wunderbaren Besetzung Charme und spielt fröhlich mit den Widerborstigkeiten und Macken alter Ehepaare. Allerdings gibt es in Paolo Virzis Verfilmung des Romans «The Leisure Seeker» auch ein paar Durchhänger. ★★★★★



Entmottung des Wohnmobils: «Ella & John».

Operation: 12 Strong — Kurz nach dem Desaster von 9/11 wurde eine zwölköpfige Eliteeinheit für ein Himmelfahrtskommando nach Afghanistan geschickt, um mit der Nordallianz den Al-Qaida-Unterschlupf Masar-e Scharif von den Rebellen zu befreien. Produzent Jerry Bruckheimer («Armageddon»), Krawallmeister Hollywoods, donnert mit dem dänischen Regisseur Nicolai Fuglsig die Aktion zu einem patriotischen Täterätä-Kriegsepos hoch. Wieder mal müssen die Amis den Einheimischen vorführen, wie man gewinnt – auf der Leinwand. Passt genau in die Donald-Trump-Ära, und da werden noch mehr in diese Kerbe hauen, auch wenn die Filmwelt so tut, als sei sie Anti-Trumpist. ★★★★★



Täterätä-Kriegsepos: «Operation: 12 Strong».



Bohrende Beharrlichkeit: «Eldorado».

Eldorado — Markus Imhoof («Das Boot ist voll») ist von persönlichen Erlebnissen geprägt: Seine Familie nahm während der Kriegsjahre ein italienisches Mädchen auf. In seinem jüngsten Dok-Film widmet er sich der Flüchtlingsproblematik in Italien. Mit bohrender Beharrlichkeit bleibt er nahe an den Betroffenen, zu denen auch die oft überforderten Helfer zählen, und zeigt den fatalen Prozess der «Eingliederung». Etwa wenn die Geretteten aus den Booten vom medizinischen Personal untersucht und mit einer Nummer am Kragen versehen werden. Das weckt Assoziationen zur Sklaverei – und dort enden viele auch: als illegale Billigkräfte in der Landwirtschaft. Und Imhoof widmet sich auch solchen, die freiwillig zurück wollen, um mit dem in Italien erarbeiteten Geld Kühe zu kaufen. Aber auch das ist wohl nur Illusion: Durch ein EU-Handelsabkommen fliesst zollfreie Milch nach Afrika, was wiederum die Leidtragenden zurück nach Europa drängt. Ein Teufelskreis, den Imhoof präzise anschaulich macht; von anderen Ausbeutereien durch die Mafia ganz zu schweigen. Beklemmend. ★★★★★

Knorrs Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Three Billboards Outside... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	I, Tonya Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
4	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
5	All the Money in the World Regie: Ridley Scott	★★★★☆
6	Phantom Thread Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★☆
7	Criminal Squad Regie: Christian Gudegast	★★★★☆
8	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
9	Red Sparrow Regie: Francis Lawrence	★★★☆☆
10	Black Panther Regie: Ryan Coogler	★★★☆☆

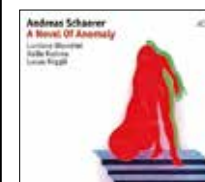
Jazz

Klangrausch und Kalkül

Von Peter Rüedi

Alle Instrumentalkunst im Jazz, sagte einmal Joachim E. Berendt, habe eine vokale Qualität und aller Gesang eine instrumentale. Das galt selbst für Sängerinnen und Sänger, die sich an die Vorlagen hielten, die Songs, aber besonders traf es auf Improvisator(inn)en zu, die ihre Stimme explizit als Instrument verstanden: Ella Fitzgerald mit ihrem Scat-Gesang oder Betty Carter. Nicht zu reden von den Virtuosen des Vocalese wie dem grossen Jon Hendricks, der auf berühmte Instrumentalsoli Texte von haarsträubender Brillanz und explosivem Witz erfand respektive sang, eine sehr besondere Art der Jazz-Lyrik.

Einer, der den instrumentalen Vokaljazz im Quadrat beherrscht, ist der Schweizer Andreas Schaerer, seit seinem Sextett mit dem skurrilen Namen «Hildegard lernt fliegen» eine internationale Attraktion als Sänger, dessen Qualitäten als Entertainer von seinem künstlerischen Potenzial nicht zu trennen sind. Schaerer ist ebenso ein eindrücklicher Interpret von melodiosen Songs (gelegentlich in der Sopranlage respektive mit Kopfstimme) wie von halsbrecherischen instrumentalen Improvisationen: mal im rhythmischen Fach (er nennt das «mouth percussion»), mal in der Sprache von Bläsern, mal in der eines Bassisten. Schaerer hat ein ganzes Orchester in der Kehle. Allein, er (miss) braucht seine Fähigkeiten nicht für Zirkusnummern, für Imitation. Vielmehr schlüpft er in das Idiom eines, sagen wir: Trompeters, um in dem eine Geschichte mit Hand und Fuss zu erzählen. Sein jüngstes Opus ist eine CD mit dem zutreffenden Titel «A Novel of Anomaly», seine Partner sind der italienische Akkordeonist Luciano Biondini, ein Musiker von grosser Finesse und barocker Wucht (und so gesehen Schaerers Alter Ego), ferner der finnische Gitarrist Kalle Kalima und Schaerers alter Freund und Partner Lucas Niggli (Weltwoche Nr. 9/18) – eine fabelhaft synchronisierte Truppe, die zwischen Songs, die hart am Sanremo-Register vorbeischrannen, und wilden kollektiven Improvisationsräuschen ebenso klug kalkuliert wie ausgelassen alles versucht, was das Herz (und der Verstand) begehrt. Musik, ebenso überschäumend wie poetisch transparent.



Andreas Schaerer (Luciano Biondini, Kalle Kalima, Lucas Niggli): A Novel of Anomaly. ACT 9853-2

Roter Frankenstein

Rind und Wisent, Zebra und Esel hatte er bereits gekreuzt. Nun versuchte Ilja Iwanow sein monströses Experiment an Menschen und Affen. Er wusste: Ruhm und Stalins Bewunderung wären ihm sicher. So machte er sich auf nach Französisch-Guinea, wo er eine teuflische Entscheidung traf. *Von Giles Milton*

Im Frühling 1926 ging ein älterer russischer Wissenschaftler im vor Hitze dampfenden Hafen von Conakry in Französisch-Guinea an Land. Professor Ilja Iwanow war aus Moskau hergereist, um ein sensationelles biologisches Experiment durchzuführen, das vom sowjetischen Regime finanziert und von der Russischen Akademie der Wissenschaften gutgeheissen wurde.

Iwanow hoffte, mit künstlicher Befruchtung eine sonderbare Kreuzung von Mensch und Affe schaffen zu können. Er wusste: Sollte er Erfolg haben, würde er als einer der grössten Wissenschaftler aller Zeiten in die Geschichte eingehen. Ausserdem würde er so Josef Stalins Bewunderung gewinnen.

Dass er sein Experiment in Französisch-Guinea durchführen wollte, hatte einen guten Grund: Das Pariser Institut Pasteur hatte ihm freien Zugang zu den Schimpansen angeboten, über die es in seinem Forschungszentrum in der Stadt Kindia verfügte, die im Landesinneren lag. Iwanow hatte noch einen anderen Grund für seine Reise nach Afrika, einen Grund, den er für sich behielt: Er wollte nicht nur Schimpansinnen künstlich befruchten, sondern hoffte, auch Guineerinnen mit Affensperma befruchten zu können.

Seit vielen Jahren war Iwanow fasziniert von der Vorstellung, eine Kreuzung von Mensch und Affe zu schaffen. Erstmals öffentlich diskutiert hatte er die Idee 1910 bei einer Zoologenkonferenz in Österreich. Er hatte auch viele Experimente mit Tieren durchgeführt, zum Beispiel bei Pferden die Geschlechtsdrüsen herausoperiert, um zu versuchen, Superhengste zu schaffen.

Die Möglichkeiten künstlicher Befruchtung faszinierten ihn immer heftiger, er begann, Gott zu spielen, und schuf eine Reihe merkwürdiger Mischwesen, wie man sie noch nie gesehen hatte.

Er schuf einen Zesal (eine Kreuzung von Zebra und Esel), einen Zubron (eine Kreuzung von Rind und Wisent) und endlos viele Kreuzungen von Kaninchen, Ratten und Mäusen. Anfang der zwanziger Jahre kam er zur Überzeugung, dass die Blutkörperchen von Menschen denjenigen von Schimpansen, Gorillas



Merkwürdige Mischwesen: Wissenschaftler Ilja Iwanow.

und Orang-Utans so ähnlich seien, dass auch die Erschaffung einer Affe-Mensch-Kreuzung möglich sein sollte.

Iwanows erste Reise nach Französisch-Guinea war ein Misserfolg. Keine der Schimpansinnen war sexuell reif genug, um Nachwuchs zu haben. Er kehrte nach Paris zurück und forschte weiter, zusammen mit dem berühmten Chirurgen Serge Voronoff, der bei älteren Männern, die ihre jugendliche Männ-

Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge über «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. www.gilesmilton.com

lichkeit zurückhaben wollten, mit Erfolg Affenhodengewebe implantierte.

Ob solche Operationen ethisch richtig seien, stellten die beiden Wissenschaftler nie in Frage. Sie träumten vielmehr von immer bizarreren Experimenten. Im Sommer 1926 gelang es ihnen, den Eierstock einer Frau einer Schimpansin namens Nova zu implantieren. Dann befruchteten sie Nova mit menschlichem Spermium eines unbekannten Spenders. Doch allen Versuchen zum Trotz wurde Nova nie trüchtig.

Im November fuhr Iwanow zurück nach Conakry und bezahlte Einheimische dafür, dass sie geschlechtsreife Schimpansinnen fingen. Er dürstete nach Erfolgen, und mit beträchtlichen Schwierigkeiten gelang es ihm, drei der Schimpansinnen zu besamen.

Gleichzeitig war er überzeugt, dass der Erfolg viel grösser wäre, wenn er mit Menschen experimentieren und Afrikanerinnen mit Schimpansensperma befruchten könnte.

Rasch musste er allerdings feststellen, dass einheimische Frauen keinerlei Lust hatten, an seinem monströsen Experiment teilzunehmen. Deshalb traf er die folgenschwere Entscheidung, Frauen ohne ihr Wissen zu befruchten, nämlich im Laufe gynäkologischer Routineuntersuchungen.

Der Generalgouverneur von Französisch-Guinea, Paul Poiret, war entsetzt, als er von Iwanows Absichten erfuhr. Er lehnte diese Pläne, bevor Iwanow sie verwirklichen konnte, rundweg ab und machte deutlich, dass er solch unmoralisches Vorgehen nie und nimmer gutheissen würde.

Iwanow war bitter enttäuscht: Der Gouverneur hatte seinem Experiment einen schweren Schlag versetzt. Ein weiterer Rückschlag erfolgte, als seine drei Schimpansinnen nicht trüchtig wurden. Bald danach verliess der enttäuschte russische Professor Guinea für immer. Er nahm zwanzig Schimpansen mit. Sie sollten den Grundstock bilden für ein neues Menschenaffenlaboratorium in der sowjetischen Republik Abchasien.

Nur vier von Iwanows Schimpansen überlebten die Reise, doch bald kam Nachschub:

sechs Schimpansen, fünf Orang-Utans, zwanzig Paviane, alle geliefert von der deutschen Firma Ruch.

Erstaunlicherweise gelang es Iwanow, fünf Sowjetbürgerinnen dazu zu überreden, sich mit Primatensperma befruchten zu lassen, obschon das damit verbundene Gesundheitsrisiko völlig unbekannt war.

Doch als der Professor mit seinem Experiment beginnen konnte, waren alle Schimpansen und Paviane gestorben. Der einzige sexuellaktive Überlebendewereinausgewachsener Orang-Utan namens Tarzan.

Einmal mehr griff das Schicksal in Iwanows Arbeit ein. Tarzan erlitt eine Hirnblutung und starb. «Der Orang ist gestorben, und wir suchen einen Ersatz», schrieb der untröstliche Iwanow in einem Telegramm an die weiblichen Freiwilligen.

Unterdessen hatte die Presse von seinem früheren Plan, Afrikanerinnen ohne deren Einverständnis zu befruchten, erfahren. Zuerst wurde Iwanow von der Russischen Akademie der Wissenschaften verurteilt, die ihm sogleich die finanzielle Unterstützung entzog. Dann fiel er auch bei Stalin in Ungnade, den Wissenschaftler überzeugt hatten, Genforschung sei bürgerlich und imperialistisch.

Am 13. Dezember 1930 wurde Iwanow von Stalins Geheimpolizei verhaftet und als Konterrevolutionär verurteilt. Er wurde nach Kasachstan verbannt, wo er zwei Jahre später an einem Schlaganfall verstarb.

Mehr als sechzig Jahre lang gerieten Iwanows bizarre Experimente in Vergessenheit. Erst in den neunziger Jahren wurden Berichte über seine Versuche, Menschen und Affen zu kreuzen, in Archiven wiederentdeckt. Er wurde von der russischen Presse sofort als roter Frankenstein bezeichnet. Es gab sogar Berichte, die allerdings nie bestätigt wurden, Stalin selbst habe die Erzeugung eines Affen-Menschen-Superkriegers befohlen.

Obschon Iwanows Wirken mit seinem Tod 1932 endete, war die Geschichte damit noch nicht zu Ende. Denn ein Aspekt von Iwanows Werk wirkt bis heute fort. Sein Primatenlaboratorium in der Republik Abchasien existiert nach wie vor. Es ist heute Teil der Abchasischen Akademie der Wissenschaften, hat allerdings mit einer chronischen Unterfinanzierung zu kämpfen.

Nach einem Austausch von Wissenschaftlern in den fünfziger Jahren wurde Professor Iwanows Kombination von Zoo und Laboratorium zum Vorbild des US National Primate Research Center. Allerdings mit dem grossen Unterschied, dass von Versuchen, Menschen mit Affen zu kreuzen, keine Rede mehr ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Der Kamikazepilot, der überlebte»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Die ständige Diskussion um «Fake News» und das «postfaktische Zeitalter» haben mich verunsichert. Wem kann man überhaupt noch trauen? Dem Staat? Den Medien? Den Geistlichen? Niemandem mehr? Ist es nicht eine armselige Welt, in der man niemandem mehr trauen kann? Und woher holt man sich noch verlässliche Informationen? *Ramona R., Gossau*

Woher verlässliche Informationen holen? Am besten ist es, wenn Sie die Welt so nehmen, wie sie ist. Stets bleibt die verzweifelte Frage: «Was ist Wahrheit?» Wichtig ist, jede Aussage kritisch zu hinterfragen und nie blindlings zu vertrauen. Es lohnt sich, kritisch zu sein: Nehmen Sie ruhig an, die meisten News seien «Fake News». Nehmen Sie über die gleiche Sache viele – gerade auch konträre – Meinungen zur Kenntnis. Dem wahren Sachverhalt wird man sich so eher nähern, als wenn man Meinungen blindlings vertraut.

Rosig-optimistische Mitteilungen des Staates zum Beispiel sind verführerisch und bringen uns dazu, dass wir uns in

falscher Sicherheit wiegen. Der Staat hat heute ganze Informationsabteilungen, welche informieren. Aber leider nicht in erster Linie, um zu sagen, wie es tatsächlich ist, sondern um den Eindruck zu erwecken, es sei alles viel besser, indem das Negative unterschlagen wird. Aber auch an vielen andern Orten werden Nachrichten geschönt oder manipuliert. Darum ist es so wichtig, dass es mehrere voneinander unabhängige Medien gibt – die Meinungsvielfalt wird einseitige «Fake News» unterbinden –, so dass man die Sache von verschiedenen Seiten dargestellt bekommt. Das gilt für alle Nachrichtenträger, für weltliche oder geistliche Personen.

Deswegen ist aber die Welt nicht armselig. Man muss wissen, dass auch «Fake News» und geschönte und manipulierte Nachrichten die Welt nicht verändern können. Sie wird nur anders dargestellt, als sie in Wirklichkeit ist. Aber die Kunst im Leben besteht darin, immer zu suchen, wie und was die Wirklichkeit ist. Die Menschen sind und bleiben unvollkommen. Das muss man in Kauf nehmen. Zugrunde geht die Welt deswegen nicht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Amerika mag Emmi

Emmi ist der tonangebende Milchverarbeiter in der Schweiz, die Zentralschweizer haben den Übergang aus der alten Milchordnung in die Marktumgebung besser bewältigt als andere Milchverbände. Emmi ist weit über das Inland hinausgewachsen und jetzt so weit, dass schon praktisch die Hälfte der Produkte, die einen Jahresumsatz von 3,3 Milliarden Franken bringen, im Ausland verkauft wird. Von der Belegschaft (knapp 5800 Personen) arbeitet etwas mehr als die Hälfte in der Schweiz. Die Aktien, die schwergewichtig den Milchverbänden der Zentral- und Nordwestschweiz gehören, haben in der zurückliegenden Woche an der Börse gut 7 Prozent an Wert gewonnen. Die soeben veröffentlichten Zahlen zum Jahr 2017 zeigten als positive Überraschung eine Be-

Aktienkurs von Emmi

Vom 27. Februar bis 6. März 2018, in Franken



schleunigung der Geschäfte im zweiten Semester, unter anderem dank gutem US-Geschäft. Anleger dürfen zudem damit rechnen, dass in der Dividendenpolitik die Ausschüttungsquote erhöht wird. *Beat Gygi*



Thiel

Protestkongress

Von *Andreas Thiel*

Hostess: Willkommen zum Kongress der politischen Protestbewegungen ...

Techniker: Den Aktivisten, die in Eisbärkostümen gegen die Klimaerwärmung protestieren, ist es zu warm. Sie fragen, ob man die Klimaanlage wieder einschalten könne.

Hostess: Aber die haben wir doch erst gerade wegen der nackten Femen-Aktivistinnen ausgeschaltet.

Techniker: Diese wurden vorhin von verschleierte Frauen belästigt, die gegen das Burkaverbot protestieren.

Hostess: Nicht umgekehrt?

Techniker: Nein. Eine Personenkontrolle ergab, dass da gar keine Frauen unter den Burkas stecken. Es sind Männer, die angeben, ihre Frauen zu vertreten, weil diese nicht an politischen Demonstrationen teilnehmen dürfen. Keine Angst, wir haben alle kontrolliert. Im Gegensatz zu den nackten Femen-Aktivistinnen konnten sie sich wenigstens ausweisen.

Hostess: Aber sonst sind alle Delegationen bereit für das Gruppenfoto?

Techniker: Bloss die nordkoreanischen Cheerleader sind verschwunden. Einige hat man unter den nackten Femen-Aktivistinnen entdeckt, andere haben sich unter Eisbärkostümen und Burkas versteckt.

Hostess: Und Sie? Haben Sie auch Ihre Gruppe verloren?

Statistikerin: Nein, ich bin vom Meinungsforschungsinstitut GFS und möchte Sie fragen, ob Sie der Meinung zustimmen würden, dass repräsentative Meinungsumfragen repräsentativer sind als Abstimmungen mit niedriger Stimmbeteiligung, und wofür Sie stimmen würden, wenn Sie darüber abstimmen könnten, ob Abstimmungen unter einer bestimmten Mindestbeteiligung durch Meinungsumfragen ersetzt werden könnten, und ob Sie an einer solchen Abstimmung überhaupt teilnehmen würden.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Erlkönig im Shitstorm

Schatten über den Tiroler Festspielen; gewaltiger Applaus für Wagner-Entertainer Stefan Mickisch. Von *Hildegard Schwaninger*

Ein echter Shitstorm ist über **Gustav Kuhn**, den Gründer und Leiter der Tiroler Festspiele in Erl, hereingebrochen. Die Vorwürfe sind happig. Gustav Kuhn regiert – als Intendant, Dirigent und Regisseur in Personalunion – die Tiroler Festspiele seit ihrer Gründung 1997 autokratisch, er hat das 1500-Seelendorf Erl bei Kufstein auf die Landkarte internationaler Musikfestspiele gesetzt. Der «24-Stunden-Ring» (Richard Wagners «Ring des Nibelungen», in 24 Stunden aufgeführt) verschaffte ihm einen Eintrag ins «Buch der Rekorde». Man nennt Kuhn den «Erlkönig».

Gustav Kuhn hat ganz hohe Verdienste um Erl, allein der Mehrwert, den er für den Tourismus schafft, ist gewaltig. Und er ist ein Musiker, der weltweit dirigiert hat (auch in Zürich). Vermutlich hat er allerdings – Hybris der Mächtigen – den Bogen überspannt. Er sieht sich schlimmen Vorwürfen ausgesetzt, nach einer Anzeige des Vereins Art but fair ermittelt jetzt das Landesgericht Innsbruck. Es gilt die Unschuldsvermutung. Es geht um Ausbeutung und Lohn-dumping, einschüchternden Führungsstil und sexuelle Nötigung. Konkret: Die Künstler, viele aus Weissrussland, wurden mit 38 Euro brutto pro Tag entlohnt und sollen in erbärmlichen Unterkünften gehaust haben, es habe ein Klima der Angst geherrscht. Kuhn war für seine Wutausbrüche gefürchtet, er soll die Künstler angeschrien, einem Chorsänger eine Ohrfeige verpasst haben. Seinen Appetit auf junge Frauen, so der Vorwurf, soll Gustav Kuhn auf der Be-

setzungscouch getilgt haben: beim sogenannten «Walkürentest».

Die Vorwürfe sind so drastisch, dass es für die Tiroler Festspiele existenzgefährdend werden könnte. **Hans Peter Haselsteiner**, der Strabag-Industrielle, der wichtigste Sponsor von Erl, der für Gustav Kuhn sogar ein Festspielhaus erbauen liess, reagiert entsprechend offensiv. Die Vorwürfe weist er zurück und spricht von «einer Schweinerei». Der Tiroler Blogger Markus Wilhelm, Star-Publizist und bekannter Skandale-Aufdecker, hat die Affäre Kuhn ins Rollen gebracht. Mit Dutzenden Anschuldigungen – fast alle anonym, da die Künstler Angst haben, keine Engagements mehr zu bekommen. Von Kuhn und Haselsteiner wurde der Blogger als «frustrierter Mensch» bezeichnet. Auf gerichtliche Anweisung musste er die Anschuldigungen von seiner Website löschen.

Gustav Kuhn hat auch in der Schweiz seine Spuren hinterlassen. 1979 war er Generalmusikdirektor in Bern. Dort wurde er entlassen, weil er den Intendanten geohrfeigt hatte. Das ging als sogenannte «Watschn-Affäre» in die Geschichte ein. Und – er war einmal mit einer Frau verheiratet, die zum Schweizer Establishment gehört; es ist lange her, damals war sie jung wie Kuhn und noch Salzburgerin: mit **Renate Gerber**, heute Ehefrau von Ex-Hoffmann-La-Roche-Präsident **Fritz Gerber**.

Ein Leckerbissen für Richard-Wagner-Freunde sind immer wieder die Vorträge von **Ste-**



Fast verliebt

Mit 66 Jahren

Von *Claudia Schumacher*

Man hat da diesen Moment zwischen Schock und Überraschung, wenn man erfährt, dass die eigene Mutter besseren Sex hat als man selbst. Wobei meine Mutter, dieses 64-jährige Hottie mit den

verruchten Kurven, streng genommen noch zwei Jahre warten muss auf den Gipfel ihrer Lust: Den haben Frauen laut einer neuen Umfrage unter 5000 Amerikanern nämlich durchschnittlich erst im Alter von 66 Jahren. Welch Prophet Udo Jürgens doch war. Trotzdem muss mir das bitte mal jemand erklären.

Die Sextherapeutin Vanessa Marin betreibt die «Finishing School», eine digitale Orgasmus-Werkstatt für Frauen, und sie weiss den Grund für das lüsterne Leben unserer Mütter: «Jüngere Leute denken viel zu viel darüber nach, wie sie aussehen. Das legt sich mit der Zeit.» Als Teenager seien Frauen am unsicheren, was ihr Aussehen betrifft. Zwischen ihren 20ern und 30ern entspannten sie sich langsam – und würden dann immer lockerer. Psychologen weisen gerne darauf hin, dass Frauen mit zunehmendem Alter auf gute Weise selbstsüchtiger und fordernder würden – spätestens,



Vorwürfe: Direktor Kuhn.



6000 Flyer: Veranstalter Trösch.



Viel Humor: Pianist Mickisch.

fan Mickisch. Unter Wagnerianern genießt der 1962 geborene Pianist, Musiker und Selfmade-philosoph echten Kultstatus. Letzten Sonntag gab er eine Matinee im Zürcher Bernhard-Theater zum Thema «Parsifal». Mickisch spielte (auf dem Steinway D) und erklärte. Das Theater war zum Bersten voll, der Applaus gewaltig. Organisiert hat den Event Armin Trösch, der Buchantiquar und Ehrenpräsident der Schweizer Richard-Wagner-Gesellschaft. Trösch liess 6000 Flyer drucken und verteilte sie höchstpersönlich vor dem Opernhaus. Eine intelligente und wirkungsvolle Privatinitiative! Armin Trösch erinnerte sich, wie er erstmals am Zürcher Opernhaus im «Parsifal» war. Es ist Jahrzehnte her: «Wir waren alle in unseren Konfirmandenanzügen, die Musik von Wagner hat etwas Sakrales, und wir haben allen Ernstes diskutiert, ob wir in der Pause ein Schinkenbrötli essen dürfen oder ob so etwas Triviales den Geist des «Parsifal» stört.»

Es war viel Humor in der Matinee, dank Stefan Mickisch, der – mit seinem charmanten bayrischen Duktus – ein höchst unterhaltsamer Mann ist. Hochgebildet und künstlerisch virtuos; ein Genuss und Spass, wie er, genannt «Opernführer des 21. Jahrhunderts», durch die Meisterwerke der Musik führt. Nach der Vorstellung signiert er seine CDs, neuerdings auch zu Richard Strauss (zuoberst auf der Top-Ten-Liste seiner Lieblingsopern steht «Frau ohne Schatten»), dann ging man noch zum Mittagessen ins «Schiller» am Sechseläutenplatz. Stefan Mickisch ass gegrillte Seezunge mit Gemüse, eilte zu den Tischen, die mit seinen Fans besetzt waren; eine Urenkelin von Richard Wagner war auch da. Als Nächstes tritt Mickisch in Stuttgart, dann im Konzerthaus in Wien auf.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

wenn etwaige Kinder aus dem Haus sind, holten sie sich angeblich den Spass zurück.

Wussten Sie, dass der erfolgreichste Suchbegriff auf Porno-Websites in vielen Ländern «Mom» ist? Dicht gefolgt von der Stiefschwester, aber dann kommt auch schon bald die «Granny». Heisst: Die älteren Semester sind nicht nur triebhaft, sie werden auch von der versammelten masturbierenden Männerwelt als zweckdienlich empfunden.

Die Sache mit dem Alter und den Frauen ist wunderbar. Heutzutage gelten Frauen bis zu den Wechseljahren als attraktiv. Dann kommt diese ominöse Katastrophe namens Menopause, in der Frauen zu «Frauen mittleren Alters» werden und vorübergehend aufhören zu existieren. Nach allem, was man so hört, ist es eine Zeit hormoneller Maximalverwirrung, in welcher bei vielen Frauen der plötzlich reptilienartig wechselwarme Körper zum Fremd-

körper wird, dessen Alter man am besten verschweigt. Die «Frau mittleren Alters» wird verlassen. Oftmals von ihrer Libido (Testosterontherapien sollen helfen), aber auch von den Kindern, vereinzelt vom Ehemann. Letzteres ist zumindest Sexstatistisch gesehen ein Glück: Denn hat die Frau ihre Menopause überwunden, steigt sie offenbar wie Phönix aus der Asche, und die besten Orgasmen haben dann Single-Frauen Mitte sechzig. So gesehen hat die TV-Autorin Güzin Kar (frühere *Weltwoche*-Kolumnistin) mit ihrer Figur der alten Nymphomanin in der neuen SRF-Serie «Seitentriebe» vom Leben abgeschrieben. Sind wir Frauen also doch keine Schrumpelrosinen, sondern guter Wein, der im Alter besser wird? Zumindest weiss ich, was ich eines Tages meiner ersten bleibenden Falte erzähle.



Unten durch Vier Ringe

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, dass lange Autobahnfahrten deine Fantasie anregen. Im Grunde genommen hast du überhaupt nur beim Autofahren Fantasie, dann kommen dir die verrücktesten Dinge in den Sinn. Kürzlich hast du dir auf der A1 kurz nach Bern vorgestellt, dass auf dem Pannestreifen zwei ausserirdische Wissenschaftler stehen und den Verkehr beobachten. Sie wollen dahinterkommen, was die Symbole bedeuten, die auf den Autos der Menschen hinten und vorn über dem Nummernschild angebracht sind. Nummernschilder haben sie auf ihrem Planeten auch, denn auch bei ihnen gibt es Gemeinden, die durch Bussgelder den Kauf weiterer Blitzgeräte finanzieren. Aber die Symbole sind ihnen ein Rätsel.

Die Wissenschaftler haben eine Liste erstellt mit den am häufigsten vorkommenden Symbolen: 1. Ein auf der Spitze stehender Winkel über zwei darunterliegenden Winkeln, eingefasst in einen Kreis. 2. Ein Kreis mit einem dreiarmligen Stern – «Wie ein atrojanischer Seestern», schreibt einer der Wissenschaftler in seine Notizdatei. 3. Vier Ringe auf einer Horizontalen, wobei jeder Ring in den nächsten greift. 4. Ein Kreis, geteilt in blaue und weisse Viertel. 5. Ein Kreis mit einer horizontalen, gezackten Linie. 6. Ein in die Länge gezogenes Quadrat, das auf einer seiner Ecken steht.

Auf der Höhe von Wangen an der Aare gerätselst du in einen Stau. Jetzt hast du viel Zeit, dir vorzustellen, dass die beiden ausserirdischen Wissenschaftler eine Arbeitstheorie entwickeln. A. Jeder Mensch gehört zu einem Clan. B. Die Symbole auf den Autos sind Clan-Zeichen. C. Es gibt zwei dominante Clans, die um die Vorherrschaft kämpfen: Der eine ist der mit dem Vier-Ringe-Symbol, der andere der mit den blauen und weissen Vierteln. Ob die Theorie stimmt, kann jetzt nur das Experiment zeigen. Die beiden Wissenschaftler entführen nachts um halb elf an der Tankstelle Grauholz je ein Mitglied der beiden Super-Clans. Sie sperren die beiden Clan-Mitglieder für vier Stunden in eine Kabine der Herrentoilette. «Die Testpersonen», notiert einer der Wissenschaftler, «liessen einander abwechselnd auf dem Toilettensitz sit-

» Fortsetzung auf Seite 76

zen, was gegen die Theorie einer Erbfeindschaft zwischen ihren Clans spricht. Sie verneinten beide, einem bestimmten Clan anzugehören. Aber als wir ihnen Fotos der Symbole anderer Clans zeigten, äusserten sie sich darüber spontan abfällig. Sie benutzten Bezeichnungen wie «Spiesserkarren», «Damenauto» und «Schneckenporsche». Einzig der Clan, dessen Symbol der atrojanische dreiarmlige Seestern ist, scheint bei ihnen ein gewisses Renommee zu geniessen.»

Endlich löst sich dein Stau auf, und du kannst friedlich bis Oensingen weiterfahren, wo dann aber, als du einen Lastwagen überholst, einer vom Vier-Ringe-Clan so dicht auf dich auffährt, dass du sein Tom-Ford-Aftershave riechen kannst. Er drängelt und lichthübelt, und dank der ausserirdischen Wissenschaftler weisst du jetzt auch, warum: weil er dein Auto für einen «Schneckenporsche» hält. Um ihm zu zeigen, dass die Langsamkeit eine Waffe sein kann, überholst du den Lastwagen in meditativem Tempo 80, und als du im Rückspiegel siehst, wie der Vier-Ringe-Barbar dir den Mittelfinger zeigt, stellst du dir vor, dass die Wissenschaftler ihn nach Beendigung ihrer Tests lebendig in die Aare werfen um herauszufinden, ob der Krankenwagen, der zu seiner Rettung kommt, das Symbol seines Clans trägt oder ob die Clans sich untereinander auf eine gemeinsame medizinische Versorgung geeinigt haben. Eine Stunde später suchst du in Zürich in deiner Strasse einen Parkplatz. Da wäre auch einer. Aber ein Idiot vom Clan, dessen Zeichen ein auf der Spitze stehendes in die Länge gezogenes Quadrat ist, hat seine *family-size*-Spiesserkarre quer über zwei Parkplätze hingestellt! Die Ausserirdischen werden nie verstehen, was in uns Menschen in solchen Momenten emotional abläuft!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Vibrierende Studie in Grau

Von Peter Rüedi

Wer bei Grauburgunder an den italienischen Pinot grigio denkt, liegt nicht ganz falsch und doch daneben – zumal, wenn er ein Glas von Holger Koch aus Bickensohl am südwestlichen Kaiserstuhl in der Hand hat. Auch mit badischer Durchschnittsware hat Kochs fein gewirkter, subtiler, aber charaktervoller Pinot gris nichts zu schaffen. Wie mit allen seinen Weinen, zumal mit seinen dichten, wunderbar hellfarbigen Pinots noirs, orientiert sich der Winzer, der seine vom Vater ererbten 7,5 Hektaren seit 1999 nach den Grundsätzen des biologischen Weinbaus bewirtschaftet, am Urmeter aller Pinots: am Burgund.

Koch konzentriert sich ganz auf drei Sorten Pinots. Sein Renommee hat er sich mit den roten erarbeitet, die nicht nur in Deutschland zur Spitzenklasse gehören, sondern überhaupt (okay, bis zu den Ikonen wie Romanée-Conti oder Leroy ist es noch ein Quantensprung und zum Schweizer Topshot Gantenbein immerhin noch ein Unterschied, aber die spielen auch, was

die Preise angeht, in einer anderen Liga). Koch bietet schon mit seinen Basisweinen Erstaunliches bis Unglaubliches. Erst recht mit diesem Grauburgunder*** GG Selection 2016, einem Weissen, der selbst einen eingefleischten Riesling-Aficionado wie mich auf glückliche Abwege bringt. Und trocken heisst bei Koch trocken. Keine Spur von der gern etwas banal pampigen Breite, zu der die Sorte in der Massenproduktion gern neigt, keine Spur von der gelegentlich etwas penetranten Aromatik. Pure Raffinesse: vor allem in der Balance zwischen feiner, heuduftender Nase, opulenter, mundfüllender Frucht und knackiger Säure und mineralischen Noten von den vulkanischen Böden am Kaiserstuhl. Viel Fülle, aber keine wie auch immer geartete Penetranz, wie sie uns gelegentlich bei Walliser Marsannes (so heisst die Sorte dort) den nächsten Schluck verleidet. All das gilt mutatis mutandis, also etwas sordinierter schon für die günstigere Version, den Grauburgunder trocken Herrenstück 2016: erstaunliche Struktur und Länge für einen Weissen dieser Preisklasse, wenn auch nicht ganz das vibrierend vielschichtige nervige Naturell der «Selection». Lebendigkeit zeichnet diesen Wein von einer Südlage von Kochs Reben (wie alle seine Etiketten) allemal aus. Schon wahr: Der Wein entsteht im Rebberg. Aber Kochs Finesse verdankt sich auch der Kunst dieses Winzers im Keller. Besser: der Kunst, den Wein nicht zu machen, sondern zuzulassen, dass er sich selber macht – zum Teil auf der Maische vergoren, teils im Tank, teils in grossem Holz ausgebaut. Alles mit Augenmass und Fingerspitzengefühl.

Holger Koch Herrenstück Grauburgunder trocken 2016. 13 %. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 17.–. www.peterkuhnweine.ch

Holger Koch GG Selection Grauburgunder trocken 2016. 13,5%. Fr. 25.80. Ebenda



Salz & Pfeffer

Ein hervorragender Chinese

Von Andreas Honegger

München ist, wie viele wirtschaftlich florierende Städte, eine Hochburg für gute Gastronomie. Vom Brauhaus bis zum Sterne-Restaurant kann man gute kulina-

rische Erfahrungen machen. Für einmal ist es ein China-Restaurant, das uns begeistert: Das «Jin» liegt an der Kanalstrasse, nur einen Steinwurf weg von der Maximilianstrasse, praktisch noch in der Nähe vom Hofbräuhaus. Da die Strasse derzeit umgebaut wird, muss man sich etwas um Abschränkungen herumwinden, aber der kleine Umweg lohnt sich. Hao Jin, der seit über zwanzig Jahren in München arbeitet, ist ein hervorragender Koch, den man nicht so leicht in eine Schublade stecken kann. Sein Restaurant wird oft als japanisch empfunden. Sicher hat die Frische der japanischen Esskultur Jin stark beeinflusst. Er selbst hat die Traditionen der südchinesischen Provinz Zhejiang, der Küstenregion südlich von Shanghai, mitgebracht, wo Fisch und Meeresfrüchte dominieren und die natürlichen Aromen beibehalten werden. Sicher aber ist das «Jin» keines dieser «panasiatischen» Restaurants, die alles anbieten und nichts können.

Wir haben schon mehrmals hervorragend bei ihm gegessen. Es gibt da diverse ultraleichte Fisch-Carpaccios, mit Ingwer und Zitrusfrüchten aromatisiert, wunderbare Fisch- und Meeresfrüchtesuppen, aber auch ein Perlhuhn mit roten Zwiebeln und Szechuan-Pfeffer oder ein schmelzend zartes Charolais-Entrecôte. Wenn sie Saison haben, erscheinen auch Spargeln oder Morcheln in seinen Kompositionen. Am besten lassen Sie Jin freie Hand und lassen sich mit dem Degustationsmenü für 96 Euro verwöhnen. Das vom «Gault Millau» mit 16 Punkten ausgezeichnete Restaurant ist in warmen Tönen, aber sehr dezent eingerichtet und verfügt nur über wenige Tische (reservieren!) – im Sommer kommen noch einige auf der Terrasse dazu.

Restaurant Jin, Kanalstrasse 14, 80538 München
Tel. +49 89 21 94 99 70. restaurant-jin.de

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Untergebene Geburtstagsküsschen von Vorgesetzten ablehnen, oder gilt das bereits als Insubordination?

Kathrin Annen, St. Gallen

Als Geburtstagskind entscheiden natürlich Sie, wer Ihre Wangen küsst. Insubordination? Sie müssen ja nicht gleich «Ich verbiete mir das!» brüllen, falls Ihre Vorgesetzten nicht zu den Auserwählten zählen. Geburtstagskuss-Attentäter lassen sich höflicher abwehren – man muss sie nur kommen sehen. Dann reicht eine Mischung aus steifer Körperhaltung und entschiedener Grusshand, die Sie den Anfliegenden entgegenstrecken, noch bevor diese die Lippen schürzen können.

Claudia Schumacher

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wie lange geht es noch, bis der Freisinn endlich begreift, welchen Standpunkt er einnehmen sollte?» *Martha Bosshard*

Wann begreift es der Freisinn?

Nr. 9 – «Anpassung oder Widerstand»; Editorial von Roger Köppel

Wunderbar, dieses Editorial könnte nicht besser geschrieben sein. Wie lange geht es noch, bis der Freisinn endlich wieder begreift, welchen Standpunkt er eigentlich einnehmen sollte? Schreiben Sie weiter so, vielleicht geht dem einen oder anderen Freisinnigen doch noch ein Licht auf. *Martha Bosshard, Grabs*

Merkels Krone

Nr. 9 – «Lass uns die Tafel aufheben»; Matthias Matussek über die Essener Tafel

Dass ausgerechnet Frau Merkel die Essener Tafel kritisiert, ohne sich ein genaues Bild zu machen, setzt ihr endgültig die Krone auf. Wie weit sind wir in Merkel-Deutschland gekommen? Fehlt nur noch, dass die Automobilindustrie den Deutschen den Kauf von Fahrzeugen vorwirft, wegen der Umweltbelastung.

Chris Dasch, Saulgrub (D)

Taktgerüst jeder Combo

Nr. 9 – «Der Drummer als ewiger Gärtner»; Jazz-Kolumne von Peter Rüedi

Jetzt bin ich doch leise verärgert, weil ich mich zu jenen Schlagzeug-Liebhavern zähle, die hervorgebracht wurden durch die fantastischen, fingerschnippenden, fersenwippenden, bei den Chases das Thema mitsummenden, authentischen Musiker der Swingzeit. Ein guter, empathischer Schlagzeuger ist das Taktgerüst jeder Combo oder Big Band.

Hermann Kuch, Dintikon

Weshalb ich die *Weltwoche* lese

Nr. 8 – «Das lese ich nicht!»; Medien-Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Der Autor bedauert, dass die Leser der – wie er es nennt – alten Schule aussterben. Dass er selbst als «Anbieter» daran interessiert ist, dass möglichst viele Zeitungen gekauft werden, kann ich nachvollziehen. Als Konsument und Käufer habe ich aber eine andere Perspektive: Können Sie mir sagen, warum ich Geld für einen *Tages-Anzeiger* ausgeben soll, wenn dessen Ex-Chefredaktor ein bekennender Maoist/Kommunist ist? Was Marx, Engels und Konsorten gepredigt haben, weiss ich schon lange. Die NZZ, de facto Vertreterin der FDP, habe ich nach vielen Jahren ebenfalls abbestellt. Weil ich nicht in die EU will. Ich habe auch für die «No Billag»-Initiative gestimmt, weil ich mir die Abgehobenheit und Selbstherr-

lichkeit unseres linken Propaganda-Senders, des SRF, nicht mehr antun will. Ich brauche keinen Journalismus, bei welchem man mir die Einheitsmeinung aus einer zentralen Informationsquelle aufoktroieren will. Ich kann mir meine Meinung durchaus selber bilden. Eine *Weltwoche* hebt sich mehr als wohltuend ab in der Medienlandschaft, und daher ist es inzwischen die einzige Zeitung, die ich noch abonniert habe. *Rudolf Keller, per E-Mail*

Darf man das?

Nr. 8 – «Wer glaubt noch an die Schweiz?»; Katharina Fontana, Philipp Gut und Beat Gygi über die Schweiz

Nicht ohne Grund gehört ein Schwur zur ersten Amtshandlung eines Politikers! Darf man als Parlamentarier, Bundesrat, Ständerat oder Nationalrat bei der Amtsübernahme auf die Verfassung schwören und im politischen Alltag dann so tun, als ob die Schweizer Verfassung nicht die höchste Rechtsquelle für alle Einwohner und Politiker in unserem Land darstellt? Wenn die vom Volk angenommene Masseneinwanderungsinitiative nicht umgesetzt wird, warum treten die für den Verfassungsbruch verantwortlichen Politiker nicht zurück und schwören stattdessen auf die Verfassung der EU? Traurig, dass es eine Selbstbestimmungsinitiative überhaupt braucht. Gewisse Leute sollten sich schämen.

Hans Tiefenauer, Grafstal

Keine Armee

Nr. 8 – «Personenkontrolle» zu Bundesrat Guy Parmelin

Ihr Kurzbeitrag auf Seite 14 unter «Guy Parmelin» hat mich geärgert. Und zwar insofern, als dieser eher dem *Blick*-Niveau entspricht, insbesondere wegen der Betitelung der P-26 mit «Schweizer Geheimarmee P-26»! Ich empfehle, dass Sie sich betreffend P-26 mal etwas aufdatieren. Sie werden feststellen, dass die P-26 eine Kaderorganisation war, die niemals, schon von der Grösse her nicht, mit «Armee» bezeichnet werden kann.

Walter Hasler, Schlattigen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Neuheiten 2018

Was im laufenden Jahr neu auf die Strasse kommt: Eine Übersicht in alphabetischer Reihenfolge. *Von David Schnapp*

Alfa Romeo Giulietta — Der kompakte Italiener kommt 2018 neu und soll auch als Kombi (Sportwagon) erhältlich sein. Für mediterranen Fahrspass soll dabei der Hinterradantrieb sorgen.

Alpine AX1 — Vor kurzem haben die Franzosen die legendäre Marke Alpine mit dem A110 Leichtbau-Sportwagen wiederbelebt. Nun soll mit dem AX1 auch ein SUV folgen.

Audi SQ2 — 2018 wird ein Audi-Jahr, so viel steht schon fest. Eine der Neuheiten: das Kompakt-SUV SQ2 für Eilige mit 310 PS.

Audi TT — Der lange – und zu Unrecht – als Sekretärinnen-Porsche verunglimpfte Audi TT hat sich über drei Fahrzeuggenerationen als sportlicher Kompaktwagen etabliert. 2018 kommt ein Facelift mit kleinen Änderungen.

Audi RS5 Cabrio — Beim neuen RS5 Coupé gibt es statt eines V8-Saugmotors einen V6-Biturbo. Und bald kommt der dynamische Audi auch noch als Frischluftvariante mit sich automatisch öffnendem Verdeck.

Audi A6 — Gute Nachrichten für Flotten-, Privat- und Businesskunden: Der neue A6 wird sich an der Luxuslimousine A8 orientieren, man kann sich auf ein technisch hochwertiges neues Automobil freuen.

Audi A7 — Für Kunden mit einem Schwerpunkt bei Stilfragen ist der A7 immer noch der schönste aller Audis. Nun kommt die zweite



Stilvoll: Audi A7.

Generation des Gran Turismo in einem sorgfältig geschärften Design.

Audi RS Q5 — Die *Autozeitung* nennt ihn «Vollgas-Crossover», die PS-starke Variante des Kompakt-SUV Q5, die dieses Jahr kommen könnte. Sie wird angetrieben von einem 450-PS-V6-Benziner, vermuten Insider.

Audi S8 — Auch eine Vollgas-Edellimousine ist bei Audi in Arbeit. Der neue S8 soll leichter werden als der A8, auf dem er basiert. Noch unklar sind die Motorisierung und die Leistungsdaten. Die letzten S8 brachten es auf 520 PS und 605 PS (S8 plus).

Audi Q8 — Nach BMW und Mercedes bringt auch Audi ein coupéhaftes grosses SUV auf den Markt. Erste Bilder sind bereits im Umlauf, Marktstart soll im Herbst 2018 sein.

Audi Q3 — Die zweite Generation des kleinen SUV soll etwas wachsen, aber dank des Modularen Querbaukastens (MQB) leichter werden. Wahlweise gibt es Front- oder Allradantrieb, und bei der Motorenpalette wird es möglicherweise auch eine Plug-in-Hybrid-Variante geben.

Audi e-tron Quattro — Mit grossem Tamtam hat Audi 2015 ein rein elektrisches Oberklasse-SUV angekündigt, Kunden konnten



Faszinierend-futuristisch: BMW i8 Roadster.

bereits ihr Fahrzeug vorbestellen. 2018 ist es so weit und Audi verspricht über 500 Kilometer Reichweite und bis zu 370 kW Leistung.

BMW i8 Roadster — Der Hybrid-Sportwagen aus Bayern sah schon bei seiner Lancierung 2013 nach Zukunft aus und bleibt bis heute eine faszinierend-futuristische Ausnahmeerscheinung. Demnächst kommt er mit sich automatisch öffnendem Verdeck und etwas mehr Leistung (374 PS) als Roadster auf den Markt.

BMW X5 — Das grosse SUV aus Bayern kommt eigentlich aus den USA, es wird in Spartanburg gebaut und löst dieses Jahr die Generation ab, die seit 2013 gebaut wird. Der neue X5 steht auf einer neuen Plattform, die leichtere und verwindungssteifere Karosserien verspricht.

BMW Z4 — James Bond fuhr den ersten Z3 in «Golden Eye», der zweisitzige Roadster wurde vom Z4 abgelöst, der – je nach Motorisierung – dem BMW-Leitspruch «Freude am Fahren» von allen Modellen am nächsten kam. Mitte 2018 soll der neue Z4 diese Tradition im aufgehübschten Kleid fortführen.

BMW Ser — Eine Wiedergeburt erlebt der 8er von BMW, der als sportliches Coupé in die Oberklasse zurückkehrt und die erfolgreiche

Auto-Spezial

- 78 **Neuheiten 2018**
Von Audi bis VW
- 82 **Lachende Autos**
Was Frauen kaufen
- 84 **«Motor für Wachstum und Wohlstand»**
Grosse Umfrage unter Autohändlern
- 88 **Rennmaschine auf Eis**
Alfa Romeo Stelvio Quadrifoglio
- 88 **Stimme der Leidenschaft**
Ferrari Portofino
- 89 **Zwei überzeugende Premieren**
Lexus UX und RX 450hL
- 90 **Spas bei minus 20 Grad**
Maserati Ghibli, Levante
- 91 **«Wir sollten uns entspannen»**
Interview mit Emil-Frey-CEO Gerhard Schürmann
- 92 **Das muss Musik sein**
Der neue Polo im Test



6er-Reihe ablöst. Das heisst: Erwartet werden können ein Coupé, ein Cabrio und – vermutlich 2019 – ein viertüriges Gran Coupé.

BMW M2 Competition — Für alle, die es gern ein wenig schneller haben, bringt BMW vermutlich schon im Frühjahr den M2 mit Competition-Paket. Der Kompaktsportwagen wird damit noch etwas schneller, schärfer, härter.

BMW 3er — Im hartumkämpften Mittelklasse-Markt ist die 3er-Baureihe für BMW so etwas wie der Golf für Volkswagen. Ende 2018 wird die achte Generation lanciert, für die es wohl wieder ein grosses Motorenangebot geben wird. Neu soll es dabei erstmals im 3er auch eine M-Diesel-Version geben.

BMW X7 — Er soll eine Art 7er im SUV-Kleid werden: Der neue X7 verspricht Grosszügigkeit, Luxus und «erhabene Präsenz». Der Edelkoloss soll rund 30 Zentimeter länger als ein X5 sein und läuft wie sein kleiner Bruder im amerikanischen Spartanburg vom Band. Ende Jahr dürften erste Kunden im Gross-7er Platz nehmen können.

Chevrolet Corvette C7 ZR1 — 765 PS für rund 120 000 Dollar: Die Hochgeschwindigkeitsvariante der Corvette, die ZR1, wurde 2017 auf der Los Angeles Auto Show vorgestellt. Der 6,2 Liter grosse V8 wird mit einem Kompressor aufgeladen und bringt die

schnellste «Vette» aller Zeiten in unter 3 Sekunden von 0 auf 100 km/h.

Citroën C5 — Der kommende Mittelklasse-Star ist eine Mischung aus SUV und Kombi und sieht so attraktiv aus wie der Eiffelturm bei Nacht. Vorgestellt wird der neue C5 von Citroën wohl im Herbst auf dem Pariser Autosalon.

Citroën C5 Aircross — Bereits auf Strassen unterwegs – allerdings nur in China – ist das Kompakt-SUV von Citroën: Gegen Ende des Jahres soll der C5 Aircross mit seinem sehr charakteristischen Auftritt auch nach Europa kommen. Citroën nennt es übrigens «ein SUV mit starker Persönlichkeit».

Ferrari Portofino — Statt California nun Portofino: Ferrari lanciert sein Coupé-Cabrio



Charakter: Citroën C5 Aircross.

unter geändertem geografischem Namen. Gleich bleiben wird wohl die sorgfältig abgestimmte Mischung aus schnell und komfortabel, die der California gut beherrschte. Versprochen werden jetzt 600 PS und 760 Nm und ein Sprintwert von 3,4 Sekunden auf Tempo 100 sowie über 320 km/h Höchstgeschwindigkeit.

Ferrari 488 GTO — Aus dem Ferrari 488 GTB soll eine «Leichtversion» und möglicherweise eine GTO-Variante hervorgehen und bereits am Salon in Genf zu sehen sein. Gerüchtehalber soll der V8-Biturbomotor auf über 700 PS kommen, während das Trockengewicht des Autos unter 1300 Kilogramm sinken soll.

Fiat Punto — Der Bestseller aus Italien war zeitweise Europas meistverkaufter Kleinwagen. Nun soll die ab Ende 2018 erhältliche vierte Generation des Autos aus der Polo-Klasse mit einer neuen Plattform und in neuer Optik an frühere Erfolge anknüpfen.

Ford Focus — Der Kompaktwagen mit Weltauto-Charakter soll vor allem bei der Elektronik aufholen: Neues Infotainment, teilautonomes Fahren und neue Assistenzsysteme



Vierte Generation: Hyundai Santa Fe.

werden angekündigt, und erwartet werden kann eine ganze Reihe Karosserievarianten.

Hyundai Nexu — Sind strombetriebene Autos mit riesigen Batterien vielleicht doch nicht der Zukunft letzter Schluss? Hyundai jedenfalls setzt nach wie vor auf Wasserstoff und bringt mit dem Nexu im kommenden Sommer ein Brennstoffzellen-Fahrzeug mit 800 Kilometer Reichweite. Nachteil: Wasserstoff gibt es in der Schweiz nur an wenigen Tankstellen.

Hyundai Santa Fe — Das grosse SUV aus Südkorea wird in vierter Generation angelegt, das neue Design soll sich am recht forsch auftretenden, kleineren Kona orientieren. Erhältlich sind Vorderrad- oder Allradantrieb sowie auch eine grosse Version mit sieben Sitzplätzen.

Honda NSX Roadster — Dem Hybrid-Supersportwagen wird im Laufe des Jahres das Dach abgenommen. Antriebstechnisch bleibt

es bei einem V6-Turbobenziner und drei Elektromotoren mit insgesamt 581 PS. Der Preis kommt wohl auf über 220 000 Franken zu stehen.

Jaguar F-Pace SVR — Konsequenter baut Jaguar seine SUV-Palette aus, nach dem kleineren E-Pace folgt der grosse F-Pace mit dem ganz grossen Motor: Statt wie bisher maximal auf 380 PS könnte die Variante von SVR (Special Vehicle Operations) auf 550 PS aus einem mit Kompressor aufgeladenen V8 kommen.

Jaguar I-Pace — Auch Jaguar bringt Mitte 2018 das erste rein elektrisch angetriebene Auto der Marke. Der I-Pace ist ein elegantes SUV, die Reichweite soll 500 Kilometer betragen. Für die Energieversorgung sorgt eine hochmoderne, im Karosserieboden verbaute Lithium-Ionen-Batterie, je ein 200-PS-Elektromotor an Vorder- und Hinterachse treiben das Auto an.

Jaguar J-Pace — Nach dem eben lancierten Kompakt-SUV E-Pace kommt mit dem J-Pace die luxuriöse, grosse Antwort aus England auf Konkurrenten wie BMW X5 oder Audi Q7. Das Auto soll auf einer Range-Rover-Plattform gebaut werden, viel mehr ist allerdings noch nicht bekannt.

Jeep Wrangler — Er ist der Allradtraum aller Autoabenteurer, für die «offroad» mehr als ein Feldweg ist: Die vierte Generation des Jeep Wrangler verspricht noch mehr Geländefähigkeit bei gleichzeitig steigendem Strassenkomfort.

Kia Ceed — Der Kompaktwagen aus Südkorea verliert einen Apostroph und heisst nur noch Ceed. Erste Berichte von Testfahrten klingen vielversprechend, gelobt werden unter anderem der sehr leise 1,6-Liter-Dieselantrieb und

das Cockpit, das nicht um jeden Preis digital sein soll.

Lamborghini Urus — Das SUV für den nicht ganz alltäglichen Auftritt kommt dieses Jahr aus Sant'Agata Bolognese und hat die Seele eines Supersportwagens. Angetrieben wird er von einem V8-Biturbo, der 650 PS leistet und – so verspricht Lamborghini – ein konkurrenzloses Performance-Niveau bietet.



Elegant: Jaguar I-Pace.

McLaren Senna — Der Name ist ein Versprechen, die ersten Bilder zeigen, dass der britische High-Speed-Spezialist es einhält: Der McLaren Senna dürfte einer der Stars des Genfer Autosalons werden. Und dafür sorgen folgende Zahlen: 0–200 km/h in 6,8 Sekunden, Topspeed 340 km/h und je 300 Stunden Handarbeit für 500 Exemplare, auf die der Supersportwagen limitiert ist.

Mazda 6 — Sowohl Limousine wie auch Kombi frischt Mazda auf. Sie wirken äusserlich eleganter und werden im Innenraum deutlich aufgewertet. Dazu kommen weiterentwickelte Sicherheitsfeatures wie ein Abstandstempomat, der das Auto bis zum Stillstand abbremst.

Mercedes CLS — Die bereits dritte Generation des eleganten, viertürigen Coupés wird demnächst präsentiert und soll sportlicher, schi-

cker und technisch noch hochwertiger werden. Dazu gehört ein volldigitales Cockpit und natürlich wieder eine AMG-Variante für schnelle Schönheit.

Mercedes A-Klasse — Kürzlich wurde der neue Kompakte mit dem Stern vorgestellt, zu sehen bekam man ein dynamischeres Äusseres und im Innern «modernem Luxus», wie es hiess. Die vielleicht wichtigsten Neuerungen gibt es aber auch bei der neuen A-Klasse in der Elektronik, die Fahrassistenzsysteme sind auf Oberklasse-Niveau.

Mercedes G-Klasse AMG — Sie gehört zu den Lieblingen des rechten Zürichseeufers oder in St. Moritz: Die G-Klasse von Mercedes ist – zusammen mit dem Defender von Land Rover – der Offroader schlechthin. Die neue Generation ist äusserlich fast unverändert, aber unter der kantigen Blechform steckt moderne Automobiltechnik. Und wem viel nicht genug ist, dem bietet die AMG-Version 585 PS aus einem V8-Biturbo.

Mercedes B-Klasse — Wer A sagt, muss auch B sagen, deshalb folgt im Laufe des Jahres auch eine neue Generation des Kompaktvans von Mercedes. Vor allem im Innenraum rechnen die Spezialisten mit vielen Parallelen zur eben vorgestellten neuen A-Klasse.

Mercedes C-Klasse — Die C-Klasse war immer so etwas wie der Mercedes fürs Volk – auch wenn mittlerweile A- und B-Klasse als Volumenmodelle dazugekommen sind. Dennoch ist auch die Überarbeitung der C-Klasse ein Ereignis, das diesmal weniger die optischen als die technischen Veränderungen betrifft. Vor allem bei den Fahrassistenzsystemen und der Vernetzung sollen C-Limousinen und -Kombi Fortschritte machen.

Mercedes AMG GT4 — Leider teuer, aber der viertürige Sportwagen AMG GT4 dürfte eines der attraktivsten Autos des Jahres werden. Und weil das Auto von der Mercedes-Hochgeschwindigkeitsabteilung entwickelt wurde, soll es auch nicht bloss eine schnelle Limousine sein, sondern ein echter Sportwagen. Kosten dürfte der bis zu 612 PS starke GT4 um die 200 000 Franken.

Mercedes GLE — Die frühere M-Klasse wird 2018 rundum erneuert und bekommt einen markanten Auftritt. Technisch wird das SUV auf der Plattform der E-Klasse aufgebaut, das bedeutet wohl auch eine attraktive Auswahl an Komfort- und Assistenzsystemen. Bei der Motorisierung wird es vom Hybrid bis zum V8 von AMG eine breite Auswahl geben.

Mercedes Maybach S 650 FL — Wem auch eine S-Klasse zu durchschnittlich ist, der be-



Supersportwagen: McLaren Senna.



«Projektil für die Strasse»: Porsche 911 GT3 RS.

stellt einen Maybach S 650 FL und bekommt eine Limousine mit 12-Zylinder-Motor, 1000 (!) Nm Drehmoment und einer Nennleistung von 463/630 kW/PS. Dazu gibt es auf Wunsch eine sehr feine Zweitonlackierung und einen exklusiven Innenraum.

Mitsubishi Eclipse Cross — Hochbeinige SUV-Coupés sind schwer in Mode. Mitsubishi bringt mit dem Eclipse Cross eine eigene Idee zu diesem Thema, die vor allem durch ihr eigenwilliges Heckdesign auffällt.

Peugeot 1008 — Im Segment der kleinen SUVs sieht Peugeot offenbar Platz für das Modell 1008, erste Erbkönig-Bilder kursierten im vergangenen Herbst. Das «SUVchen» (*Autobild*) von Peugeot soll Frontantrieb haben sowie Dreizylinder-Motoren bis 150 PS.

Peugeot 208 — Die zweite Generation des Kleinwagens 208 von Peugeot wird vermutlich auf dem Genfer Salon gezeigt. Das Design soll dem Kompaktwagen 308 angeglichen werden, und möglich ist auch, dass auf derselben Plattform später der Opel Corsa gebaut wird.

Peugeot 508 — Die zweite Generation der Mittelklasse-Limousine 508 wurde, als Erbkönig getarnt, schon fotografiert, und die Bilder versprechen einen dynamischen bis Coupéhaften Auftritt. Gebaut werden soll das Auto auf jener PSA-Plattform, auf der auch der Citroën C4 Picasso entsteht.

Porsche 911 — Ende des Jahres ist es Zeit für einen neuen Elfer. Die achte Generation des vielleicht legendärsten Sportwagens überhaupt wird auf einer neuen Plattform gebaut, so dass erstmals auch ein Hybridantrieb möglich sein soll. Im Panamera Turbo S leistet dieses Antriebskonzept ja bereits Erstaunliches.

Porsche 911 GT3 RS — Der 911 GT3 RS wurde auch schon als «Projektil für die Strasse» bezeichnet. Er kommt mit Rennsportfahrwerk und 383 kW (520 PS) starkem Vierliter-Hochdrehzahl-Saugmotor. Der 911 GT3 beschleunigt in 3,2 Sekunden von null auf 100 km/h und erreicht 312 km/h Höchstgeschwindigkeit.

Porsche 718 Cayman GT4 — Der kleine, agile Bruder des 911er erhält wohl im Laufe des Jahres noch ein besonders potentes Geschwister: Die Auguren rechnen mit einem Cayman GT4, der oberhalb des GTS eingeordnet wird und wohl um 400 PS aus einem Sechszylinder-Boxer leisten dürfte.

Porsche 718 Boxster/Cayman GTS — Während beim GT4 noch einiges Spekulation ist, steht fest: Mit den neuen Zweisitzern 718 Boxster GTS und 718 Cayman GTS baut Porsche seine Mittelmotorfamilie weiter aus. Ein neuentwickelter Ansaugtrakt und ein optimierter Turbolader für den 2,5-Liter-Vierzylinder-Boxermotor steigern die Leistung auf 269 kW (365 PS).

Porsche Cayenne Coupé — Nachdem Porsche letztes Jahr den Cayenne um eine «Sport Turismo»-Variante erweitert hat (wer intern «Kombi» sagt, muss einen Kasten Bier bezahlen), könnte es 2018 auch ein viertüriges Coupé geben. Audi, BMW und Co. haben bereits bewiesen, dass es dafür ein Publikum gibt.

Range Rover Velar SVR — Der neue Schönlings im immer feiner abgestuften Land-Rover-Programm könnte 2018 um eine SVR-Variante erweitert werden. Die würde wohl vom bewährten V8-Kompressor-Motor angetrieben, der um die 500 PS leistet.

Rolls-Royce Cullinan — Der britische Edelerhersteller Rolls-Royce, der eher im Traum- als im Autogeschäft tätig ist, hat bestätigt, dass sein neues Modell Cullinan heissen werde. Wem eine Rolls-Limousine zu wenig ist, der bekommt nun einen Offroader, der Fahrvergnügen «effortless everywhere» (mühe-



Sportliche Ergänzung: Suzuki Swift Sport.

überallhin) verspricht und – Herkunft verpflichtet – nach dem grössten je gefundenen Diamanten benannt ist.

Seat Cupra Ateca — Das ansprechende SUV von Seat, der Ateca, soll 2018 als Cupra-Version mit rund 300 PS auf den Markt kommen: «Auto emoción» mit mehr Bodenfreiheit, gewissermassen.

Skoda Kodiaq RS — Im Spätsommer soll das Mittelklasse-SUV der tschechischen VW-Tochter Skoda als RS-Version lanciert werden. Motorisiert wird die PS-stärkste Version des Autos mit dem 2-Liter-Biturbo (177 kW/240 PS), der auch in den VW-Modellen Passat und Tiguan zum Einsatz kommt.

Subaru Viziv Tourer Concept — Der japanische Allrad-Pionier gehört in der Schweiz zu den Automarken der Herzen – wohl nicht zuletzt wegen des bodenständigen Designs und der fast legendären Zuverlässigkeit. In Genf wird Subaru einen Ausblick auf die Formensprache der Zukunft zeigen; viel wird im Voraus allerdings nicht verraten.

Suzuki Swift Sport — Der feine japanische Kompaktwagen erhält eine sportliche Ergänzung: den New Swift Sport mit dem 1,4-Liter-Boosterjet-Turbobenziner, der 140 PS und 230 Nm leistet. Bei bloss 970 Kilogramm Leergewicht (7,46 Kilo pro PS) verspricht das ein ziemlicher Spass zu werden.

Suzuki Jimny — Was die G-Klasse oder der Defender in gross sind, ist der Suzuki Jimny in attraktiven Kompaktmassen: ein legendäres Auto mit Offroad-Qualitäten. Der japanische Jeep soll 2018 in einer Neuauflage erscheinen und nach wie vor nicht viel länger als 3,7 Meter werden.

Toyota Auris — Der «japanische Golf» wird im Laufe des Jahres präsentiert, und erste Erbkönig-Bilder versprechen ein «unerwartet dynamisches» (*Autozeitung*) Design. Ziemlich sicher wird es eine Hybridversion geben, möglich sind auch Dieselmotoren, die Toyota aus einer Kooperation mit BMW bezieht.

Toyota 2000 GT — Laut Gerüchten wird der legendäre Toyota-Sportwagen 2000 GT (bis 1970) neu lanciert. Möglich wäre aber auch die Bezeichnung Supra, und entwickelt werde der zweisitzige Dynamiker in Zusammenarbeit mit BMW; aus Bayern kommen demnach auch die Motoren.

Volvo S60/V60 — Seit die schwedische Kulturmarke zum chinesischen Geely-Konzern gehört, ist das Portfolio ziemlich stark in Bewegung. Dazu passen auch die neue Mittelklasse-Limousine und der Kombi S60/V60, die wie die grösseren Modelle wohl auch als Plug-in-Hybride angeboten werden.

VW Tiguan Coupé — Das beliebte Mittelklasse-SUV Tiguan von Volkswagen, das auf derselben Plattform wie der Seat Ateca und der Skoda Kodiaq gebaut wird, soll 2018 um ein SUV-Coupé ergänzt werden. Angetrieben wird der schicke VW von einem 220-PS-Benziner oder einem 240-PS-Biturbo-Diesel. ○



«Das Praktische und Ästhetische.»

Gesellschaft

Lachende Autos für Frauen

Klischees, Vorurteile: Das Verhältnis von Frauen zu Autos beschäftigt auch die Werbeindustrie. Welche Wagen Frauen wirklich anziehen – die *Weltwoche* hat nachgefragt.

Von *Thomas Renggli*

In den Verkehrsnachrichten herrscht Schweigen darüber, im Strassenbulletin wird nicht gewarnt. Doch die Situation vor der Primarschule in einer Zürcher Gemeinde (mit niedrigem Steuerfuss) ist jeden Morgen beengend. Sie erinnert an Truppenverschiebungen während eines Nato-Manövers oder an die jährliche Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau am 9. Mai. Per «Elterntaxi» wird der Vorstadtnachwuchs zur Schule und in den Kindergarten gebracht. Und weil die Mehrzahl der Vehikel der Kategorie «Goldküstenpanzer» zuzuordnen ist, herrscht in der 30er-Zone zwischen Verkehrsteilern und Fahrbahnschwellen akuter Platzmangel. Entsprechend gross sind nervliche Belastung und Eskalationsgefahr unter den (erwachsenen) Protagonisten.

SUV (Sport Utility Vehicle) heissen die Fortbewegungsmittel, die allein mit ihrem Volumen Zweifel an der wirtschaftlichen Wasserverdrängung ihrer Fahrer(innen) von der Strasse pflügen. Frank Baumann, Medienprofi und Werbefachmann, sieht darin den Grund, weshalb in privilegierten Gesellschaftsschichten überproportional viele Frauen mit «grossen Autos» unterwegs sind. Der Wagen stehe für die «Kasten-Zugehörigkeit» und die Tatsache, dass es der Ehemann zu etwas gebracht habe: «Wer das Kind mit einem BMW, Audi oder Porsche

zur Schule bringt, setzt klare Zeichen», sagt Baumann, «und im Tennisklub lässt sich die Angst vermeiden, dass man nicht dazugehört.»

Experimentierfreude hält sich in Grenzen

Baumann stützt seine Aussage auf die persönliche Erfahrung aus verschiedenen Aufträgen der Automobilindustrie. Walter Hennecke, Doyen der Zürcher Garagisten, bestätigt diese Einschätzung: «Viele gutsituierte Frauen kaufen Marken wie Jeep oder Land Rover.» Die machen aber nur rund 10 Prozent der Autokäuferinnen aus: «Die anderen wollen gutaussehende Kleinwagen – mit einem attraktiven Preis-Leistungs-Verhältnis.» Die Experimentierfreude halte sich bei Käuferinnen in Grenzen: «Modelle von VW, Toyota oder Opel sind hoch im Kurs.» Weil aber diese Wagen ausnahmslos aufgrund der gleichen Erkenntnisse im Windkanal konzipiert werden, bestehen heute optisch kaum mehr grosse Unterschiede zwischen Modellen unterschiedlicher Marken aus dem gleichen Preissegment. Hennecke nennt es leicht enttäuscht «visuellen Einheitsbrei».

Andrea Wenger, Geschäftsführerin des Opel-Betriebs der Garage Wenger in Interlaken, bezeichnet «das Praktische und Ästhetische» als wichtige Kriterien für Frauen beim Autokauf:

«Weibliche Käufer wollen leicht parkieren können und eine gute Sicht haben. Die Motorisierung ist sekundär.» Amüsiert erzählt sie von Erfahrungen beim Autoverkauf an Ehepaare: «Sie will beispielsweise ein hellgrünes Modell – und er eines mit 350 PS.» Nicht immer führe das zum Streit: «In 80 Prozent der Fälle setzt sich die Frau durch – oder es kommt zu einem Kompromiss: Das Paar kauft ein dunkelgrünes Auto mit 300 PS.» Daniela Bischofberger von der Garage Blättler in Fällanden bestätigt dieses Rollenverhalten: «Die Frau orientiert sich mehr an Form und Farbe als an



Massgebend: Bertha (2. v.r.), Carl Benz (r.), 1893.

Motorenleistung und Höchstgeschwindigkeit.» Und Emotionalität und Spontaneität spielen eine grosse Rolle: «Oft kaufen Frauen ein Auto wie ein Paar Schuhe – wenn es ihnen auf den ersten Blick gefällt, spielen Technik und PS-Zahl keine Rolle.»

Eine deutsche Studie, in der die Abschlüsse von Autoversicherungen zwischen November 2016 und Oktober 2017 ausgewertet wurden, kam zu einer ähnlichen Erkenntnis. Geschlechterklischees sind beim Autokauf offenbar zulässig: Männer setzen auf motorenstarke und aufwendig ausgestattete Karossen, Frauen bevorzugen optisch attraktive und kompakte Kleinwagen. Im «Frauen-Ranking» belegen drei Autotypen die Podestplätze, die mit drei Türen und einer vergleichsweise geringen PS-Zahl auskommen: der Ford Ka, der Opel Adam und der Chevrolet Matiz. Die Top Drei des Männer-Rankings können das Vorurteil, dass das Auto für einen Mann auch mit der Verlängerung des primären Geschlechtsmerkmals zu tun hat, nicht gänzlich entkräften: Mercedes-Benz-S-Klasse (ab 260 PS), Jeep Grand Cherokee (240 PS aufwärts), BMW 7er (ab 265 PS).

«Hausfrauen-Porsche»

Viele Autofirmen fürchten solche Erhebungen noch mehr als die Erhöhung von Treibstoffzöllen. Denn die Verbindung von Autos mit Frauen sendet schlechte Werbesignale aus. Dass Fiat den Panda früher als «flotte Kiste» an die Frau bringen wollte und der legendäre VW Karmann als «Hausfrauen-Porsche» angepriesen wurde, könnte im «me too»-Zeitalter zu einem Motorschaden führen. Auf der Marketingabteilung der Bayerischen Motoren-Werke heisst es: «Nichts ist tödlicher als die Botschaft: «Das ist ein Auto für Frauen.»» Und eine deutsche Marketingumfrage kam zum Ergebnis, dass «Frauen Frauenautos genauso verachten wie ältere Menschen den Seniorenteller».

In diesem Vorurteil werden historische Fakten fast schon fahrlässig im Strassengraben versenkt. Denn es war eine Frau, die massgeblich an der Entwicklung der motorisierten Fortbewegung beteiligt war. Die Zimmermeisterstochter Cäcilie Bertha Ringer liess sich 1871 vorzeitig ihre Mitgift auszahlen, um ihrem Verlobten Carl Benz die Weiterführung seines Unternehmens und die Entwicklung des dreirädrigen «Benz Patent-Motorwagens Nummer 3» zu ermöglichen. Und als der Prototyp beim Publikum nicht auf die erwartete Resonanz stiess, setzte sich die mittlerweile verheiratete Bertha Benz selber ans Steuer und legte zu Testzwecken die 106 Kilometer lange Strecke von Mannheim nach Pforzheim zurück. Ihr Mann wusste von diesem Ausflug nichts – doch letztlich war er der grosse Profiteur dieser Vorwärtsstrategie seiner Frau. Die Fernfahrt von Frau Benz gilt als Ursprung des wirtschaftlichen Erfolgs des Familienunternehmens, die tollkühne Pilotin als erster



«Hoch im Kurs»: Opel Adam.



Bei den Günstigen am beliebtesten: Fiat 500.



Im gehobeneren Segment: Range Rover Evoque.

Mensch, der eine lange Strecke in einem Automobil zurücklegte.

Pragmatischer als Männer

147 Jahre später ist die Geschlechtergleichberechtigung beim Autokauf gewährleistet. Christof Reutlinger, der Direktor der Emil-Frey-Garage Zürich Nord, sagt: «Fünfzig Prozent der Autos werden von Frauen gekauft.» Reutlinger denkt auch, dass gerade alleinstehende Frauen «eher kleinere Autos bevorzugen». Die Wahl werde in letzter Konsequenz aber von den finanziellen Möglichkeiten bestimmt: Im Preissegment bis 20 000 Franken sei der Fiat 500 bei der weiblichen Kundschaft das beliebteste Auto, demjenigen bis 40 000 Franken der Mini Cooper und darüber der Range Rover Evoque. Reutlinger bestätigt aus seiner persönlichen Erfahrung heraus die deutschen Studien: «Frauen denken beim Autokauf wesentlich pragmatischer als Männer.» Drei Punkte seien ihnen besonders wichtig: «Ein bequemes, leicht erhöhtes Einsteigen; dass die Schuhe beim Platznehmen keinen Schaden nehmen und genügend Ladefläche im Heckbereich.» Aus Sicherheitsgründen bevor-

zugen Frauen Fahrzeuge mit Vierradantrieb, aus praktischen Überlegungen fünftürige Wagen mit automatischem Getriebe. Andrea Wenger bestätigt dies: «Der Sicherheitsaspekt ist vor allem bei Müttern ein grosses Thema.» Grundsätzlich betreffe der weibliche Einfluss beim Autokauf aber auch die Wagen ihrer Männer: «Zwei Drittel der Entscheide beim Autokauf fallen die Frauen», sagt Christof Reutlinger.

Für Werber Frank Baumann folgt daraus im Umkehrschluss: «Viele Männer kaufen ihrer Frau ein Auto, das sie selber gerne fahren würden.» Und nimmt sich selber nicht aus: «Ich wollte meiner Frau eine Freude bereiten und habe ihr einen Porsche-Kombi bestellt.» Doch Baumann machte die Rechnung ohne den Wirt (beziehungsweise ohne die Wirtin): «Als der Wagen nach einer gewissen Lieferungsverzögerung zum Abholen bereit war, erzählte ich meiner Frau von ihrem Glück.» Doch Frau Baumann wurde mit dem Nobelgefährt nicht warm: «Zu protzig», sagte sie und entschied sich für einen Skoda («das Auto mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis», so Baumann). Ungeachtet der Entscheidung seiner Gattin meint Frank Baumann zu wissen, dass sich Frauen beim Autokauf von optischen Komponenten leiten lassen: «Es ist wichtig, dass ein Auto ein schönes Gesicht hat», sagt er und meint damit den Frontbereich mit Kühler und Lichtern: «Wenn ein Auto lächelt, steigen Frauen eher ein.»

Aus dem BMW wird ein Volkswagen

Gemäss Umfragen ist auch die Umweltverträglichkeit bei den weiblichen Käufern ein wichtiges Kriterium. An diesem Punkt hebt Walter Hennecke – geschlechterübergreifend – den Mahnfinger: «Fast jede Automarke bietet heute einen Elektrowagen an. Aber die meisten sind für den Alltag nicht brauchbar.» Der Auto-Routinier stellt die rhetorischen Fragen: «Wer will schon ein Auto, das zum Aufladen vierzehn Stunden braucht – bei einer eingeschränkten Reichweite? Wer will bei einer Fahrt nach Genf zum Aufladen eine Hotelübernachtung einlegen?»

Gelegentlich stehen aber auch andere pragmatische Gründe am Ursprung eines Autokaufs. Der Verfasser dieses Textes hätte seiner Ehefrau ebenfalls gerne den sehnlichsten Wunsch («einen BMW!») erfüllt. Nach der fünfzigsten Fahrstunde wurde (aus Kostengründen) aus dem BMW ein Volkswagen. Und als wir das Jubiläum im dreistelligen Bereich begingen, nahmen PS- und Franken-Zahl nochmals ab. Letztlich reichte es nach der (im dritten Anlauf) ehrenhaft bestandenen Fahrprüfung für einen Toyota Yaris Luna (1,3 Liter, 75 PS) – mit Winter-rädern. Um zusammen mit den Grosseletern in die Ferien zu fahren, reicht der Platz in diesem Wagen nicht. Aber für den Alltag ist er ein grossartiges Fahrzeug – selbst wenn er auf dem Schulhausparkplatz nicht zu einem entscheidenden Imagegewinn beiträgt.

«Motor für Wachstum und Wohlstand»

Die Chefs der wichtigsten Automarken in der Schweiz verraten die Highlights des Genfer Salons (8. –18. März), formulieren ihre Forderungen an die Politik – und wagen einen Blick in die Zukunft.

Von Philipp Gut

Die *Weltwoche* stellte Markenverantwortlichen folgende drei Fragen:

1. Worauf dürfen sich die Automobil-Liebhaber und -Kunden dieses Jahr am meisten freuen?
2. Welche verkehrspolitischen Wünsche und Forderungen richten Sie an Parlament und Bundesrat?
3. Wie stellen Sie sich die Zukunft des Individualverkehrs vor?

Wir präsentieren die Antworten in der Reihenfolge des Eingangs.



Kurt Egloff, BMW

1. Die grösste Modelloffensive unserer Geschichte läuft mit voller Kraft. Auch 2018 bringen wir zahlreiche neue und überarbeitete Modelle auf den Markt. 2018 spielt Luxus eine wichtige Rolle, Luxus ist unser «Hometurf». Mit dem BMW i8 Roadster, dem BMW 8er Coupé, dem BMW M8 und dem neuen BMW X7 erweitern wir unser Angebot deutlich in diesem Wachstumssegment. 2018 ist auch unser X-Year! BMW ist Pionier und Wegbereiter der Sport Activity Vehicle (SAV). Dafür stehen der coole X2 im Kompaktsegment und der X7 in der Luxusklasse. Der neue X3 geht in sein erstes volles Jahr, und der neue X4 feiert auf der Messe in Genf seine Weltpremiere.

2. Ich bitte Sie um Verständnis, dass wir uns dazu grundsätzlich nicht äussern.

3. Die individuelle Mobilität und ihre industrielle Umsetzung befinden sich vor einem technologischen Quantensprung. 2021 bringen wir den BMW iNext auf den Markt. Er verkörpert die vier Eigenschaften moderner Mobilität, die wir «ACES» nennen: «automated», «connected», «electrified» und «shared» – kurz, die Mobilität der Zukunft. Deswegen denken wir Mobilität weit über das Produkt hinaus und ergänzen unser Angebot mit Technologien, Services und Dienstleistungen. Die Vision für die Zukunft lautet, dass die Mobilität mit der BMW Group völlig mühelos, stets verfügbar und individuell anpassbar ist.



Roland Hüsser, Subaru

1. Auf einen automobilen Blumenstraus in voller Farbenpracht. Die ganze Branche ist im Umbruch. Mit «Apple Car Play» und «Android Auto TM» von Google halten die Silicon-Valley-Gigan-

ten verstärkt in den neuen Fahrzeugen Einzug. Moderne, vielfältige Antriebskonzepte und Sicherheitssysteme, wie zum Beispiel das mehrfach ausgezeichnete «Subaru Eye Sight», machen die Autos effizienter und sicherer denn je. Subaru präsentiert mit dem Subaru Viziv Tourer Concept einen Ausblick, in welche Richtung sich der Allradpionier entwickeln könnte.

2. Ich wünsche mir, dass der Individualverkehr ohne Einschränkung durch ideologische Grabenkämpfe die Unterstützung erhält, welche ihm gemäss seiner effektiv erbrachten Transportleistung auch zusteht. So sind zum Beispiel die durchgehend dreispurigen Verbindungen Zürich–Bern und Lausanne–Genf mehr als überfällig. Und es sollte auch einmal wieder die Erkenntnis gefördert werden, dass der Verkehr, neben den ihm permanent angelegten negativen Auswirkungen, ein Motor für Wachstum, wirtschaftliche Prosperität und Wohlstand ist.

3. Ein friedliches Nebeneinander von ÖV und Individualverkehr. Vernetzt mit komfortablen Umsteigemöglichkeiten und der ungehinderten Wahlfreiheit gemäss eigenen Vorlieben und Bedürfnissen. Ganz ohne Erziehung des Nutzers von oben. Ich weiss, ich bin da vielleicht etwas blauäugig.



Olivier Wittmann, Renault

1. Das Revival der Marke Alpine zählt 2018 zu den wohl aufregendsten Entwicklungen auf dem Markt der rennstreckentauglichen Sportfahrzeuge. In Genf werden die Alpine A110 Pure und Légende gezeigt. Renault präsentiert dort zum ersten Mal die Studie EZ-GO, ein autonomes Robotaxi, das sich perfekt in das Ökosystem Smart City integriert. Viele Renault-Sportfans freuen sich auf den neuen Megane RS, und das «grünste Auto der Schweiz 2018», der neue Zoe, erhält einen stärkeren Elektromo-



«Nach den eigenen Vorlieben und Bedürfnissen»: Genfer Auto-Salon.

tor. Bei Dacia können sich viele Kunden auf den neuen Duster freuen, der auch mit Automatikgetriebe einen unschlagbaren Preis hat.

2. Sie müssen heute die Weichen für langfristige Entwicklungen stellen. Der Markt benötigt einen finanziellen Anreiz, um Elektrofahrzeuge für Kunden noch attraktiver zu machen. Der Aufbau einer öffentlichen Lade-Infrastruktur kann ebenfalls von der Politik beschleunigt werden.

3. Es gibt einen globalen Trend zu Nullemission und die einzig praktikable Lösung heute sind Elektrofahrzeuge. Die Nachfrage danach wird stark wachsen, die Batteriekapazitäten werden weiter steigen. Wir konnten sie zum Beispiel beim Renault Zoe in den letzten Jahren bereits auf 300 Kilometer reale Reichweite verdoppeln. Mit Kangoo Z.E. und Master Z.E. haben wir Fahrzeuge für Unternehmer. Viele Kunden werden weiterhin ein eigenes, stärker vernetztes und autonom(er)es Fahrzeug besitzen, aber – vor allem in den Stadtzentren – auch vermehrt Mobilitätsdienstleistungen in Anspruch nehmen.



Markus Kohler, Skoda

1. Skoda präsentiert in Genf drei Weltpremieren und zahlreiche Modellneuheiten. Erstmals wird der umfangreich überarbeitete Fabia der Öffentlichkeit vorgestellt. Der erfolgreiche, als Kurzhecklimousine



und Kombi angebotene Kleinwagen wartet mit umfangreichen Neuerungen auf: Ein modifiziertes Front- und Heckdesign sorgt für ein dynamisch-modernes Erscheinungsbild, und erstmals werden LED-Scheinwerfer sowie LED-Heckleuchten angeboten. Im Innenraum setzen eine neugestaltete Instrumententafel und neugestaltete Sitze frische optische Akzente, und das Angebot an Fahrerassistenzsystemen und Simply-clever-Details wurde nochmals erweitert. Eine weitere Weltpremiere ist die exklusive Topversion Kodiaq L&K der erfolgreichen SUV-Modellreihe. Ebenfalls Weltpremiere feiert die urbane Crossover-Studie Vision X, die Erdgas-, Benzin- und Elektroantrieb kombiniert und je nach Bedarf mit Vorderrad-, Hinterrad- oder Allradantrieb fährt.

2. Dass man den Verkehr nicht verhindert, sondern verflüssigt, Rahmenbedingungen für neue Mobilitätsformen wie Elektromobilität und autonomes Fahren schafft und keine Schweizer Sonderzüge (CO₂) fährt.

3. Digital, vernetzt und mit einer Vielzahl neuer Möglichkeiten, die den Autofahrern das Leben erleichtern.



Donato Bochicchio, Audi

1. Audi wird dieses Jahr sehr viele neue Modelle auf den Markt bringen. Neben dem neuen Audi A6 werden wir im Sommer mit dem Q8 eine komplette Modellneuheit präsentieren. Für uns wird dann das Highlight Ende Jahr mit der Lancierung des ersten rein elektrischen SUV unserer Marke kommen, des Audi e-tron.

2. Da gibt es zwei Dinge. Synthetisch hergestelltes Erdgas, das chemisch nahezu identisch ist mit hochwertigem Erdgas, sollte bei der Berechnung der CO₂-Emissionen anerkannt werden. Es setzt nur so viel CO₂ frei, wie bei seiner Herstellung aus nachhaltiger Energie gebunden wurde. Zum anderen sollte die gesetzliche Grundlage zum pilotierten und autonomen Fahren vorangetrieben werden.

3. Mittelfristig werden sicherlich über viele Marken hinweg neue Antriebe, neben dem reinen Verbrennungsmotor, in den Markt gelangen. Des Weiteren wird es vermehrt zum Car-Sharing kommen. Man sieht ja heute schon den Wandel, dass eine bestimmte Zielgruppe es bevorzugt, mehr Abwechslung beim Automobil zu haben und sich nur dann ein Auto zu leisten, wenn man es wirklich braucht. Langfristig wird es das autonome Fahren in bestimmten Zonen geben. Ich kann mir vorstellen, dass man von der Park-and-ride-Anlage mit autonom fahrenden Bussen zu Konzerten, Sportanlässen oder zum Shoppen fährt.

Stefan Gass, Suzuki

1. Auf viele spannende Neuheiten und Weiterentwicklungen. In Genf werden immer wieder neue Trends gesetzt, welche für die Automobil-



industrie wegweisend sind. Aus Suzuki-Sicht ist die Präsentation des neuen Swift Sport ein echtes Highlight. Der neue Sportler von Suzuki überzeugt mit einem 1,4-Liter-Boosterjet-Turbobenziner, der 230 Nm Drehmoment entwickelt. Dies bei einem Leergewicht von nur 970 Kilogramm. Zudem bietet der neue Swift Sport fortschrittliche Sicherheits- und Multimedia-Systeme. So etwa ein Notbremssystem mit Kollisionswarner und einen Spurleitassistenten mit aktivem Lenkeingriff, oder auch «Apple Car Play» und «Android Auto». Alles in allem Fahrspaß pur!

2. Ich wünsche mir, dass das Bewusstsein, welche positiven Aspekte uns der Verkehr bietet, wieder gestärkt wird. Der motorisierte Straßenverkehr ist ein wichtiger Pfeiler und Motor unserer Wirtschaft und muss aus diesem Grund auch entsprechend akzeptiert und weiter gefördert werden. Darüber hinaus ist es mein Wunsch, dass für die Weiterentwicklung der Mobilität die nötigen Rahmenbedingungen geschaffen werden. Dies zum Beispiel durch den notwendigen Ausbau des Autobahnnetzes und durch den Aufbau einer flächendeckenden Infrastruktur für die Elektro-Mobilität.

3. In Zukunft werden die Bedürfnisse immer individueller, und die gesamte Nachfrage wird sich weiter diversifizieren. Das bedeutet, dass wir das Angebot bezüglich verschiedener Antriebsarten, Treibstoffe, Assistenzsysteme und so weiter entsprechend anpassen und erweitern müssen. Jeder Nutzer soll die Freiheit besitzen, sich nach den eigenen Vorlieben und Bedürfnissen im Individualverkehr fortzubewegen.



Damian Donnellan, Jaguar

1. Jaguar Land Rover entwickelt und produziert anspruchsvolle Modelle für die Premiumsegmente – stets mit Blick auf die Wünsche und Anforderungen der Kunden, *beautiful fast cars*. Jaguar steht seit mehr als achtzig Jahren ebenso für elegantes Design wie für atemberaubende Leistung. Das heutige Modellangebot mit dem Jaguar-Signet verkörpert «The Art of Performance» in herausragender Weise. Der kürzlich im Markt eingeführte Jaguar E-Pace stellt das Jaguar-Sportwagen-Design und die Dynamik im Format eines fünfsitzigen kompakten Premium-SUV dar. 2018 wird die Modellfamilie zudem um den Performance SUV I-Pace, den ersten elektrisch betriebenen Jaguar, erweitert. Bei Land Rover streben wir immer *simply the best* an. Im Sommer 2018 wird beim Range Rover Sport und Range Rover das Modellangebot vom neuen Plug-in-Hybrid-Modell gekrönt: Elektro- und Benzinmotor in einem zukunftssträchtigen Leistungspaket vereint.

2. Das zukunftsweisende Jaguar-Land-Rover-Portfolio bis ins Jahr 2020, aus komplett

elektrischen, Plug-in-Hybrid- und Mild-Hybrid-Modellen bestehend, erfordert Investitionen in der Schweiz und eine breite Unterstützung im Bereich der Lade-Infrastruktur sowohl vom Bund als auch von Privaten.

3. Es wird auch in Zukunft den Individualverkehr geben, und die Automobilindustrie investiert und entwickelt seit Jahren in neue Technologien der individuellen Mobilität der Zukunft. Zur Vision von Jaguar Land Rover gehört die Wahlmöglichkeit zwischen aktivem und autonomem Fahren. Auch in Zukunft wird Autofahren Spass machen: Entweder der Fahrer entscheidet sich für autonome Fortbewegung und das Auto agiert selbstständig, oder intelligente Systeme unterstützen ein aktives und eingebundenes Fahren.



Bernd Hoch, Mitsubishi

1. Unser Highlight ist die Weltpremiere des neuen Outlander PHEV. Das Flaggschiff-Modell von Mitsubishi feierte kürzlich den Erfolg von 100 000 verkauften Modellen in Europa und präsentiert sich nun in einer komplett überarbeiteten Version. Zu den wesentlichen Veränderungen zählen neben dem vollständig erneuerten PHEV-System das S-AWC-4WD-System mit neuem Sport- und Snow-Modus, eine noch dynamischere Formensprache und ein qualitativ hochwertigeres Interieur.

2. Ein wichtiges Anliegen ist der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur. Die Fahrleistung auf den Nationalstrassen hat sich in den letzten knapp dreissig Jahren mehr als verdoppelt, der Ausbau der Infrastruktur hingegen hinkt stark hinterher. Die Folge sind massive Staus mit jährlichen Kosten von über 750 Millionen Franken. Das Planungs- und Genehmigungsverfahren soll beschleunigt werden. Zudem wünsche ich mir, dass Veränderungen im Elektromarkt lösungsorientiert begleitet werden, wie zum Beispiel der Ausbau der Lade-Infrastruktur.

3. Ideal wäre, wenn sich ÖV und Individualverkehr in Zukunft sinnvoll ergänzten. Jedes System sollte dabei die eigenen Stärken bestmöglich entwickeln und sich auch vernetzen können. Grundsätzlich sollten die Lösungen sachorientiert erarbeitet werden, ohne ideologischen Druck.



Michael Glinski, Porsche

1. Wir zeigen dieses Jahr in Genf erstmalig den 911 GT3 RS. Das Modell mit Rennsportfahrwerk und 383 kW (520 PS) starkem Vierliter-Hochdrehzahl-Saugmotor wurde auf Basis des 911 GT3 entwickelt und nochmals geschärft. Der 911 GT3 beschleunigt in 3,2 Sekunden von null auf 100 Stundenkilometer und erreicht 312 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit. Mit einer weiteren

Weltpremiere werfen wir einen Blick in die Zukunft – lassen Sie sich überraschen.

2. Voraussetzung für die Erreichung der CO₂-Ziele ist die Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für die Elektromobilität, insbesondere, was die öffentlich verfügbare Ladeinfrastruktur betrifft. Unabhängig davon, treiben wir den Aufbau eines Schnellladernetzes mit unserem Joint Venture Ionity selbst voran – gemeinsam mit unseren Partnern Daimler, BMW, Audi und Ford. Bis 2020 entstehen an den europäischen Hauptverkehrsachsen über 400 Ladestationen.

3. Die Ansprüche der Kunden an individuelle Mobilität verändern sich, und zwar massiv. Technologische Sprünge in der Automobiltechnik und in der Automobilproduktion zwingen uns zu einem komplett neuen Denken. Die Stichworte lauten: Elektrifizierung, Digitalisierung, Konnektivität. Betrachten wir den Antrieb, setzen wir bei Porsche auf einen Dreiklang aus Verbrenner, Plug-in-Hybrid und E-Antrieb. Mit diesen Varianten sind wir sehr flexibel aufgestellt – auch weil die Anforderungen je nach Weltregion variieren.



Peter Fahrni, Kia

1. Bei Kia auf eine umfassende Modellpalette und den neuen Ceed mit Weltpremiere in Genf. Das Auto der Kompaktklasse wurde in Europa für den europäischen Markt entwickelt und zeigt ein sehr attraktives Design, viel Hightech zum Anfassen, Assistenzsysteme und modernste Motoren. Zudem präsentiert Kia seine Fahrzeuge mit Hybrid-, Plug-in-Hybrid- und EV-Technologie sowie den Kia Stinger, der mit seiner kraftvollen Leistung als echter GT von Kia inzwischen in aller Munde ist.

2. Die Anerkennung für die hervorragende Transportleistung des Automobils durch einen beschleunigten Ausbau leistungsstarker Verkehrswege. Zudem eine Leitplankensetzung, die es weitgehend dem Markt überlässt, einen Einklang zwischen Ökonomie und Ökologie zu finden und die den raschen Infrastrukturaufbau für neue Technologien ermöglicht.

3. Die Wichtigkeit des Individualverkehrs bleibt erhalten. Die Vernetzung von Automobilen mit leistungsfähigen Assistenzsystemen gewinnt an Bedeutung, und Mobilitätsangebote über alle Verkehrsträger werden zunehmen.



Christian Künstler, Toyota

1. Bei Toyota und Lexus darf man sich auf eine Vielzahl von Neuheiten freuen. Alleine am Automobilsalon präsentiert Toyota mit dem neuen Aygo und dem neuen Auris zwei Weltpremieren von Serienfahrzeugen. Lexus steht dem, mit der

Weltpremiere des UX und drei Europapremieren, in nichts nach. Ein besonderes Highlight ist zudem die Lancierung des mit Wasserstoff betriebenen Toyota Mirai im April in der Schweiz.

2. Die Automobilindustrie ist für den Wirtschaftsplatz Schweiz von grosser Bedeutung. Deshalb muss dem Strassenverkehr auch politisch der entsprechende Anspruch eingeräumt werden. Dies bedingt Investitionen: zum einen in den Ausbau und die Erweiterung des Autobahnnetzes und zum anderen in eine flächendeckende Infrastruktur zum Laden und Betanken von Fahrzeugen mit zukunftsweisender Technologie. Dazu gehört vor allem auch das Tankstellennetz für Wasserstofffahrzeuge.

3. Wir werden beim Individualverkehr eine Diversifizierung erleben. Getrieben von neuen Bedürfnissen der Gesellschaft, wird es neue Angebote geben: So werden in Zukunft nicht nur zwei Treibstoffe auf dem Markt sein. Die neuen Erwartungen der Kunden werden darüber hinaus einen noch grösseren Angebotsmix verursachen. Toyota hat sich deshalb bereits jetzt als Mobilitätsanbieter und nicht als reiner Automobilhersteller positioniert. Einige Mobilitätskonzepte der Zukunft können Sie mit dem Concept-i, dem Concept-i Ride und dem Concept-i Walk am Genfer Automobilsalon erfahren.



Sandra Grau, Seat

1. 2018 steht ganz im Zeichen von Cupra. Cupra, kurz für «Cup Racer», war schon immer der ultimative Ausdruck von Sportlichkeit innerhalb der Marke Seat und dafür prädestiniert, Autoliebhaber auf der ganzen Welt zu begeistern. Cupra wird nun als eigenständiges Unternehmen geführt. Als erstes Modell der neuen Marke kommt Ende Jahr der Cupra Ateca auf den Markt. Der kompakte SUV bietet neben seinem ausdrucksstarken Design 300 PS, Allradantrieb 4Drive und ein Siebengang-Doppelkupplungsgetriebe und ist das beste Beispiel für eine perfekte Balance zwischen Sportlichkeit, Fahrvergnügen und Alltagstauglichkeit. Er bietet eine attraktive Alternative in einem Umfeld, welches bisher Premium-Marken vorbehalten war.

2. Mobilität betrifft uns alle. Damit wir die ambitionierten CO₂-Ziele im Jahr 2020 erreichen können, sollte in der Schweiz, wo kraftvoll motorisierte und 4x4 betriebene Autos sehr beliebt sind, ein Anreiz zur Förderung von Fahrzeugen mit alternativen Antrieben gesprochen werden. Damit sich die Schweizer beispielsweise für ein Elektroauto entscheiden, muss die entsprechende Infrastruktur gegeben sein. Wir benötigen vom Staat das Rüstzeug, um auch in Zukunft auf Kundenwünsche zugeschnittene Lösungen bieten zu können.

3. Der Individualverkehr wird seinen Stellenwert beibehalten, doch wird es für den Hersteller immer wichtiger werden, neben dem Automobil selber ein Ökosystem an Mobilitätslösungen und -dienstleistungen zu schaffen, welche den Alltag des Kunden erleichtern.



Marc Langenbrinck, Mercedes-Benz

1. Mit insgesamt elf Premieren ist bei Mercedes-Benz für jede und jeden etwas dabei. Neben der Erweiterung unserer EQ-

Familie mit einem elektrifizierten Smart und den beiden alternativ angetriebenen C 300 e und E 300 de feiern die neue C-Klasse und das viertürige AMG-Coupé ihre Weltpremiere. Die Besucher dürfen sich aber auch auf die G-Klasse und vor allem die brandneue A-Klasse freuen, die ab Mai im Schweizer Markt technologisch einen neuen Benchmark im Kompaktsegment begründen wird.

2. Der individuellen Mobilität beziehungsweise deren Elektrifizierung stehen im Zuge der CO₂-Strategie viele Herausforderungen gegenüber. Emissionsarme und alternativ angetriebene Fahrzeuge werden herstellerübergreifend spätestens 2020 in allen Segmenten verfügbar sein. Ein zeitnaher Kundenerfolg von Elektrofahrzeugen hängt aber stark von der Unterstützung der öffentlichen Hand ab. Dabei denke ich vor allem an Lade-Infrastruktur im Haus und auf der Strasse, die Förderung grüner Energie oder die Fragen um autonome und Shared Mobility. Wir vertrauen insofern auf einen geeigneten Rahmen für Konsumenten und Wirtschaft durch die Politik und den Schweizer Gesetzgeber.

3. Im Zuge des technologischen Fortschritts und der anhaltenden globalen Trends gehe ich davon aus, dass der Individualverkehr intermodaler werden wird. Streng kundenorientierte Lösungen sind hierbei zentral, gerade weil dem Individuum die Komponente Zeit immer wichtiger wird. Die Wahl des Verkehrsmittels beim Zurücklegen einer Strecke wird in Zukunft opportunistischer getätigt werden. Zeitgleich werden sich die Angebote im Individualverkehr vervielfachen, sei es aufgrund von autonomen Fahrzeugen oder der technologischen Möglichkeiten, um die bestehende Flotte besser auszulasten. In all diesen Modellen hat das Auto eine zentrale Rolle.



Peter Schmid, VW

1. 1948 wurden die ersten VW Käfer in die Schweiz importiert. Volkswagen Schweiz feiert dieses Jahr das 70-Jahr-Jubiläum. Passend zum Schweizer Jubiläum präsentiert Volkswagen auch viel Swissness in Genf. Zum ersten Mal sind die neuen SwissLine-Sondermodelle Touran, Passat, Passat Variant und Sharan zu sehen. Weitere Highlights sind der neue Polo und die neuen

SUV-Modelle T-Roc und Tiguan Allspace. Und nicht zu vergessen die GTI-Familie, mit dem legendären Golf GTI, dem pfeilschnellen Polo GTI und dem jüngsten Familienspross, dem agilen up! GTI. Mitte März wird darüber hinaus unser Flaggschiff – der neue VW Touareg – präsentiert.

2. Ich wünsche mir, dass die Strasseninfrastruktur in der Schweiz heute und auch künftig den Bedürfnissen der Bevölkerung und den Anforderungen der Wirtschaft entspricht. Dazu gehört primär die Beseitigung der Kapazitätsengpässe auf den Schweizer Strassen.

Weiter wünsche ich mir, dass die Automobilindustrie politische Rahmenbedingungen vorfindet, die unsere Tätigkeit nicht unnötig behindern. Hängt doch jeder achte Arbeitsplatz in der Schweiz direkt oder indirekt vom Automobil ab.

3. Mit dem I.D. Vizzion, der am diesjährigen Automobilsalon Genf seine Weltpremiere feiert, zeigt Volkswagen auf, wie die individuelle Mobilität der Zukunft aussieht. Die innovative Studie beweist, wie elegant und emotional das Fahrzeug der Zukunft gestaltet werden kann. Im Innenraum des I.D. Vizzion entsteht, ohne Lenkrad und sichtbare Bedienelemente, ein völlig neues Fahr- und Lebensgefühl. Das heisst, die Zukunft des Individualverkehrs ist autonom und elektrisch – auch bei Volkswagen. Doch trotz aller Elektro-Euphorie haben aber auch Verbrennungsmotoren eine Zukunft, denn diese werden immer effizienter und sauberer. Sowohl Diesel wie auch Benziner haben ihre ganz eigenen Stärken, auf die die Autofahrer auch in absehbarer Zukunft nicht verzichten wollen. Der Kunde wird entscheiden.



Piergiorgio Cecco, Maserati

1. In diesem Jahr lancieren wir die Sonderserie Nerissimo, die die Modelle Ghibli, Levante und Quattroporte von ihrer dunkelsten Seite zeigt. Unsere schwarzen

Fahrzeuge finden schon seit je regen Absatz, und deshalb sind wir überzeugt, dass die Nerissimo-Serie genau das Richtige für unseren Markt ist. Freuen kann man sich auch auf unseren Stand am Automobilsalon Genf, denn dort präsentieren wir unsere gesamte Markenwelt. Besuchern wird ein Gefühl von Exklusivität und Italianità vermittelt.

2. Die letzten Entwicklungen in der Verkehrspolitik stimmen uns zufrieden. Der NAF-Entscheid [Bundesbeschluss zur Schaffung eines Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds] ist in unseren Augen ein guter Kompromiss und kommt den Forderungen der Schweizer Automobilimporteure entgegen. Auch was die Umsetzung der CO₂-Steuer anbelangt, scheinen wir bei den relevanten politischen Akteuren Gehör zu finden. Wenig halten wir von der Forderung der deutschen Regierung nach einem Fahrverbot von veralteten Dieselfahrzeugen in unseren Städten.

3. Langfristig wird der Individualverkehr ganz verschwinden – zumindest jener, wie wir ihn heute kennen. Jüngere Generationen haben schon heute ganz andere Ansprüche an Mobilität, die mit Besitztum und Ausdruck von Individualität nichts mehr zu tun haben. Car-Sharing ist hier ein grosses Stichwort. Dahingegen werden Klassiker nichts von ihrer Faszination einbüßen – sei es als Kapitalanlage oder einfach nur zum Vergnügen –, und das stimmt uns zuversichtlich.



Matteo Montibeller, Alfa Romeo

1. Für die Automobilwelt wird 2018 ein Jahr voller Neuheiten sein, was für die Schweizer Verbraucher bedeutet, dass sie dank eines breiteren und vielfältigeren Angebots mehr Auswahlmöglichkeiten haben werden. Genau diesen Weg verfolgt die FCA-Gruppe mit der Lancierung neuer Modelle und Sondereditionen in allen Marken der Gruppe. Erwähnen möchte ich zum Beispiel den neuen Jeep Wrangler als absolute Ikone der Marke Jeep, der sich mit innovativen Lösungen und effizienteren, leistungsstärkeren Motoren ausser wie innen komplett überarbeitet präsentiert und dabei dem ursprünglichen Geist treu bleibt.

Die grosse Neuheit in diesem Jahr ist aber sicherlich der Stelvio Quadrifoglio, der schnellste und leistungsstärkste SUV der Welt, der im vergangenen Dezember in Dubai vorgestellt wurde.

2. Die aktuellen Themen im Automobilsektor sind Effizienz, Sicherheit, neue Dimensionen der Mobilität und natürlich ökologische Achtsamkeit. In diesem Sinne hoffen wir, dass die Entscheidungen und Massnahmen, die zur Verfolgung dieser Ziele getroffen werden, auch weiterhin die wichtige Rolle berücksichtigen, die das Auto im Leben der Schweizer Bevölkerung spielt.

3. Ich denke da an vier Schlüsselwörter, von denen ich glaube, dass sie immer mehr im Mittelpunkt unserer Gespräche stehen werden. «Ökologische Achtsamkeit» mit innovativen Lösungen und Technologien, um neue Emissionsnormen zu erfüllen. «Mobilität» durch den Einsatz einer Vielzahl von Fortbewegungsmitteln und -lösungen, die sich gegenseitig ergänzen; die FCA ist bereits in verschiedenen Car-Sharing-Flotten im Ausland präsent, und wir hoffen, auch in der Schweiz neue Alternativen entwickeln zu können. «Autonomes Fahren»: Viele Unternehmen stellen sich dieser Herausforderung, bei der es darum geht, Antworten auf veränderte Gewohnheiten zu finden und neue Formen der Fortbewegung zu bieten. «Genuss»: Wir möchten nicht, dass der die Produkte der Marken der FCA-Gruppe kennzeichnende hedonistische Aspekt, der mit der Schönheit des Produkts und der Freude am Fahren zu tun hat, irgendwann verlorengeht. ○



«Drei, zwei, eins, go!»: Alfa Stelvio Quadrifoglio.

Alfa Romeo

Rennmaschine auf Eis

Der Stelvio Quadrifoglio ist mit 510 PS der stärkste SUV. Auch auf rutschiger Fahrbahn ist auf ihn Verlass.

Von Gabriel Lotti

Meine Zusage auf die Frage, ob ich am Snow Drive der FCA Group (Fiat Chrysler Automobiles) teilnehmen möchte, kam wie aus der Pistole geschossen: *certo!* Wann hat man schon die Möglichkeit, den Stelvio Quadrifoglio

auf Schnee zu testen? Das Winterfahrtraining findet in Samedan, ganz in der Nähe von St. Moritz, statt. Als *special guests* sind Dominique Rinderknecht, Markenbotschafterin von Fiat, und Ex-Formel-1-Rennfahrer Arturo

Merzario anwesend. Merzario rettete 1976 Niki Lauda bei dessen Unfall das Leben, indem er ihn aus dem brennenden Fahrzeug befreite. Zudem war Merzario im Jahr 1975 Sportwagen-Weltmeister mit einem Alfa Romeo 33TT12.

Die vereiste Teststrecke ist schneebedeckt, und es herrscht schönstes Winterwetter. FCA hat alle Modelle mitgebracht, die mit einem Allradantrieb ausgestattet sind. Inklusive des Stelvio Quadrifoglio.

Ich nähere mich dem Wagen: Er blickt mich an wie ein schwarzer Panther, der das Ziel ins Visier nimmt. Bereits beim Einsteigen fallen mir die sportlichen, mit Wildleder bezogenen

Ferrari

Stimme der Leidenschaft

Die *Weltwoche* durfte in Süditalien den neuen Portofino fahren – ein echtes Coupé und ein waschechter Spider in einem.

Ferrari Italia hat nach Apulien eingeladen. Eine Region, die vom Tourismus noch nicht überschwemmt worden ist: historische Städte, weisse Strände und ein Meer, das einem das Gefühl vermittelt, irgendwo in der Karibik zu sein. Eine Region mit Charakter – kantig-wilde Natur. Eine traumhafte Kulisse für die ers-



Achtung, Suchtgefahr: Ferrari Portofino.

Sitze auf. Die Verarbeitung, das Design, der Überblick im Fahrzeug zeugen von Klasse. Nachdem ich mich eingerichtet habe, lasse ich kurz den Motor aufheulen. Nicht nur der Klang der Auspuffanlage lässt spätestens jetzt erahnen, dass dies eine Rennmaschine ist, sie sieht auch so aus: Die markanteren Lufteinlässe und modifizierte Seitenschürzen, dazu die Kotflügelverbreiterungen, in Wagenfarbe lackiert, all dies lässt das Muskelpaket aggressiv, aber auch elegant aussehen. Die vier Auspuff-Endrohre runden das sportliche Design ab.

Schnellster SUV auf der Nordschleife

Nach einer Inspektionsfahrt gibt der Instruktor die Anweisung: «Drei, zwei, eins, go!» Mit Vollgas lasse ich den Panther beschleunigen, 510 PS und 600 Newtonmeter pressen mich in den Sitz, der Sound gibt mir zu verstehen: «Pass auf, du bist fast schon zu schnell, gleich folgt die Spitzkehre, brems ab!» Erstaunlich, was die Bremsen auf Schnee leisten. Das Fahrwerk ist auf den Modus «Race» eingestellt, hart, aber sehr gut zu manövrieren. Auch auf rutschiger Fahrbahn lässt sich der Stelvio nicht aus der Ruhe bringen. Kaum gebe ich wieder Gas, regeln die elektronischen Fahrhilfen, dass das Heck nicht ausbricht.

Es folgt eine Slalomkombination. Der Stelvio lenkt so präzise ein, dass ich nicht ein einziges Mal ungewollt ins Driften komme. Nie habe ich das Gefühl von Unsicherheit, das Fahrwerk ist stabil und komfortabel zugleich. Seine Sportlichkeit illustriert eine Zahl: Der Stelvio Quadrifoglio hält den offiziellen Rekord auf der Nürburgring-Nordschleife als schnellster SUV mit einer Zeit von 7:51,7 Minuten. Nicht zuletzt spricht für ihn, dass er im Vergleich zur Konkurrenz preislich tiefer angesetzt ist. ○

ten Ausfahrten mit dem jüngsten Ferrari-Modell.

In Borgo Egnazia, in der Nähe von Fasano, übernehmen wir in der eintausend Jahre alten Masseria den neuen Portofino. Nach dem technischen Briefing steigen wir in das Nachfolgermodell des Ferrari California. Vom Fahrwerk bis zum Motor, vom Interieur bis zur Elektronik wurde alles neu konzipiert.

Die Arbeit der Designer war nicht ganz

Vom Fahrwerk bis zum Motor, vom Interieur bis zur Elektronik wurde alles neu konzipiert.

einfach: Sie hatten es mit einem Hardtop zu tun, welches sich in 14 Sekunden öffnen und verstauen lässt, und das bis zu einer Geschwindigkeit von 40 km/h. Der Porto-

>>> Fortsetzung auf Seite 82

Lexus

Zwei überzeugende Premierieren

Die japanische Automarke präsentiert mit dem UX und dem RX 450hL zwei neue Modelle im SUV-Bereich. Ein erster Einblick weckt Vorfreude. Von Thomas Renggli

Herausragender Fahrkomfort, modernste Technologie, zeitloses Design. Lexus setzt seit 1989 in der Automobilproduktion Massstäbe. Die vom Mutterkonzern Toyota lancierte Premium-Marke hat der japanischen Autoindustrie zu neuem Prestige verholfen und ihr ein anspruchsvolles Kundensegment eröffnet.

Nun biegt Lexus in einem neuen Segment auf die Überholspur ein. Der UX ist das erste Crossover aus dem renommierten Haus – ein Einstiegs-SUV, der es mit den deutschen Konkurrenzprodukten aufzunehmen vermag und die Karten in diesem hartumkämpften Markt

niedrigen Bodenfreiheit und einer coupé-artigen Fahrposition entgegenstehen». Der tiefe Schwerpunkt und das steife Chassis ermöglichen eine Agilität, die normalerweise nur bei Fahrzeugen mit Fließheck gewährleistet ist.

Perfekter Familienwagen

Allein optisch ist Lexus mit dem neuen Modell ein Coup gelungen. Der leistungsstarke Motor, über dessen Details sich die Erbauer anlässlich der offiziellen Vorstellung am Genfer Automobilsalon äussern, ist förmlich greifbar. Hält der Inhalt, was die Verpackung verspricht, und bewegt sich

das Preis-Leistungs-Verhältnis auf dem markenüblichen Niveau, könnte der UX auch in den hiesigen Strassen schon bald zum Fixpunkt werden. So oder so: Wer die Qualität der japanischen Edelmarke schon persönlich erleben durfte, wird sich kaum von einer Probefahrt abhalten lassen.

Das Gleiche gilt für ein anderes Novum aus dem Hause Lexus – für den RX 450hL. Er kombiniert die Flexibilität eines SUV mit dem Komfort einer Limousine und bietet dank einer dritten Sitzreihe mit einzeln elektronisch herunterklapp-

baren Sitzen sieben Personen Platz. Die Drei-Zonen-Klimaanlage sowie die aussergewöhnlich grosse Beinfreiheit auf allen Sitzen sind Vorzüge, die man bei Vergleichsmodellen nur selten findet. Lexus hat die Sitzanordnung so gestaltet, dass die zweite Reihe etwas höher liegt als die dritte.

Trotz seines grossen Platzangebots kommt der RX 450hL kompakt und sportlich daher. Im Vergleich zum ursprünglichen Modell RX mit fünf Plätzen ist die Weiterentwicklung auch dank der steiler ausgerichteten Heckscheibe nur 110 Millimeter länger und überzeugt weiterhin durch hervorragende Manövrierfähigkeit und edles Design. Der zusätzliche Laderaum und die ruhige Kurvenlage machen diesen SUV zum perfekten Familienwagen. ○



Neues Segment: Lexus UX.

neu mischen könnte. Er verbindet die einzigartige Handwerkskunst und die herausragenden technologischen Merkmale mit dem markentypischen edlen Design von Lexus. Der UX wirkt stilvoll und kräftig, kompakt und doch geräumig. Der markante Kühlergrill, mehrere ansteigende Linien in der Seitenansicht, die spitz zulaufenden Scheinwerfer und die weit ausgestellten Radhäuser verleihen ihm einen sportlich-dynamischen Look. Am Heck überrascht er mit einem durchgehenden Leuchtband.

Die hohe Gürtellinie und die prägnanten Kotflügel runden das attraktive Design ab. Lexus beschreibt das neue Fahrzeug als «Art von viersitzigem Stadt-Crossover, bei dem das fast brutale Erscheinungsbild und die 4x4-Präsenz eines Geländewagens einer

>>> Fortsetzung von Seite 80

fino ist mit geschlossenem Dach ein echtes Coupé – und ein wahrer Spider in der Cabriolet-Version. Die horizontalen LED-Leuchten passen sehr gut in die neu designte Frontpartie. Trotz der Tiefe des Autos kann man sehr bequem einsteigen. Im Inneren des Portofino fällt einem zuerst das neue Lenkrad auf mit all seinen Funktionen. Neu ist auch das integrierte Display für den Beifahrer, das zum Interagieren verführt. Leder dominiert, die Verarbeitung ist hervorragend. Der GT-Luxussportler wurde mit Sitzen ausgestattet, die sich dem Körper anpassen, soll doch das sportliche Fahren bis ins Kreuz gefühlt werden.

Brachiale Beschleunigung

Am Herzstück, einem V8-Motor mit 3,9 Liter Hubraum, wurden ebenfalls Neuerungen vorgenommen. Er ist noch potenter, reaktiver und elastischer geworden. Mit 600 PS und 720 Newtonmetern ein wahrer Supersportler, erreicht er in 3,5 Sekunden die 100-Kilometer-Marke, in 10,8 Sekunden ist er bei 200 km/h. Die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 320 km/h, das Gewicht beträgt 1600 kg.

Ein wahrer Supersportler: Er erreicht in 3,5 Sekunden die 100-Kilometer-Marke.

Wir fahren zuerst auf der lokalen Autobahn. Die Beschleunigung ist brachial; wenn der Wagen hochdreht, kommt man selbst an der Wippschaltung fast nicht mit. Beruhigend: Der Portofino klebt auf der Strasse, auch in den Kurven bestechen seine Stabilität und Präzision.

Schon vorbei!

Weiter fahren wir auf kurvenreichen Landstrassen von Ostuni nach Alberobello, um schliesslich in Monopoli direkt am Meer anzukommen. Die abwechslungsreiche Topografie lädt ein, das Fahrverhalten voll auszutesten. Beim Anbremsen der Kurve greifen die Brembo-Bremsen fest zu, das Fahrzeug bleibt auf seiner Spur. Nachdem der Ferrari den Kurvenscheitel hinter sich gelassen hat, beschleunigt man am besten progressiv, so vermeidet man unnötige Überraschungen.

Die Ausfahrt im Ferrari Portofino ist viel zu früh vorbei: «Ich will noch mehr!», ruft eine Stimme in mir. Es ist die Stimme der Leidenschaft. Achtung, Suchtgefahr!

Gabriel Lotti



«Spielt mit dem Auto, tänzelt!»: Maserati Ghibli.

Maserati

Spass bei minus 20 Grad

Beim Winter Drive im Engadin erlebten wir die technischen Feinheiten der italienischen Eleganzsportler – und jede Menge Fahrfreude. *Von Philipp Gut*

Es ist nicht unbedingt die erste Assoziation, die man mit der italienischen Luxusmarke Maserati in Verbindung bringt: Schnee und Eis bei klirrenden Minusgraden. Aber nach dem Fahrtraining auf der Strecke Cho d’Punt im Engadin ist klar: Die gediegenen Italiener aus Modena machen auch unter hochalpinen Bedingungen eine exzellente Figur.

Zur Auswahl stehen die beiden Limousinen Ghibli – der Kompakte – und Quattroporte – der Grosszügige – sowie der Levante, das erste Sport Utility Vehicle (SUV) von Maserati. Ich entscheide mich zunächst für einen schwarzen Ghibli mit weinroten Polstern. Nach einer Einführung im geheizten Theorie- und Aufenthaltsraum fangen wir mit einer Art Fingerübung an: mit Slalomfahren im Gegenverkehr. Der professionelle Instruktor zeigt uns, wie man das Steuerrad auch bei starken Einschlägen unter Kontrolle hält.

Aufforderung zu Tanz und Spiel

Bei der zweiten Übung kommt die Geschwindigkeit ins Spiel: Beschleunigen auf der Geraden, wenden, zurück geht’s im Zickzackkurs, schliesslich ist präzises Anhalten in einem markierten Feld gefragt. Nach einigem Abtasten fordert uns der Trainingsleiter zu etwas mehr Mut und Kunstsinn auf: «Spielt mit dem Auto, tänzelt!», ruft er uns zu.

Zwischen den Runden tauschen wir die Modelle. Nach den schnellen Limousinen setze ich mich ans Steuer des SUVs Levante, der sich allerdings als nicht minder sportlich herausstellt und in den kleinen Wettrennen auf schneebedeckter Unterlage überraschend gut mithält.

Der dritte Parcours schliesslich erinnert ein bisschen an die Pferderennen auf dem zugefrorenen St. Moritzersee: ein weisses Oval, auf dem sich die Maserati so richtig austoben dürfen. Hier lernen wir, effizient und sicher eine glitschige Kurve zu nehmen.

Jetzt können wir die Vielfalt der diversen Fahrmodi ausschöpfen, von «I.C.E.» (Increased Control and Efficiency) über «Normal» bis zu «Sport». Im Sportmodus greifen die unsichtbaren elektronischen Helfer zwar immer noch ein, aber relativ fein und spät. Die Krönung des Tages unter dem Gesichtspunkt der Fahrfreude kommt dann, als wir den Knopf «ESC off» (Electronic Stability Control aus) betätigen. Jetzt gibt es nur noch uns, die Fahrer, das Auto in seiner Nacktheit – und den Schnee.

Was bleibt, ist der Eindruck, dass man sich auf die technische Raffinesse der Maseratiflotte auch im Winter absolut verlassen kann. Und dass der Spass bei minus 20 Grad nicht aufhört. ○

«Wir sollten uns entspannen»

Das neue Dieserverbot in Deutschland sei «Enteignung», sagt Gerhard Schürmann, Chef der international tätigen Emil-Frey-Gruppe. Bei der CO₂-Abgabe fordert er eine Anpassung der Ziele. In der Verkehrspolitik wünscht er sich weniger Grabenkämpfe. *Von Philipp Gut*

Aktuelle Einstiegsfrage: In Deutschland gibt es neu ein Verbot für bestimmte Dieselfahrzeuge. Welches war Ihre Reaktion, als Sie davon erfahren haben?

Soll ich Ihnen diesen Kraftausdruck jetzt diktieren? (*Lacht*) Es ist ja nicht ein Verbot für Dieselfahrzeuge generell. Die Behörden können als mögliche Massnahme auch Fahrverbote aussprechen. Das ist aus verschiedener Hinsicht problematisch, zunächst sozialpolitisch. Betroffen sind die älteren Motoren – und damit vor allem die ärmeren Leute, die sich nicht ständig ein neues Auto kaufen können. Den finanziellen Kollateralschaden tragen jene, die sonst schon nicht viel zu lachen haben.

Die Fahrzeuge werden abgewertet.

Produkte, die legal erworben worden sind, werden partiell als nicht mehr einsatzfähig erklärt. Das kommt einer Enteignung gleich: Enteignet wird der Bürger, aber auch der Garagist, der diese Fahrzeuge an Lager hat. Die Folge wird sein, dass sie einfach in Länder verschoben werden, wo das Verbot nicht gilt.

Ist ein solches Verbot auch in der Schweiz zu befürchten?

Wir haben eine andere Gesetzgebung, Föderalismus, direkte Demokratie – und einen geringeren Anteil an Dieselfahrzeugen, besonders älteren. Wir haben nicht dasselbe Problem wie man es in Deutschland hat.

Die Automobilbranche wird auch hierzulande stärker reglementiert, denken wir an die CO₂-Abgabe.

Die Schweiz hat aufgrund des Wohlstandsniveaus einen höher motorisierten Fahrzeugpark und zugleich aufgrund der Topografie einen höheren 4x4-Anteil. Dieselmotoren produzieren weniger CO₂, aber mehr Feinstaub. Wenn wir also mehr Benzin- als Dieselmotoren haben, wird der CO₂-Ausstoss ansteigen. Zudem werden die Messmethoden geändert. Bisher mass man den Ausstoss unter Laborbedingungen, jetzt kommt die *real drive emission*, also die Messung auf der Strasse. Das hat einen grossen Nachteil: Man kann ein Auto nicht mehr unter gleichen Bedingungen prüfen. Der zweite Punkt ist:

Auf Basis dieser Labortest gab der Staat die CO₂-Limiten vor. Wenn jetzt die Messmethoden geändert werden, die Reduktionsziele aber die gleichen bleiben, dann wird es viel schwieriger, diese Ziele zu erreichen. Das heisst: Ohne dass sich das Auto im Geringsten geändert hätte, werden wir in Zukunft höhere Abgaben zu zahlen haben. Und wer zahlt die Zeche? Natürlich der Bürger.

Die Schweiz hat die «Energiestrategie 2050» beschlossen. Was kommt hier auf die Autofahrer und die Branche zu?



«Enorme Strommengen»: Manager Schürmann.

In der Energiestrategie gibt es sich widersprechende Ziele: Die CO₂-Produktion soll runter, gleichzeitig wollen wir aus den AKW aussteigen und mehr Elektroautos auf den Markt bringen. Das beisst sich. Wenn wir in Zukunft so viele Elektroautos haben wollen, wie es die Politik wünscht, dann braucht es in Europa die Kapazität von zusätzlichen 40 bis 50 Kernkraftwerken. Das sind enorme Strommengen. Gelingt es nicht, diese aus klimaschonenden Quellen zu erzeugen, haben wir ein Problem.

Sie sind skeptisch gegenüber Elektroautos?

Ich habe überhaupt nichts gegen Elektrofahrzeuge. Die Frage ist nur, ob sie die Con-

venience haben werden, die sich der Kunde wünscht. Es ist ja nicht so, dass die Leute in Mengen freiwillig Elektroautos kaufen. Die fehlende Autonomie und mangelnde Reichweite, die Zeit für das Laden, die Umweltbelastung durch die Batterien, die Sicherheit und schliesslich die Frage des Restwerts – dies alles sind Punkte, die sich die Kunden überlegen. Was ist ein dreijähriges Elektroauto noch wert? Das weiss niemand. Eine Batterie zu ersetzen, ist sehr teuer.

Das Stauproblem bleibt ungelöst.

Die Situation ist die, dass nicht nur die Strassen überlastet sind, sondern auch der öffentliche Verkehr. Man kann also nicht einfach auf den ÖV ausweichen. Die erste Autobahn wurde in den 1960er Jahren gebaut, das Netz wurde in einer Zeit konzipiert, als wir drei, vier Millionen Einwohner hatten. Heute haben wir achteinhalb Millionen Einwohner und einen viel höheren Lebensstandard. Steigt der Lebensstandard, führt das zu einer höheren Nachfrage nach Mobilität. Die heutige Verkehrspolitik ist dem Vorgehen bei einem Herzinfarkt vergleichbar, wo man mit diesen Ballonen arbeitet: Man rettet dem Patienten zwar das Leben, aber es geht ihm deshalb nachher nicht besser. So auch in der Verkehrspolitik: Wir *ballönlern* notfallmässig dort, wo es am schlimmsten ist, aber wir lösen das grundsätzliche Problem nicht.

Wo müsste man denn am dringendsten den Hebel ansetzen?

Wir haben an vielen Orten – insbesondere in den Städten – eine Politik, die eher auf Kapazitätsreduktion denn auf Kapazitätserweiterung aus ist. Wir haben

die verschiedenen Verkehrsteilnehmer gegeneinander ausgespielt und nicht sauber getrennt. Statt eine Unter- oder Überführung zu bauen, lassen wir die Fussgänger über die Strasse laufen. Ähnliches gilt für die Velos: Wir sollten zumindest auf den Hauptachsen eine Entflechtung haben. Ohne dass wir mehr Platz brauchen würden, bekämen wir so einen besseren Durchfluss. Der Autofahrer und die Verbände unterstützen den öffentlichen Verkehr eigentlich immer, umgekehrt aber spielt das nicht: Die ÖV-Vertreter sehen den Privatverkehr als Konkurrenten an, nicht als sinnvolle Ergänzung. Wir sollten uns entspannen. ○



Auto

Da muss Musik sein

Eine neue Generation Autokäufer wächst heran, Leistung suchen sie nicht zuerst beim Motor. Für sie ist der VW Polo «Beats» ideal. *Von David Schnapp*

Ein VW Polo ist grundsätzlich ein solides, eher sachliches Fahrzeug von hoher Qualität, Made in Germany. Solid und eher sachlich zu sein, ist keine schlechte Sache – im Gegenteil. Trotzdem hat man sich offenbar bei VW gefragt, wie man einen Polo mit Ein-Liter-Motor «cool» oder «funky» machen könnte. Klammerbemerkung: Das ist eine reine Mutmassung, ich habe keine Ahnung, was die sich bei Volkswagen wirklich den ganzen Tag hindurch überlegen, aber das ist auch ein anderes Thema.

Also weiter im Text mit etwas Fantasie: Da sitzt also eine Runde von Verkaufs- und Marketingspezialisten zusammen, bis einer sagt: «Wie wäre es mit einer Kooperation mit Beats?» «Du meinst die Kopfhörerfirma von Dr. Dre, dem Gangsta-Rapper von der Westküste?», fragt ein anderer, der «Beats» eben noch schnell in der Google-App auf seinem Smartphone eingegeben hat. So oder so ähnlich könnte es gewesen sein, die Dinge nahmen ihren Lauf, man führte Gespräche, kaufte eine Lizenz, unterschrieb einen Vertrag, und das

Ergebnis heisst New Polo beats und hat mehr Watt als PS.

Rhythmus im Blut

Das Beats-Audiosystem in dem feinen Kleinwagen leistet genau 300 Watt aus sechs Lautsprechern, der erwähnte Downsizing-Motor bringt es auf 115 PS. «Da muss Musik sein», werden sich die Spezialisten gesagt haben. Bei den Kunden der näheren Zukunft, der sogenannten Generation Y, hat Leistung in einem Auto vielleicht tatsächlich nicht mehr nur mit dem Motor zu tun.

Die Digital Natives sind sowieso schwierige Kunden, der eigene Wagen oder das Haus auf dem Lande ist ihnen nicht mehr so wichtig wie noch ihren Eltern. In den Führungsetagen der Autokonzerne sind ganze Stäbe damit beschäftigt, neue Angebote für die neue, anspruchsvolle Käuferschicht zu entwickeln. Ein gut klingender VW Polo könnte da durchaus ein attraktives Angebot sein. Mein Beats, in knalligem Rot lackiert, erinnert tatsächlich an

die bunten Kopfhörer der Marke mit dem prominenten b auf den Ohrmuscheln, die manches westliche Stadtbild mitprägen. Das prominente runde b findet sich an der A-Säule des Autos, sogar auf dem Schlüssel, und es ist auf die Sitze geprägt. Überhaupt hat das Interieur einen stilvollen Pop-Appeal: Mattlackierte Einlagen am Armaturenbrett oder ein elegant eingelassener Touchscreen gehören dazu.

Natürlich bin ich mit dem Auto auch gefahren, während ich dazu Musik gehört habe. Das Soundsystem klingt erfreulich gut, während dazu der Dreizylinder-Turbobenziner ausgezeichnet mit der angenehm geschmeidigen Sechsgang-Handschaltung harmoniert. Der Motor mit einer Leistung von 115 PS und 200 Nm Drehmoment bringt den knapp 1300 Kilogramm schweren Kleinwagen flott voran, aber Beschleunigungswunder kann man nicht erwarten. Der Ton macht hier die Musik und nicht der Motor. Man könnte es so sehen: Der VW Polo beats ist ein passendes kleines Auto für Menschen mit Rhythmus statt Benzin im Blut.

VW Polo «Beats»

Leistung: 115 PS / 85 kW, Hubraum: 999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Beschleunigung
0–100 km/h: 9,9 s; Verbrauch (EU-Norm): 4,7 l/100km
Preis: Fr. 24 550.–, Testauto: Fr. 25 767.–

	1	2	3	4	5		6	7	8	9		10
11							12			13		14
15							16		17			
		18					19			20		
21	22			23				24		25		
26			27		28			29		30		
31					32			33		34		
	35			36			37					38
39		40			41	42				43	44	45
46	47							48	49			
50							51					
52					53				54			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Eine Verwandte der Ernsthaftigkeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Auf ihr lagert sich Verschiedenes. 6 Auch ohne Ärmel schützt sie den Oberkörper. 11 Sie bringt Gewünschtes mit Nebengeräuschen in Form. 12 Der Antwort auf die Frage nach dem Warum fehlt der Anfang. 13 Reding d. Ä. war Schwyzer Heerführer im Alten Zürichkrieg. 15 Solche Unternehmen bieten den Einzug fremder Forderungen an. 17 Es und der Glanz des Christbaums. 18 Kleine schnelle Schritte machen. 20 Kloster, Exklave des Kantons Aargau. 21 Schlüssel ohne f, wohl aus der Romandie. 23 Georg, einst weitgereister Chefdirigent. 25 Jener Stanislaw, Pole und SF-Autor. 26 Gutenberg läutete eine ein. 28 Wir!, rufen italienische Politiker gern dem Volk zu. 29 Ein bisschen Flüssigkeit dank grosser Heiterkeit. 31 Segeln in globaler Welt. 32 Er mit dem Falkenkopf: ägyptischer Totengott. 34 Wieviele Urkantone es gegeben hat, fragt der Tessiner. 35 Claude und sein Jazzfestival. 37 Fromm, das passt zu diesem Psychoanalytiker. 40 Bei ihr bekommt man Lob. 43 Wir lagern vor Madagaskar: Refrainbeginn. 46 Er bezieht eine Leistung. 48 Was Bösewichte meist im Versteckten machen. 50 Ist man als Jugendlicher oft. 51 Retter, Wundertäter und vieles mehr. 52 Er sah sie nachts im Auto im Rückspiegel. 53 Sesshafte Minderheit. 54 Draussen als natürlicher Bodenbelag, dient auch im Stall als Bodenbelag.

Senkrecht — 1 Ika mit Vorspann ergibt Arzneipflanze. 2 Forscher: Kleinstlebewesen sind sein Fachgebiet. 3 Jene Amanda war ein Multitalent. 4 Grundierung in der Spätgotik. 5 Ein Ehepartner, das waren noch Zeiten. 6 Jean: Schweizer Maler und Zeichner. 7 Inneres Feuer. 8 Das wettermässige entlädt sich oft auch im seelischen. 9 Oberbayer aus dem Landkreis Garmisch-Partenkirchen. 10 Notsignale. 11 Landgüter auf den Balearen. 14 Jene Göttin des Kampfes wie der Kunst. 16 Sint Anthonis, und wie die Gemeinde (NL) ursprünglich hiess. 19 Es ist aufgeklebt, inklusive Hinweis. 22 Er machte Doktor Schiwago filmreif. 24 Rennrad, schnell und vor allem kurz. 27 Bewohner eines Landes auf dem Balkan. 29 Eine Folge von drei gleich langen Noten. 30 Anführer der Westgoten (hier mit t statt f). 33 Keine Geschichtsschreibung und doch: IRA im Rückblick. 36 Ewiger Diktator, und was am Ende übrigbleibt. 38 Seelenwanderung, für ihn eine Tatsache. 39 Deutlich gesagt: stinklangweilig. 41 Ein Hirsch englischer Provenienz. 42 Verschoberer Vorsatz für den milliardsten Teil. 44 Gewusst wie, und schon ist sie die Gattin des Zeus. 45 Jener römische Kaiser, tatsächlich verrückt. 47 Missbilligung der knappsten Art. 49 Analytisches Informationssystem in denkbar minimalster Form. 51 Auf einen Sechstel beschränkter Halbaddierer.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 557

	M		I		M	A	R	I	A			N			
R	O	S	S	I	A	A	R		V		O	I	I	O	
U	N	T	E	R		G	I	E	S	S	B	A	C	H	
S	T	A	R		M	E	D	I	T	I	E	R	E	N	
S		N	I	X		O	N		N	I	G	R	A	E	
A	G	O			S	T	U	T	T	G	A	R	T		
A	R	E	S		S	A	S	E	U		R	E	A	L	
	E	N	O	S			B	I	T	A	M		B		
S	N	B		E		T	Z	E	L		D		K	L	M
P	A	R	T	I	E		K	E	I	I	E	R	E	I	
A		O		M	I	X	E	R		E	L	I	A	S	
N	U		T	Z	E	N		N		P	R	I	M	U	S

Waagrecht — 3 MARIA 7 ROSSHAAR 10 OHIO
13 UNTER 14 GIESSBACH 17 STAR 18 MEDI-
TIEREN 19 NIXON 20 NIGRA (garni) 21 AGO
(-nie) 22 STUTTGART 25 ARES 26 SASEU
27 REAL 28 ENOS 30 BITAM 32 SNB 33 ETZEL
35 KLM 37 PARTIE 38 KEILEREI 40 MIXER
41 ELIAS 42 NUTZEN 43 PRIMUS

Senkrecht — 1 MONT (-real) 2 IHR 3 MAGENTA
4 ARID 5 INSTITUT 6 NICE 7 RUSS 8 STAN-
GENBROT 9 SERIOSO (it. sehr seriös, bierernst)
10 OBERARM 11 HARARE (Lusaka ist Haupt-
stadt von Sambia) 12 OHNE 15 EINTEILER
16 SIGG 18 MOSS 21 ARENA 23 USBEKEN
24 TABLEAU 29 SEIME 31 ADLER (Stein-)
32 SPAN 34 TEIN 35 KRIM 36 MISS 39 ELI

Lösungswort — **RIGOROSITAET**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DIE CELLINI MOONPHASE

Eine einzigartige Interpretation der Mondphasen, die klassische
Eleganz mit einem Hauch von Moderne verbindet.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



CELLINI MOONPHASE

BUCHERER

1888

bucherer.com